This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

(Kotzebue)
BTYA

ILZ7-E,10

Bemerkungen

auf einer

Reiſe aus Liefland

nach

Rom und Neapel.

Von

August v. Kotzebue.

Dritter und letzter Theil.

Köln, 1805.
bey Peter Hammer.

1.

Die Peterskirche.

Sie gilt bekanntlich für ein Wunder der Welt, aber ſie hat mich kalt und unbefriedigt gelaſſen. Ich habe ſie nicht allein nicht ſchön, ſondern auch nicht einmahl imponirend gefunden, denn ihre ungeheure Größe wird durch lauter kleine Schnirkel verſchlungen. Ja, wenn — doch ich will in der Ordnung anfangen. Die Kirche iſt auf dem Circus und den Gärten des Nero erbaut. Der Boden wurde einſt durch Märtyrerblut geheiligt. Schon vor mehr als dreyhundert Jahren iſt der Plan zu der Kirche entworfen, oft verändert, von dieſem Pabſt vernachläßigt, von jenem eifrig befördert worden. Der berühmte Architekt Bramante ſchuf die Idee, eine ungeheure Kuppel darauf zu ſetzen; der Tod erlaubte ihm nur die vier Grundpfeiler aufzurichten, die Raphael d'Urbino zu ſchwach fand, daher den Grund mehr befeſtigte. Bald ſollte die Kirche einem lateiniſchen, bald einem griechiſchen Kreuze ähnlich ſehen, aber bey der Kreu-

zesform blieben ſie alle, ſelbſt Michel Angelo Bonarotti, und doch iſt es grade dieſe Form, die es unmöglich macht, eine einfach erhabene Wirkung hervorzubringen. Michel Angelo nahm bey der Kuppel das herrliche Pantheon zum Muſter, wollte auch der Kirche eine ähnliche Façade geben, ſtarb aber zu früh. Jacob de la Porte vollendete die Kuppel, Carl Maderno das übrige Gebäude. Bernini, der, Gott weiß wie zu ſeinem Ruhme gelangt iſt, beliebte einen Glockenthurm darauf zu ſetzen, den er wieder einreißen mußte, weil die Mauern Riſſe bekamen. Unter Pius VI. wurde noch eine Sakriſtey hinzugefügt. Mehr als ein Dutzend Päbſte und einige Dutzend Baumeiſter haben an der Peterskirche gebaut, gebeſſert, verſchlimmert, gekünſtelt. Schon zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts koſtete ſie ſieben und vierzig Millionen römiſche Thaler; vielleicht koſtet ſie jetzt noch zweymahl ſo viel. Die Façade iſt imponirend, hätte nur der letzte Pabſt nicht den allzumodernen Einfall gehabt, ein paar Uhren anzubringen, die alles verderben. Die verſchiedenen Maaße kann man in allen Büchern finden; um ſich aber doch einen kleinen Begriff von der Größe des Ganzen zu machen, erwähne ich bloß, daß in der Kugel oben auf der Kuppel ſechszehn Perſonen Platz haben, und daß vom Boden bis zur äußerſten Spitze des Kreuzes vier-

hundert zwey und dreyßig Fuß gezählt werden. Bekanntlich wird die Kuppel jährlich am neun und zwanzigſten Juny durch viertauſend Laternen und zweytauſend Feuertöpfe erleuchtet, welches allerdings einen prächtigen Anblick gewähren mag. Von dem mittlern Balkon ertheilt der Pabſt am grünen Donnerſtage den Segen. Die Vorhalle der Kirche iſt groß und ſchön. Ueber dem mittlern Eingang bewundert man eine Moſaik von Giotto, ſchon im Jahre 1303 verfertigt. An beyden Enden links und rechts erblickt man zwey Bildſäulen zu Pferde, von Carl dem Großen und Conſtantin dem Großen, welchen ich aber nicht näher zu treten bitte, denn ſie taugen beyde nichts. Carl will durch einen Triumphbogen reiten, vor dem ein Vorhang weggezogen wird. Welch' eine Idee! einen Triumphbogen gerade wie einen Alkoven zu behandeln. Dennoch hat dieſer ſchülermäßige Gedanke von Comachini, dem glatten Bernini ſo gefallen, daß er flugs ſeinen Conſtantin durch eine Art von Zelt reiten läßt, wo ſich das Pferd nothwendig beym erſten Schritte vorwärts verwickeln muß. Unter den fünf Thüren, welche in die Kirche ſelbſt geleiten, iſt eine zugemauert, nähmlich die heilige Pforte, die nur an Jubelfeſten ſich aufthut, wenn der Pabſt mit dem Hammer daran ſchlägt. Die Mittelthüre iſt ganz von Bronze, und mit Basreliefs geziert, die nicht

ganz dazu dienen, einen Tempel Gottes zu verherrlichen, denn man ſieht z. B. eine Audienz, die irgend ein Pabſt verſchiedenen Nationen ertheilt. Um den Contraſt vollſtändig zu machen, ſind die Basreliefs ringsum ächt heidniſch verziert. — Doch laßt uns hinein treten. Ich war darauf vorbereitet, die Kirche auf den erſten Blick kleiner zu finden, als ihr Aeußeres verſpricht; ob aber, wie man vorgibt, die trefflich beobachteten Proportionen bloß dieſe Wirkung hervorbringen, daran zweifle ich ſehr. Ich ſuche ſie vielmehr zum Theil in der Decoration hinter dem Hochaltar, wo der heilige Geiſt in einer transparenten Glorie flattert, größtentheils aber in der Ueberladung mit Zierrathen aller Art. Beſtände das große Schiff der Kirche ganz aus weißem Marmor, höchſtens ſparſam mit Bronze verziert, der erſte Blick würde ſich unwillkührlich in Thränen der Bewunderung auflöſen. Aber jetzt — dieſe Engel mit Weihkeſſeln, als Muſchelſchaalen, dieſe Marmorſchnörkel von allen Farben, dieſe wie Schwalbenneſter überall angeklebten Grabmähler, dieſe reich verguldete Decke, dieſe Wappen der Päbſte, alles das erdrückt die Größe, und die ganze Kirche gleicht einem ſchönen Weibe des ſiebenzehnten Jahrhunderts, das ſich alle Mühe gegeben hat, hinter lauter Steifröcken und Fontangen ſeine Schönheit zu verſtecken.

Dieſen Eindruck hat das Ganze wenigſtens auf mich gemacht. Jetzt ein Wort von ſeinen Einzelheiten. Das Schönſte in der ganzen Peterskirche iſt das Grabmahl eines Pabſtes von Canova. Zwar iſt die Religion als ein ſehr ſteifes Frauenzimmer dargeſtellt, der Genius hingegen, den der groſe Künſtler auf die andere Seite gehaucht hat, iſt unausſprechlich lieblich, und die herrlichen beyden Löwen beweiſen, daß der Vorwurf, welchen der Neid Canova macht, als ſey ſein Meiſel nicht kräftig genug, ſehr ungerecht iſt. — Eine ſitzende Statüe des heil. Peter ſoll aus dem Bronze des Jupiter Capitolinus gegoſſen ſeyn. — Um das Grab desſelben Heiligen brennen jederzeit hundert und zwölf Lampen. — Der Hochaltar gleich daneben, vor dem nur der Pabſt ſelbſt Meſſe leſen darf, iſt von einem Baldachin überſchattet, der höher iſt als der höchſte Pallaſt in Rom. — Die groſe, wirklich erſtaunenswürdige Kuppel, hat zwey Fuß weniger im Durchſchnitt als die des Pantheon, nähmlich hundert ſieben und dreyßig, iſt aber um zwanzig Fuß höher, nähmlich hundert neun und funfzig, ohne noch die Laterne, das Piedeſtal der Kugel, die Kugel ſelbſt und endlich das Kreuz zu rechnen, welche zuſammen auch noch hundert zwanzig Fuß ausmachen. Mit alle dem bringt ſie bey weitem nicht den lieblich-groſen Eindruck hervor, von dem man im Pantheon unwiderſtehlich ergriffen wird.

Am Charfreitag wird ein ungeheures Kreuz unter der Kuppel aufgehangen, welches, durch mehr als dreyhundert Lampen erleuchtet, eine recht hübſche Dekoration machen ſoll. — Im Hintergrunde der Kirche ſteigt man auf Porphyrſtufen bis zu einem Altar, über welchem die ſogenannte Kanzel des heil. Peter ſteht; natürlich nur ein einfacher hölzerner Stuhl, aber man hat ihn in einen großen Seſſel von Bronze eingeſperrt, auch coloſſale Statüen von Bronze darum geſtellt. Gleich darneben erblickt man auf einem päbſtlichen Grabmahl die famöſe Statüe der Gerechtigkeit von Jacob de la Porte. Von den hundert fünf und dreyßig Statüen, welche die ganze Kirche ſchmücken, wüßte ich keine ſonſt auszuzeichnen. Eine ihrer größten Zierden aber ſind die vortrefflichen Moſaiken, lauter Kopien von den berühmteſten Gemählden, welchen dadurch eine ewige Dauer zugeſichert worden. Die Originale ſind jetzt zum Theil in Paris. Es iſt, als habe man dieſen Verluſt geahndet, und zeitig für Erſatz geſorgt. — Unter den Basreliefs iſt eins von Algarde ſehenswerth, wo Pabſt Leo der Große dem Hunnenkönig Attila verbietet, ſich Rom zu nähern. — Unter den Grabmählern iſt eins von Bernini, welches, wie alle ſeine Werke, ſeinen kleinen, unpoetiſchen Geiſt verräth. Ein coloſſales Todtengerippe nämlich hebt einen Marmorvorhang auf, hinter dem es, wie mit einer Adlers-

Ruhe geſucht hat. — Ein anderes Grabmahl iſt der Königin Chriſtine von Schweden zu Ehren errichtet. Auf einem Basrelief ſieht man dieſe ſonderbare Frau die lutheriſche Ketzerey abſchwören. Es iſt an Naſen und Händen ſehr beſchädigt. — Die prächtige Sakriſtey der Peterskirche hat Pius VI. erbaut, und da ſie ſo neu iſt, ſo wird natürlich ſehr viel daran getadelt, denn alles Lobenswerthe in Rom muß antik ſeyn; übrigens ſey es ſo ſchlecht es wolle. — Auf ſehr bequemen Stufen, welche zarte Damen ſogar auf Eſeln ſitzend erklimmen können, ſteigt man auf das Dach der Peterskirche, wo man ſich in einer ſeltſamen Welt befindet. Ja wahrhaftig, man glaubt in einer kleinen Stadt zu ſeyn, denn man iſt plötzlich unter einer Menge von Gebäuden, die bey den häufig nothwendigen Reparaturen der Kirche, theils den Arbeitern zur Wohnung, theils zu Aufbewahrung der Baumaterialien dienen. Die Kuppel, deren Fuß man nunmehr erreicht hat, ſcheint die Hauptkirche dieſer Stadt zu ſeyn, und die vielen kleinern hin und wieder zerſtreuten Kuppeln, zieren und füllen das Ganze. Man rechne hiezu, daß die um das ganze Dach laufende Gallerie ſo hoch und obendrein mit koloſſalen Statüen beſetzt iſt, daß man durchaus nicht auf die Straßen ſehen kann, wenn man nicht ſehr nahe tritt; ſo wird man begreifen, wie wunderbar täuſchend ein ſolcher Anblick

ſeyn muß, zumal, wenn bisweilen, wie man mich verſicherte, ein Markt von Lebensmitteln für die Bewohner daſelbſt gehalten wird. Ob man aber gleich bereits auf dem Dache ſteht, ſo iſt dennoch bis zur Spitze der Kuppel, noch eine ſchwindelnde Höhe zu erklimmen. Ehe man dieſe Wallfahrt antritt, wird man ſeitwärts auf die Gallerie geführt, welche inwendig ſich rings um die Kuppel zieht. Schaut man von da hinab in die Kirche, ſo krabbeln die Menſchen unten wie kleine Kinder herum. Je höher man ſteigt, je unbequemer wird freylich das Klettern, denn die einwärts gebogenen Wände beengen die ohnehin ſchmale Treppe ſo ſehr, daß man den ganzen Körper auf eine Seite biegen muß. Mehrere Marmortafeln ſind in die Wand gemauert, auf welchen die Nachricht zu leſen, daß irgend eine vornehme Perſon in dem und dem Jahre, die Heldenthat vollbracht, bis in die Kuppel, oder wohl gar bis in die Laterne und Kugel zu ſteigen. Joſeph II. befindet ſich zweymahl darunter, auch Paul I. als Großfürſt. An Stellen, wo die hohen und ſteilen Stufen das Klettern vormahls allzubeſchwerlich machten, hat man erſt ſeit kurzem für den König von Neapel hölzerne Treppen angelegt, die im Zickzack laufen, und zwar auf einem Umwege, aber deſto bequemer bis zu der Laterne geleiten. Welche Ausſicht den Unermüdeten oben erwarte, kann man ſich auch ohne

Beſchreibung denken. Es iſt ein unermeßliches vom Meere begrenztes Panorama! Aber der Sturmwind, der gewöhnlich in dieſen obern Regionen herrſcht, verleidet das groſſe Schauſpiel. Ich rathe jedem Fremden, ſich wohl zu verwahren; ſollte es auch unten noch ſo warm und milde ſcheinen. Ich kann leider durch Erfahrung die Nothwendigkeit dieſe Maaßregel verbürgen. — Es bleibt mir jezt nur noch übrig, ein Wort von dem herrlichen Petersplatze zu ſagen. Er iſt oval, die Kirche im Hintergrunde, zu beyden Seiten vierfache Hallen, die auf zweyhundert vier und achtzig Säulen und acht und achtzig Pilaſtern ruhen, (ein Werk, um deſſen Willen ich Bernini manche Abgeſchmacktheit verzeihe), die Hallen tragen hundert zwey und neunzig Statüen, jede zwölf Fuß hoch, die Heilige darſtellen. Zwey herrliche Springbrunnen, die eine groſſe Waſſermaſſe über neun Fuß hoch hinauf ſchleudern und ſie höchſt mahleriſch wieder herab fallen laſſen, verſchönern den Platz auſſerordentlich. Wenn man aber zu ſeinen Verſchönerungen auch den groſſen Obelisk rechnet, der in der Mitte des Platzes ſteht, ſo irrt man, wie ich glaube. Mag er immerhin ſchon vom Kaiſer Caligula aus Heliopolis in Egypten, nach Rom tranſportirt worden ſeyn; mag immerhin der Mechanismus für bewundernswürdig gehalten werden, durch welchen Fontana auf Befehl Sixtus V. ihn auf dieſen Platz

transportirte, mag immerhin ſeine Errichtung allhier gegen ſiebenzigtauſend Thaler gekoſtet haben; ich bleibe dabey, ſeine Maſſe ſchadet der Façade der Kirche, ohne jene würde dieſe größere Wirkung hervorbringen. Man verſuche es nur, und denke ſich den Obelisk hinweg, ſogleich iſt das Ganze weit impoſanter.

Der Pallaſt des Vatikans.

Wer ihn eigentlich erbauet hat, darüber ſtreitet man; mir iſt es gleichgiltig. Aber intereſſanter iſt, daß vor tauſend Jahren Carl der Große lange darinnen wohnte, als er ſich hier zum Kaiſer krönte. Pabſt Julius II. verlieh ihm ſeinen höchſten Schmuck durch Raphaels Meiſterhand. Seine ſogenannten Logen ſind zu bekannt, die Gemählde und Arabesken derſelben zu lange ſchon vertauſendfältigt, als daß ich mir erlauben ſollte, hier noch davon zu ſprechen. Nur das darf ich nicht verſchweigen, daß ſie, von ſeinen Schülern ausgeführt, theils von ſehr ungleichem Werthe, theils auch durch die Witterung ſchon ſehr beſchädigt ſind. Nach fünfzig oder hundert Jahren wird man kaum noch eine Spur davon ſehen. Ueberdieß — ſollte man es glauben! —

dienen die Logen, wie auch die dahin führenden Treppen, jetzt zum Bequemlichkeitsort für Jeden, der Drang fühlt, ſich ſeiner Bedürfniſſe zu entledigen. Nur mit zugehaltener Naſe kann man hier Raphael bewundern. Nicht alle Stockwerke dieſer Logen (eigentlich offene Gallerien, die vor den verſchiedenen Thüren hinlaufen) ſind von Raphael; ein oberes z. B. iſt von minder berühmten Meiſtern gemahlt, und hier findet man unter andern geographiſche Karten, auf die Wände gepinſelt, die ein Dominicaner entworfen haben ſoll, deſſen Kenntniſſe eben nicht im glänzendſten Lichte erſcheinen. Moscovia iſt ein völlig flaches Land, ganz mit Wäldern und Sümpfen bedeckt. In der großen Provinz Ehſtland ſind nicht mehr als drey Orte aufgezeichnet, nähmlich Wieck, Fegfeuer und Forell. Nun muß man aber wiſſen, daß Wieck gar kein Ort, ſondern die Benennung eines Kreiſes iſt, und daß Forell und Fegfeuer zwey unbedeutende kleine Güter ſind. Die Hauptſtadt Reval fehlt ganz. — Indien iſt ganz mit Gold gemahlt. Die Inſchrift ſagt: es ſey ein Land, wo Milch und Honig fließe, und wo der Erlöſer gebohren ſey. — Italien wird natürlich über alle Maßen herausgeſtrichen. — Längs dieſer Bogen ſind die Zimmer, wo die Cardinäle eingeſchloſſen werden, wenn ſie einen neuen Pabſt wählen ſollen. Ihre Wohnung iſt während dieſer Zeit nicht größer,

als der Raum, welchen ein Bogen der Gallerie einnimmt. Das mag den Herren, die ſich Churfürſten gleich achten, wunderlich genug vorkommen. — Die vier Säle Raphaels mit ihren unſchätzbaren Frescogemählden, bedürfen auch meiner Beſchreibung nicht. Sie ſind auf Papier, Leinwand und Tapeten ſo oft gezeichnet, gemahlt und gewirkt worden, daß es gewiß wenige unter meinen Leſern gibt, die ſie nicht irgend einmahl ſollten geſehen haben. Ich darf nur die Schlachten Conſtantins, die Schule von Athen, den Parnaß u. ſ. w. nennen, um die Gegenſtände ſogleich in Jedermanns Erinnerung zu rufen.

3.

Der Garten des Vatikans.

Wenn eben das Wetter ſchön iſt, ſo mag man ihn wohl durchlaufen, ſonſt aber kann man es auch bleiben laſſen, ohne viel dabey zu verlieren. Man ſieht einen ungeheuern Pinien-Apfel von vergoldeter Bronze, der vormahls auf der Spitze des Mauſoleums Kaiſer Hadrians geſtanden haben ſoll. Merkwürdiger noch iſt das Fußgeſtell der Säule Antonins des Frommen, mit ſeinen Inſchriften und zerbrochenen Basreliefs. Die vordere Seite ſtellt die Apotheoſe An-

toninus und ſeine Gemahlin Fauſtina vor. Der geflügelte Genius iſt nicht übel, aber freylich keine griechiſche Arbeit. Zu beyden Seiten erblickt man Soldaten zu Pferde, wie ſie vormahls die Scheiterhaufen der Kaiſer zu umreiten pflegten. Sie reiten hier in mehreren Reihen über einander; eine Abbildung, die ſich abermahls kein Grieche erlaubt haben würde. — Eine artige Spielerey mag man, beſonders bey Sonnenſchein, nicht vorüber gehen. Es iſt ein dreymaſtiges Schiff von Metall auf einem Beſſin, welches, vermittelſt einer Waſſerkunſt, nicht allein aus allen Maſten Waſſer ſpeyt, ſondern auch ſeine ſämmtlichen mit Waſſer geladenen Kanonen löſt. Zugleich ziehen die Sonnenſtrahlen einen ſchönen Regenbogen darüber hin.

4.

Die Bibliothek des Vatikans.

Sie bedarf zu ihrem Ruhme meiner Feder nicht. Schon ſeit Jahrhunderten iſt man gewohnt, ſich den koſtbarſten literariſchen Schatz zu denken, wenn man ſie nennen hört. Sie beſaß noch vor wenigen Jahren dreyßig tauſend Manuſkripte. Jetzt wird ſie freylich von der Pariſer Bibliothek übertroffen, doch nur indem man ſie

beraubte, wurde es möglich, ihre Nebenbuhlerin hoch über ſie zu erheben. Die Bibliothek zu Paris zählt jetzt, bekanntermaßen, über achtzigtauſend Manuſkripte, doch die koſtbarſten unter dieſer ungeheuern Anzahl, hat Bellona, als Siegerbeute, dem Vatikan entwandt. Gern hätten wohl die Franzoſen auch das herrliche Gebäude mitgenommen, das hier den Wiſſenſchaften zum Tempel dient; ein wenig zu bunt bemahlt, ſonſt aber werth, die Geiſter der Weiſen aller Zeiten zu beherbergen. Sixtus V. hat es erbaut. Wer möchte das prophezeyt haben, als der arme Hirtenknabe die Schweine hütete? — Im Vorſaale hängen die Portraits aller Cardinäle, welche Oberaufſeher der Bibliothek waren. Sie ſind meiſtens ſchlecht gemahlt, und ihre rothe Kleidung thut dem Auge weh. Ein großer, ſehr breiter Saal, über zwey hundert Fuß lang, in der Mitte durch ſieben Pilaſter in zwey Schiffe getheilt, ſieht beym erſten Anblick gar nicht aus wie eine Bibliothek, denn man erblickt kein einziges Buch. Sie ſind alle in nicht hohen Schränken verwahrt. Die verſchloſſenen Thüren ſchützen ſie vor Staube, und ſtehen auch dieſe offen, ſo hält noch ein inneres Drathgewebe räuberiſche Hände ab; doch freylich nur ſolche die unbewaffnet ſich zeigen. Während der kurzen Herrſchaft der Neapolitaner hatte General Mack an die Thüre der Bibliothek ſchreiben laſſen:

Todesſtrafe für den, der ſich hier vergreift. Dieſes Verbot reizte die Habgier nur noch ſtärker. Einige neapolitaniſche Soldaten drangen ein, riſſen den älteſten vorhandenen Codex aus dem Schranke, weil ſie ſeinen Beſchlag von vergoldetem Metall für Gold hielten, liefen damit fort, brachen auf der Straße das vermeinte Gold davon, und warfen des eigentlichen Schatzes unkundig, den ſie wirklich bereits in Händen hatten, den Codex in den Staub. Ein ehrlicher Winzer, der eben vorbey gieng, ſah ihn liegen, meinte, das Buch könnte doch wohl noch zu etwas taugen, und trug ihn flugs zu ſeinem Herrn, der glücklicherweiſe ein nicht unwiſſender Abbate war. Dieſer ahndete den Werth der Handſchrift, und brachte ſie dem Bibliothekar des Vatikans zurück, einem wackern gelehrten Manne, der wirklich ſchon heiße Thränen darum vergoſſen hatte. — Die Frescogemählde an den Wänden des Saales ſind, wie ſchon erwähnt, zu bunt, (obgleich von den beſten Meiſtern jener Zeit). Sie ſtellen die Thaten Sixtus V. vor; rechter Hand ſieht man auch zwiſchen den Fenſtern die acht erſten Concilien. Die Bilder linker Hand gegenüber ſind ſehr zweckmäßig, denn ſie ſollen die allerälteſten Bibliotheken vorſtellen. Da hat man nun freylich des Guten auch zu viel gethan, denn die Geſetztafeln Moſis waren noch keine Bibliothek, eben ſo wenig als die babyloniſche Schule,

der Sage nach, vom König Nebucadnezar errichtet. Dann aber folgen die atheniensiſche Bibliothek, von Piſiſtrat; die unglückliche alexandriniſche, von Ptolomeus Philadelphus; die palatiniſche vom Kaiſer Auguſt errichtet. An dieſe reihen ſich die heiligen Bibliotheken zu Jeruſalem, Cäſarea und endlich zu Rom; die leztere dem Vorgeben nach, ſchon zu den Zeiten des heiligen Peter gegründet. — Eine ſehr zweckmäßige und inſtruktive Idee iſt es ferner, daß man auf den ſieben Pilaſtern alle die klugen Männer abgebildet hat, welche ihre Nationen die Kunſt zu ſchreiben lehrten, oder doch die ſchon vorhandene Schriftſprache mit neuen Buchſtaben vermehrten. Wenn man einen Blick auf alle dieſe verſchiedenen Bilder zurück wirft, ſo kann man daraus einen Schluß ziehen, wie wenig Raum eigentlich für Bücher in dieſem großen Saale übrig geblieben. Schränke überall, aber ſehr niedrig; die vatikaniſche Bibliothek iſt die einzige, in der man keiner Leitern bedarf. — Ein paar große ſchöne Marmortafeln ſtehen hier, deren Einfaſſung von vergoldeter Bronze mit Basreliefs geziert iſt, welche die Thaten Pius VI., z. B. ſeine Reiſe nach Wien, u. dgl. m. vorſtellen. Sie ſind beſchädigt. „Die Franzoſen, ſagte der Cuſtode, haben die Tafeln reſpektirt, unſere Freunde, die Neapolitaner, nicht.“ — Guter Cuſtode! wäre hier wirklich Gold zu hohlen geweſen, die Neapolita-

ner würden keine Spur mehr davon gefunden haben. — Eine etwas krumme Säule, aus einem einzigen Stück orientaliſchen Alabaſters, iſt bemerkenswerth, ſo wie ein Sarkophag von weißem Marmor, in dem man ein Stück Asbeſt fand, ein unverbrennbares Leichentuch, welches noch gezeigt wird. — Jetzt tritt man in eine Gallerie, die vierhundert Schritt lang iſt. Die Schränke zu beyden Seiten ſind mit den ſeltenſten Ausgaben von Büchern angefüllt, und oben darauf ſtehen eine große Menge etruſciſche Vaſen, die zum Theil ſehr ſchön ſeyn ſollen, von deren Schönheit ich aber nichts begreiſe. Für ein hübſches Service von Berliner oder Dresdner Porcellain gäbe ich ſie alle zuſammen hin. Eine Menge chriſtlicher Alterthümer werden auch gezeigt, Marterwerkzeuge für die erſten Chriſten; Bilderchen aus Griechenland gerettet, als die Bilderſtürmerey ihnen drohte; Schnitzwerk, Medaillen und dergleichen. In den Mauern ſieht man Basreliefs, von den ausgegrabenen Sarkophagen der alten Chriſten abgeſägt. — Linker Hand endigt dieſe Gallerie mit einem ſchönen Zimmer, welches mit alten Handſchriften auf egyptiſchem Papyrus tapezirt iſt. Ob ſie gleich nur Schenkungen betreffen, die der Kirche gemacht worden ſind, ſo ſind ſie doch durch ihr hohes Alter ehrwürdig, denn ſie rühren ſämmtlich aus dem fünften und ſechſten Jahr-

hundert her. Ueberdieß prangt dieſes Zimmer mit einem herrlichen Plafond, von unſerm Raphael Mengs, die Geſchichte, welche die Weltbegebenheiten auf dem Rücken der Zeit in ihr großes Buch trägt. Ob aber die Allegorie wohl zu vertheidigen ſeyn möchte? — Die Zeit ruhend und gar knieend darzuſtellen, iſt mehr als kühn. Iſt denn jemahls ſeit Erſchaffung der Welt eine Begebenheit vorgefallen, bey welcher die Zeit zu verweilen gewürdigt hätte? — Wir wenden uns nunmehr, um auch die andere Hälfte der vom Saal durchſchnittenen Gallerie zu durchwandern. Hier findet man ſeit kurzem unverſchloſſene Bücherrepoſitorien auf den niedrigen Schränken errichtet. Sie enthalten ſiebzehntauſend Bände aus aufgehobenen Klöſtern und Communen zuſammen gebracht. So, meinte der Cuſtode, ſey der vatikaniſchen Bibliothek ihr mannichfaltiger Verluſt reichlich erſetzt worden. Das reichlich iſt nähmlich von der Anzahl zu verſtehen. Die Gallerie ſchließt an dieſem Ende abermahls mit einem ſchönen Zimmer, das profane Muſeum genannt, denn es bewahrt heidniſche Alterthümer. Darunter iſt ein uraltes metallenes Götzenbild der Etruſker, welches ihrem rohen Geſchmack eben keine Schande macht. Ferner, ein Gott der Mäuſe, der ſchwerlich bey unſern Damen Glück machen würde; einige ſchöne Moſaiken u. ſ. w. — Das Kupferſtichkabinet,

in einem Nebenzimmer, iſt, für eine ſolche Bibliothek eben nicht ſehr bedeutend. — Von den Büchern und Manuſcripten ſage ich kein Wort, denn ſie ſind den Gelehrten ſchon längſt durch gedruckte Cataloge bekannt.

5.

Das vatikaniſche Muſeum

iſt unſtreitig das herrlichſte in dieſem Pallaſt; vorzüglich imponirt das Lokal, ein Muſentempel, wie wahrlich kein zweyter mehr exiſtirt. Auch ſoll die Mutter des franzöſiſchen Kaiſers, als ſie zum erſtenmahl dahin geführt wurde, ſtaunend ausgerufen haben: „ich glaubte, wir beſäßen in Paris auch etwas, aber ich ſehe wohl, wir haben noch gar nichts.“ — Freylich wird weder in Paris noch in Corſika etwas ähnliches gefunden. Noch jetzt, nachdem die Franzoſen das Muſeum ſo manches Schmuckes beraubt haben, iſt und bleibt es vielleicht das erſte in der Welt. Was die ſchönſten Zeiten griechiſcher und römiſcher Kunſt geliefert haben; was nur immer Koſtbares einſt Tempel, Bäder, Palläſte, Gräber, Märkte und Circus ſchmückte, iſt hier vereint. Alles zu nennen vermag ich nicht, zu beurtheilen noch weniger. Was mir die tiefſten Eindrücke gemacht, will ich kurz erwähnen. — In der prächtigen Vorhalle: Der Sarkophag des Cornelius Sei-

pio, (eines Vorfahren des Scipio Afrikanus,) durch hohes Alterthum ehrwürdig, denn dieſer Scipio war Conſul im vierhundert ſechs und fünfzigſten Jahre der Stadt. Es ſind nicht viel über zwanzig Jahre, daß man ſein Grabmahl in einem Weinberge gefunden, nebſt vielen Steintafeln, auf welchen Inſchriften und Verſe zum Lobe dieſer Familie ſtehn, und auch hier aufgehängt ſind. — Der berühmte Torſo iſt, aus guten Urſachen, nur noch in Gips zu ſchauen; ich habe den Marmor in Paris geſehn; er hat mich dort eben ſo kalt gelaſſen als hier. Es gehört bloß ein Kenner, wie Michel Angelo dazu, um in einer Statüe, der Kopf, Arme und Beine fehlen, das non plus ultra der Kunſt gewahr zu werden. — Ich eile durch die ſchöne runde Vorhalle, weil ſie abermahls nur Fragmente von Statüen enthält. Ich will es recht gern glauben, daß es lauter koſtbare Fragmente ſind; ich denke aber doch, die Römer und Griechen würden lachen, wenn ſie ſähen, wie ſorgfältig wir jede zerbrochene Puppe von ihnen aufſtellen, die ſie ſelbſt höchſt wahrſcheinlich würden weggeworfen haben. — In einem andern Zimmer ſteht die ſchöne Gruppe des Bachus, der ſich auf einen Zaun ſtützt. — Im achteckigen Säulengang des Hofes, unter vielen merkwürdigen Sarkophagen, Basreliefs u. ſ. w., der geprieſene Merkur, ſonſt Antinous von Belvedere genannt,

(Pouſſin's Studium der Schönheit), eine Venus mit dem Liebesgotte, deren Kopf das Portrait der Gemahlin des Kaiſers Alexander Severus darſtellt; der Gipsabguß des Apoll von Belvedere; der des Laokoon; der herrliche Perſeus von Canova, der, nach meinem Gefühl, einen großen Theil des Geraubten erſetzt, und unter den ſchönſten Werken des Alterthums kühn ſeinen Platz behauptet. — Eine Gallerie iſt größtentheils mit Thieren angefüllt, die vortrefflich nach der Natur gearbeitet ſind. Hier giebt es Löwen und Wölfe, Tiger und Katzen, Adler und Eulen ꝛc. Die koloſſale Bildſäule des Nil, von ſechszehn Kindern umgeben, weil der Nil, wie man ſagt, ſechszehn Zoll hoch ſteigen muß, um eine glückliche Ueberſchwemmung zu verurſachen. — In einer zweyten, abermahls mit Thieren aller Art beſetzten Gallerie, dient der Flußgott Tiber dem Nil zum Pendant. In beyden Gallerien ſind ſchöne Fragmente von antiken Fußböden. — Hierauf folgt abermahls eine lange, an trefflichen Statüen reiche Gallerie; es ſind ein Paar ſitzende darunter, deren griechiſche Inſchrift die intereſſante Nachricht giebt, daß es Portraits der beyden griechiſchen Dichter, Menander und Poſydippus, ſind. — Von drey Sälen mit Büſten angefüllt, ſage ich weiter nichts, als daß in einem derſelben auch der Fechter (ein Meiſterwerk Canova's) ſteht, und in einem andern

ein herrlicher Jupiter auf einem Adler ſitzend. — Ein Saal, von Pius VI. angelegt, hat einen vortrefflichen, in der Villa Hadrians gefundenen Fußboden, der oft den Blick von dem zarten Ganymed und der ſchönen Venus abzieht, welche hier unter mehreren Kunſtwerken entzücken. — Der Saal der Muſen iſt prächtig, aber die Muſen ſelbſt haben ſich leider in Gips verwandelt. Doch gern verweilt man noch bey den Hermen berühmter Redner, Philoſophen und Dichter, die ihnen zur Seite ſtehen. — Der folgende runde Saal, gleichfalls ein ſchönes Denkmahl Pius VI., fällt durch zehn koloſſale Büſten auf, und einzig in der Welt iſt die ungeheure Schaale von Porphyr, welche in der Mitte ſteht; ſie hat ein und vierzig Fuß im Umkreis! — Ein wie ein griechiſches Kreuz geſtalteter Saal wird durch eine Thür verſchloſſen, die — wenn es doch nun einmahl Himmelspforten geben ſoll — wohl allein würdig ſeyn möchte, dieſen Platz auszufüllen. Es wimmelt hier abermahls von Kunſtwerken und Seltenheiten. — Auf einer prächtigen Treppe ſteigt man in das obere Stockwerk, und findet mit Erſtaunen abermahls eine Reihe von Zimmern, Sälen, Gallerien mit Kunſtwerken aller Art angefüllt. Es befindet ſich darunter auch eine reiche Sammlung von egyptiſchen Alterthümern. Ein antiker Wagen, ganz von Bronze, und der wohlerhaltenſte,

der exiſtirt, iſt erſt kürzlich gefunden worden.— Alle dieſe unzähligen Schätze werden noch täglich vermehrt, und ſchon harrt eine reiche, zu Oſtia ausgegrabene Sammlung, der ordnenden Hand. Ich bin ſehr kurz geweſen, weil ich fühle, daß jede Beſchreibung langweilig ſeyn, und doch keinen Schatten von Wirklichkeit liefern würde. Schade nur, daß ein Fremder dieſes Meer von Genüſſen unmöglich ausſchöpfen kann, denn, wäre er auch Monathe lang in Rom, ſo müßte er nichts thun als täglich das vatikaniſche Muſeum beſuchen und wieder beſuchen, wenn er jede einzelne Schönheit deſſelben in ſein Gedächtniß prägen wollte. Pius VI. hat viel für daſſelbe gethan, aber auch nicht ermangelt, unter jedes von ihm hier aufgeſtellte Kunſtwerk die Worte zu ſetzen: munificentia Pii VI. Der jetzige Pabſt iſt beſcheidener, er ſchreibt: cura Pii VII.

6.

Die Akademie der ſchönen Künſte.

Sie iſt dem heil. Lucas geweiht, und ihr gehört auch die ſehr alte, neben ihrem Verſammlungsort gelegene Kirche. Die Produkte ihrer Zöglinge, Bildhauer, Mahler und Architekten, ſind in zwey Stockwerken aufgeſtellt; die Bildhauer machen den Anfang, ſchon auf der Trep-

pe und im Vorſaal wimmelt es von Basreliefs in gebrannter Erde. Aber — faſt kömmt es Einem ſo vor, als ob man zu Weimar in den Saal der Preisausſtellung von Göthe träte, ſo ſehr ſchlecht ſind ſie alle. Ein einziges von Canova ragt hervor, wie eine Pinie über den Buchsbaum. Unter den Preisgemählden des erſten Stockwerks giebt es einige, die keimendes Talent verrathen. Ein Zimmer iſt mit architektoniſchen Zeichnungen behangen, von welchen ich nichts verſtehe. — Am intereſſanteſten für den Fremden iſt der obere Stock, wo ein großer, durch Bogengänge getheilter Saal, ſehr geſchmackvoll zu Aufbewahrung der der Akademie gehörigen Kunſtwerke eingerichtet iſt. Das herrlichſte von Allen — obwohl zerſtört und nicht mehr ſchaffend — iſt Raphaels Schädel, der unter einem Gehäuſe von Glas ſteht, und dem zur Seite man Inſchriften in Marmor gegraben lieſt, die, für ein ſolches Genie, viel zu pompös und wortreich ſind. Nach meinem Gefühl würden die Worte: Raphael der Mahler, die erhabene Einfachheit dieſes großen Künſtlers beſſer bezeichnet haben, als alle die ſinnreichen Hyperbeln, die man hier verſchwendet hat. Die Empfindungen, mit welchen man vor einem Schädel ſteht, der einſt ſo kunſtreich eine Welt umfaßte und darſtellte, gewähren einen Genuß, der nicht mit der Zeit Abrechnung hält. Unſer Körper gleicht

in ſolchen Augenblicken einer auflodernden Lampe; die hohe Flamme verzehrt zu viel Oel, aber ſie leuchtet auch um ſo heller. Und wer möchte ſein Leben nach Jahren zählen, wenn er es in einigen Tagen, mit dem Geiſte ſchwelgend, aufzehren könnte? — Ueber Raphaels Schädel hängt ein Gemählde von ihm, das ich doch kaum für ſeinem Pinſel erkannt haben würde; es iſt das des heil. Lucas, wie er die Madona mahlt. — Eine intereſſante Zierde des Saals macht eine reiche Sammlung von Portraits, (ich glaube es ſind einige hundert,) von allen vormahligen und jetzigen Mitgliedern der Akademie. Schade nur daß ſie, wegen Mangel des Raums, ſo hoch unter dem Geſims hängen, daß ein gutes Auge kaum ihre groß geſchriebenen Nahmen leſen, weit weniger an den minder beleuchteten Stellen ihre Züge unterſcheiden kann. Auffallend iſt, wie geiſtreich die alten, meiſt magern Köpfe gegen die neuern, fetten und dummen Phyſiognomien abſtechen. Doch vielleicht wurden jene beſſer gemahlt, vielleicht iſt auch das moderne, ſteife Coſtüm Schuld daran. Die Heiligen, welche ſich mit Mahlerey beſchäftigt haben, nehmen für ſich einen Ehrenwinkel ein. — An der Wand erblickt man das Medaillon von Guſtav III., König von Schweden, unter demſelben eine Sammlung von ſchwediſchen Medaillen, die, laut der Inſchrift, dieſer Monarch bey ſeinem Aufenthalt in Rom, der

Akademie ſchenkte. — Uebrigens ſind alle Wände mit Bildern behangen, von geſchickten Akademikern gemahlt. Ich zeichne, wegen der außerordentlichen Lieblichkeit, eine I r i s aus, die dem Pinſel eines Engländers oder Deutſchen ihr Daſeyn verdanken ſoll; ſeinen Nahmen konnte ich nicht erfahren. Abgüſſe von den ſchönſten Antiken ſind hier und da aufgeſtellt. Es befinden ſich ein Paar vortreffliche unter ihnen, die ich ſonſt nirgend geſehen habe, und deren Originale in England ſind. — Wie viele Kunſtwerke verſchlingt und verſchließt dieſes Land! — Ich bediene mich mit Fleiß des Ausdrucks v e r ſ c h l i e ß e n, denn wer ſieht ſie dort, wo ſie in Landhäuſern zerſtreut und verſteckt werden? — Faſt ſollte man w ü n ſ c h e n, daß England einmahl erobert würde, weil das der einzige Weg zu ſeyn ſcheint, um die Kunſtſchätze, die dort eben ſo tief, als einſt in der Erde, begraben liegen, einmahl wieder gemeinnützig zu machen.

7.

Die Villa Panfili.

Man muß ſehr weit fahren, um ſehr wenig zu ſehen. Die Villa iſt wegen ihrer Größe berühmt, denn ſie ſoll fünf Meilen im Umfang haben. Ferner ſpricht man viel von ihrer weiten Ausſicht bis zum Meere; ich kann das weder leug-

nen noch beſtätigen, denn ich ſah ſie an einem ziemlich trüben Tage. Auch ihren Faun, der, durch eine Waſſerkunſt getrieben, Liederchen auf der Flöte bläſt, habe ich nicht bewundern können, denn die Seele war von ihm gewichen, die Waſſerkunſt verdorben. Sie darf, eben ſo wohl als die Ville Ludoviſi, gerechten Anſpruch auf den Titel eines Lazareths von Antiken machen, denn ſie iſt mit furchtbaren Ueberreſten ausgeſchmückt. In dem dazu gehörigen Landhauſe gibt es freylich einige beſſere, aber nichts ausgezeichnetes; man müßte denn die Büſte der famöſen Donna Olympia dahin rechnen, die mir in der That intereſſant war, weil der Geiz und der Hochmuth, durch welche ſie einſt Rom ausſog und quälte, ſehr leſerlich in ihre Phyſiognomie geſchrieben ſind. Unter den Gemählden iſt vollends gar nichts von Bedeutung. Die beſten, welche einſt da ſich befanden, ſind auf eine ſchlaue Weiſe geſtohlen worden. Eines Abends nähmlich, in den Zeiten der Revolution, meldeten ſich fünf franzöſiſche Huſaren oder Dragoner bey dem Cuſtode, zeigten ihm eine Einquartirungskarte, und nahmen von dem Schlößchen Beſitz. Am andern Morgen waren ſie ſammt den ſchönſten Gemählden verſchwunden. Den Kopf der ſchönen Vatermörderin Cenci haben ſie doch hängen laſſen. — Einige koſtbare Säulen von nero und verde antico würden, außer

Rom, allerdings Bewunderung verdienen; hier ſieht man dergleichen gar zu viel. Eine Menge andere Spielereyen hingegen würden in der ganzen Welt nur die Aufmerkſamkeit von Kindern erregen z. B. ein paar lange Stoßzähne von dem Fiſche, der, wo ich nicht irre, Narbal heißt, ſind in kleine Gerüſte, wie ein paar Espontons vor einer Hauptwache, befeſtigt und aufgeſtellt. Allerley Corallen, chineſiſche Töpferwaare, Schatullen von der famöſen Olympia, ausländiſches Porcelain und was dergleichen Spielereyen mehr ſind. — Die Villa ſoll an demſelben Orte gelegen ſeyn, wo vormahls die Gärten des Kaiſers Galba ſich befanden. Jetzt gehört ſie dem Hauſe Doria.

8.

Der Pallaſt Corſini.

Faſt ſcheint es, dieſer Pallaſt ſey nur frommen Damen gewidmet, denn der eigentliche Beſitzer wohnt, wenn ich nicht irre, zu Florenz. Aber die ſeltſame Königin Chriſtina von Schweden hat hier bis zu ihrem Tode gehauſt, und ihn durch den Mord ihres Lieblings Monaldeſchi entweiht. Jetzt wird er von einer frommen Erzherzogin von Oeſtreich bewohnt. — Clements XII., aus dem Hauſe Corſini, hat dieſem Pallaſte viele Prachtzimmer angebaut, die, der Sage nach,

ganz neu möblirt ſind. Wer ſich alſo einen Begriff von dem neueſten Geſchmack der Römer in Möbeln machen will, der komme und ſchaue — dunkle, ſchwere Stoffe von Sammt mit Seide durchwirkt, altväteriſche Stühle mit ledernen Kappen und prächtige Marmortiſche auf geſchnirkelten Füßen. Die Gemähldeſammlung iſt ziemlich reichhaltig, und uſurpirt, wie gewöhnlich, berühmte Nahmen, doch ſind allerdings auch einige vorzügliche Werke von Andrea del Sarto, Tizian u. ſ. w. darunter. Sehr auffallend iſt eine Madonna, die ſich durch den kräftigen Charakter faſt vor allen Madonnen der Welt auszeichnet. Ich fragte mit Begierde nach dem Nahmen des Mahlers, und hörte einen Spanier, Marillos nennen, der mich aufs neue mit Achtung für die ſpaniſche Schule erfüllte, denn eine gewiſſe heiße Kraft ſpricht aus ihren Werken, die wohl ein Erzeugniß ihres Klima's ſeyn mag. Wie ihre Früchte eine brennende Farbe tragen, ſo auch ihre Gemählde. — Unter den antiken Büſten zeichnet ſich ein Kopf des Seneca aus. — Die Bibliothek dieſes Pallaſts, welche acht große Zimmer füllt, iſt eine der angeſehenſten in Rom. Sie iſt beſonders reich an Manuſcripten des fünfzehnten Jahrhunderts, beſitzt auch eine Kupferſtichſammlung von vierhundert Bänden. — Die mit dem Pallaſt verbundene Villa liegt am Abhange des Berges Janiculus, auf dem Platze,

wie man behauptet, auf welchem der Vetter des Satyrikers Martial ſein Landhaus hatte. Man will das durch die Rom beherrſchende Ausſicht beweiſen, welche Martial eben auch dem Hauſe ſeines Vetters mit den Worten zuſchreibt: hinc septem dominos videre montes, et totam licet aestimare Romam. Man könnte jedoch daſſelbe von vielen Plätzen ſagen.

9.

Die Villa Albani.

Man fährt durch das ſalariſche Thor, in deſſen Nähe, und zwar auf dem ſogenannten Laſterfelde (campus sceleratus), die Veſtalinnen lebendig begraben wurden, welche, ſtatt des heiligen Feuers in ihrem Tempel, das Flämmlein ſinnlicher Liebe in ihrer Bruſt genährt hatten. In dieſer Gegend war auch das Haus des Atticus gelegen, an den Cicero ſo viel herzliche Briefe geſchrieben hat. Längſt verhallt ſind die Seufzer der unglücklichen Liebe, wie der Zuruf der Freundſchaft. Von Erinnerungen begleitet erreicht der Fremdling die nahe Villa Albani, und auch hier erwartet ihn eine Erinnerung, die, wenn er ein Deutſcher iſt, ihn mehr intereſſiren wird als jene; denn Winkelmann hat die Kunſtſchätze dieſer Villa geordnet; fünf Jahre

hat

hat er damit zugebracht; ſehr oft wohnte und ſchlief er hier; der alte Mann, der die Fremden herumführt, hat ihn noch gekannt, und verſichert, er ſey ein galant' uomo geweſen. Daß hier eine ſehr verſtändige Hand gearbeitet, würde man errathen, wenn man es auch nicht erführe, denn jedem andern als Winkelmann möchte es ſchwer geworden ſeyn, einen ſolchen Reichthum von vortrefflichen Kunſtwerken ſo zu ordnen, daß ſie eine einfach große Wirkung hervorbringen, und daß man nicht eher merkt, wie ſehr viel man geſehen hat, bis man zu Hauſe ſich die Gegenſtände wieder ins Gedächtniß ruft. Die Villa Borgheſe gleicht einer ſchönen Frau im größten Staate, mit Diamanten überladen, um ſo eben in die hellerleuchtete Oper zu fahren; die Villa Albani iſt eine ſchöne Frau im ausgeſuchteſten Negligé; da ſind auch Spitzen und Diamanten, aber mit ſcheinbarer Nachläſſigkeit, mit ſchlauer Sparſamkeit angebracht; das Auge wird nicht verwirrt noch ermüdet, kein Schimmer blendet, die Empfindung bleibt ungeſtört. Man findet hier überhaupt gar nichts ſchlechtes; was keinen hohen Kunſtwerth hat, bietet wenigſtens ein hiſtoriſches Intereſſe dar, oder iſt durch hohes Alterthum intereſſant. Ich werde von dem reichen Schatze nennen, was mir im Gedächtniß blieb. Iſt man durch die ſchöne Vorhalle mit den drey koloſſalen Masken in den Korridor ge-

treten, ſo laſſe man das antike Gemählde nicht unbemerkt, Livia und Octavia, dem Mars opfernd. Es iſt zwar von keinem Meiſter gemahlt, aber die Bilder aus jenen grauen Zeiten ſind ſo ſelten! — Die Treppe iſt mit ſchönen Basreliefs geſchmückt, vorzüglich ſind ein paar Bachantinnen voll Bewegung und Grazie. Wenn nur die Griechen nicht meiſtentheils ſo ſteife Gewänder gemacht hätten; eine Klage, die ich ſehr oft wiederholen möchte. Das Gewand von der Figur getrennt, würde man ſelten für ein Gewand erkennen, eher noch für eine geriefelte Muſchel oder etwas dergleichen anſehen. Von den Statuen erinnere ich mich vorzüglich einer vortrefflichen Pallas, eines Apollo in Bronze, einer ſitzenden, aber ſchlecht reſtaurirten Agrippina, und (um der Seltenheit willen) eines weiblichen Satyrs. Ich wüßte nicht, daß man die letztere noch irgendwo anträfe; mir wenigſtens iſt unter den vielen tauſend Statüen, die ich geſehen habe, nur dieſe einzige Satyra aufgeſtoßen. Unter den Basreliefs iſt dasjenige, welches Zethus, Amphion und Antiope darſtellt, das koſtbarſte, vielleicht von Phidias ſelbſt gearbeitet, denn ſein Styl gleicht ganz dem der berühmten atheniensiſchen. Deshalb hat auch wohl Winkelmann es über einem Kamine angebracht, wo man es ſehr bequem betrachten kann. Die Wahl des Her-

cules iſt mir durch die Art der Darſtellung ſehr merkwürdig geworden. Hercules ſitzt unter einem Apfelbaume, um den ſich eine Schlange gewunden, wodurch er dem Baume des Erkenntniſſes ſehr ähnlich wird. Die Wolluſt ſteht vor ihm, und bietet ihm eine Frucht, die ſie eben gebrochen. Der Tugend kehrt er den Rücken zu, ſie hat ihren Arm um den Baum geſchlungen. Faſt möchte ich wetten, daß in dieſe Fabel noch Umſtände verflochten ſind, die wir jetzt nicht mehr wiſſen. — Das berühmte Basrelief, Antinous, iſt nur noch im Gipsabguß vorhanden. Dädalus, die Flügel des Icarus arbeitend, Diogenes in ſeiner Tonne, Berenice, die ihre Haare opfert, um ihrem Gemahl eine glückliche Rückkunft zu erflehen, der Kampf Achills mit Memnon, und hundert andere bald mehr bald weniger meiſterhafte Darſtellungen, feſſeln und entzücken das Auge. Mehrere antike Basreliefs in gebrannter Erde werden als eine große Seltenheit betrachtet. Der Büſten und Hermen ſind unzählige. Man bewundert einen Jupiter Serapis in Baſalt, einen Faunskopf, von Giallo antico, eine Büſte von ſchwarzem Baſalt, deren Fußgeſtell aus dem äußerſt ſeltnen grünen Porphyr beſteht u. ſ. w. Auf einem prächtigen Sarkophag iſt die Vermählung des Peleus mit der Thetis abgebildet. Ein alter Thierkreis in

Marmor iſt ſehr intereſſant; er wird von einem Atlas getragen, und am Fußgeſtelle iſt eine kupferne Schaumünze eingeſetzt, welche dieſelbe Vorſtellung zeigt. Eine große flache Schaale, zwey und zwanzig Fuß im Umfang, iſt mit den Thaten des Hercules verziert. — Viele Moſaiken, höchſt intereſſante Inſchriften ſind in die Wände gemauert; vermuthlich hat Winkelmann ſie alle abgeſchrieben; mir fehlte die Zeit dabey zu verweilen. Eine antike Landſchaft, auf Stuck gemahlt, iſt in ihrer Art eben ſo merkwürdig, als der ſchöne Plafond von Mengs, Apoll und die Muſen. Der neuen Skulptur zu Ehren, möge man auch einen Blick in die Kapelle werfen, denn man wird dort einen todten Chriſtus finden, (ich weiß nicht von wem), der den übrigen Kunſtſchätzen dieſer Villa an Trefflichkeit nicht nachſteht. — Auf dem Rückwege aus dieſem Kunſttempel beſuche man die nahe Villa Aldobrandini, wo ſich ein großes, wohlerhaltenes, antikes Gemählde befindet, welches die Ceremonien darſtellt, die einſt von Neuvermählten beobachtet wurden. Es iſt in der Nähe des Bogens des Galienus gefunden, und endlich auch unter Glas geſetzt worden, nachdem es bereits viel von ſeinem erſten Glanze verlohren. Indeſſen bleibt es immer noch ſehr merkwürdig, da es den deutlichſten Begriff von der Mahlerey der Alten gibt. Die Zeichnung iſt ſchön, die

Kompoſition einfach, Schatten und Farben gut vertheilt, der Ausdruck in den Köpfen ſprechend. Eine Kopie davon, die Nicolas Pouſſin gemacht hat, trifft man in der Gallerie Doria an. Uebrigens iſt hier nichts zu ſehen. — Aber der Pallaſt Roſpiglioſi iſt nicht weit; ſeine Gallerie gehört nicht unter die vorzüglichſten, und kann bequem in einer halben Stunde beſehen werden. Der Pallaſt ſteht auf den ehemahligen Bädern Conſtantins, den letzten, die in Rom gebaut wurden. Die berühmte Aurora von Guido Reni iſt hier das merkwürdigſte. Sie ſchmückt den Plafond eines Gartenſaals. Blumen ſtreuend fliegt ſie vor dem Hesperus her, den ſieben Nymphen umgaukeln, welche die Stunden vorſtellen ſollen. Warum gerade ſieben? Das iſt das Geheimniß des Mahlers. Sein Meer iſt doch wohl allzu blau. — In einigen Nebenzimmern hängen ein paar gute Gemählde von Dominichino, unter andern Adam, der auf einen Baum geſtiegen iſt, um der nach dem Falle ſchamhaft gewordenen Eva ein Feigenblatt herabzuhohlen. Ich erinnere mich nicht, dieſen allerdings mahleriſchen Gegenſtand von irgend einem andern Meiſter behandelt geſehen zu haben. Unter den Gemählden des Pallaſtes zeichnen ſich die zwölf Apoſtel von Rubens ſehr aus. Herrliche Köpfe! Schade, daß man ſie nicht alle zwölfe neben einander geſtellt hat, um die Ver-

ſchiedenheit des Ausdrucks beſſer überſehen zu können. — Im Garten dieſes Pallaſtes fand ich am dritten Januar außer Millionen gelben Früchten, blühende Roſen, Levkoyen, Geranium und Aſtern. Man verzeihe dem Nordländer, daß er dieſer lieblichen ihm ungewohnten Erſcheinung ſo oft erwähnt.

10.

St. Peter in carcere.

Ein uraltes Denkmahl der Vorzeit, denn ſchon Ancus Marcius, der vierte römiſche König, hat es erbaut, Servius Tullius aber vollendet, und von ihm erhielt es auch den Nahmen Tullianum. Es ſteht noch jetzt, und wird wahrſcheinlich noch ein paar tauſend Jahre ſtehen, denn es iſt aus gewaltigen, faſt acht Fuß langen Quaderſtücken erbaut. Es hatte drey Abtheilungen bis tief in die Erde hinab. Das unterſte, für die gröbſten Verbrecher, hatte ein mit ſtarken eichnen Bohlen ausgefüttertes Loch, woher es den Nahmen robur bekam. Hier herein warf man, in Kiſten verſchloſſen, die zum Tode Verurtheilten, und ließ ſie den Hals brechen oder verhungern. Daher die Redensart bey den Alten: ex robore oder de robore praecipitari. Eine Treppe nach dem Markte hinab hieß die Seufzertreppe (scalae gemoniae), vermuthlich von den Seuf-

zern derer, die in dieſes Gefängniß geführt wurden. Auf die Stufen legte man die nackenden todten Körper der Miſſethäter, dem Volke zur Schau, und ſchleppte ſie dann durch die Straßen nach der Tiber. Chriſtliche Schriftſteller haben es, ich weiß nicht warum, carcer mamertinus genannt. Der heilige Peter hat zu Nero's Zeiten länger als neun Monathe darin geſchmachtet. Wenn man die Stufen mit Fackeln hinabſteigt, ſieht man rechter Hand, unter einem Gitter, eine Vertiefung in der Mauer, etwa ſo groß als ein Menſchenkopf. Sie ſoll daher entſtanden ſeyn, daß der Häſcher dem heiligen Peter eine Ohrfeige gegeben, ſo ſtark, daß ihm der Kopf an die Mauer geflogen ſey, und einen ſolchen Eindruck hinterlaſſen habe. — Im Gefängniſſe ſelbſt iſt neben einer kleinen Säule der Platz, wo auf den Wink des heiligen Peter eine Quelle entſprang, um den bekehrten Kerkermeiſter zu taufen.

11.

Carluccio.

Er iſt zwar nur ein gemeiner Mann, aber er hätte wohl auch ſeinen Platz unter den Künſtlern verdient. Wenn ich ſage: er macht herrliche Modelle in Korkholz, ſo gehört freylich zu dieſer Arbeit kein Genie; wenn ich aber ſage: ſeit zwölf Jahren beſchäftigt er ſich mit Erbauung eines

kleinen Coloſſeums, mit einem Eifer, als ob es die Wiederherſtellung der römiſchen Republik gälte; wenn ich ferner erzähle, daß er für ihn ſehr koſtſpielige Nachgrabungen im Coloſſeum angeſtellt hat, und noch anſtellt, um den Grund dieſes bewunderungswürdigen Baues zu erforſchen; ſo wird man bekennen, daß er mehr als ein bloßer Handarbeiter iſt. Man muß das Modell ſehen, das ſeine Freude, ſeinen Stolz ausmacht; beſchreiben läßt es ſich nicht gut. Es iſt vierzehn Palmen lang und zwölf Palmen breit, (eine Palme iſt etwas weniger als ein Fuß). Mit der mühſamſten Emſigkeit hat ſich Carluccio (der gemeine Mann) aus den alten Schriftſtellern von der Einrichtung des Coliſeums unterrichtet; nach dieſen Belehrungen und nach den herrlichen noch vorhandenen Trümmern hat er ſein Werk zuſammengeſetzt, und weiß von oben bis unten alles trefflich zu erklären, überall auf das Bewundernswürdige in der Bauart aufmerkſam zu machen. Der Mechanik, deren ſich die Alten bedienten, um ihre Amphitheater mit Segeltuch zu beſchatten, iſt er auf die Spur gekommen, zweyhundert und vierzig Segel hat er angebracht, ſie ſind in einem Augenblick ausgeſpannt und wieder eingezogen. Doch ſind nach ſeiner Meinung, nur die Sitze des Volks, nicht die Arena bedeckt worden. Er klagt ſehr über die neuen Antiquare, die ihn durch ihre Schriften über das Coliſeum

irre geführt haben; denn als er bereits den innern Raum desſelben, nach ihrer Angabe, gänzlich vollendet hatte, gerieth er erſt auf den Einfall, dieſe Angaben an Ort und Stelle zu prüfen. Er grub und fand die angegebenen Maaſſe unrichtig. Noch mehr, er fand, daß die Stufen weit tiefer als man bisher glaubte, herabgegangen waren; zwar nicht als Sitze für die Zuſchauer, ſondern um den hoch oben ſtehenden nicht die Ausſicht zu benehmen, da ſie — wenn eine gerade Mauer die Stufen plötzlich abgeſchnitten hätte — jedesmahl, wenn der Kampf dicht an dieſer Mauer ſich hinzog, nichts würden geſehen haben. Dieſe Entdeckung iſt allerdings neu und intereſſant; die Freude darüber iſt bey Carluccio größer, als der Aerger, ſein faſt vollendetes Werk wieder einreißen zu müſſen, eine Arbeit, bey der wir ihn eben ganz fröhlich beſchäftigt fanden. Wenn er nur überall graben dürfte! das iſt ſein einziger Wunſch. — Was hat denn nun aber der arme fleißige Mann von ſeiner mühſamen dreyzehnjährigen Arbeit? (denn noch ein ganzes Jahr wird hingehen, ehe er fertig damit wird) — Ach! nicht das liebe Brod. Er hat zwar endlich einen venetianiſchen Cavalier gefunden, der ihm drey tauſend Scudi (etwa vier tauſend fünfhundert Thaler) dafür verſprochen hat; aber welch' ein Preis für die Arbeit einer ſolchen Reihe von Jahren! die ihm noch oben drein

ſelbſt ſo viele Auslagen verurſacht hat. Und wenn nun endlich die drey tauſend Scudi ihm ausgezahlt werden; wenn er ſein ſchönes Modell einpacken und wegführen ſieht; dann wird es ihm vorkommen, als habe er ſich von einer Geliebten getrennt; und verläßt ihn der Muth, flugs wieder ein neues anzufangen, ſo prophezeye ich, daß er aus Gram ſterben wird. — Auch eine Nachbildung der Trümmer des Coliſeums habe ich bey ihm geſehen. Man kann ſich nichts treueres denken. Er hat alle Steine wirklich gezählt, bey ihm iſt keiner mehr, und keiner weniger als in der Natur. Faſt möchte ich behaupten, er hat auch die Grashalmen und Blätter gezählt, die auf jenen Ruinen wachſen. Nicht genug! er hat jeden dieſer Millionen Steine ſo gewiſſenhaft nachgebildet, als ob er ein Portrait kopirte. Wo Zeit oder Meißel das kleinſte Loch gemacht haben, da hat er es ſicher aufgefaßt und angedeutet. Ich wundere mich nur, daß der Wagehals, bey dieſem ewigen Herumklettern im Coliſeum, den Hals noch nicht gebrochen hat.

12.

Tommaſo Diamanti, Büchſenmacher und Mechanikus in Rom.

Dieſer Mann hat eine wichtige Erfindung bekannt gemacht, wofür er Segen und Fluch verdient, wenn er leiſtet, was er verſpricht. Es iſt nähmlich eine Kanone, die nicht von vorne, ſondern von hinten geladen wird. Das Manöver, ſagt der Erfinder, iſt einfach, ſtark und untrüglich. Die Konſtruktion der Kanone iſt von der bisherigen ganz verſchieden, aber nicht minder ſolid und weit ſicherer beym Abfeuern. Es giebt da weder Schraube noch Zange, weder Pfanne noch Hebel oder ſonſt ein Gewicht; durch eine einzige Bewegung öffnet ſich der hintere Theil der Kanone; in einem Augenblick iſt die Ladung an ihrer Stelle, ſelbſt im Dunkeln kann nicht gefehlt werden. Der Erfinder erbietet ſich die Probe zu machen, ſo oft man will, nur verlangt er mit Recht, daß man vorher eine gewiſſe Summe zu ſeiner Belohnung irgendwo deponire. Er will auch, unter ſeiner Direktion, Stücke nach ſeinem Modell gießen laſſen, und zugleich ein unfehlbares Mittel an die Hand geben, die Gefahr zu vermeiden, welche aus der Erhitzung der Kanone durch zu häufiges Abfeuern entſpringt. Beſon-

ders nützlich würde dieſe Erfindung ſich auf Kriegsſchiffen erweiſen, wo das Laden mit ſo vielen Umſtänden verknüpft iſt. Er behauptet, daß künftig eine Kanone, welche nur von drey Artilleriſten bedient wird, doppelt ſo viel leiſten werde, als eine gewöhnliche. Häufigeres Losbrennen alſo und größere Sicherheit der Losbrennenden iſt der Hauptnutzen dieſer dennoch vermaledeyten Erfindung, denn gegen einen Artilleriſten, der dadurch am Leben erhalten wird, müſſen Hunderte ins Grab beißen, die bey langſamer Bedienung verſchont geblieben wären. Das kommt mir vor, als ob einer ſein Haus einriſſe, um zu verhindern, daß es auf dem Dache nicht durchregnen ſoll.

13.

Einige der vorzüglichſten Kirchen in Rom.

Niemand muthe mir zu, ein Verzeichniß aller hieſigen Kirchen und ihrer Merkwürdigkeiten zu liefern. Man zählt nicht weniger als drittehalb hundert Kirchen, außerdem noch dreyzehn Hauptkirchen (Basilica), ſieben Kapellen, funfzehn geiſtliche Kollegien, fünf Nonnenklöſter, ſieben Oratoria, eine Taufkirche u. ſ. w. Wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung von Rom vielleicht bis auf höchſtens hundert und zwanzig tauſend

Menſchen zuſammen geſchmolzen iſt, ſo folgt, daß etwa zwey hundert und funfzig erwachſene Menſchen immer eine groſſe Kirche für ſich haben, von der ſie, wenn ſie auch alle an einem Tage ſich einfinden, kein Achtel ausfüllen können. — Wahr iſt es, jede Kirche hat eine Merkwürdigkeit, und manche haben deren viele aufzuweiſen; wenn ſie aber auch alle von Wunderdingen wimmelten, ſo gehört doch durchaus eine römiſche oder neapolitaniſche Naſe dazu, um ſie ohne Eckel zu beſuchen, denn troß des Weihrauchs, mit welchem man ſie beräuchert, ſtinken doch alle mehr oder weniger nach Leichen, weil die ſchädliche Gewohnheit, die Todten in die Kirchen zu begraben, hier noch gräßlich im Schwange geht. Ja, der Holzmangel iſt Schuld, daß man ſie nicht einmahl immer mit Särgen einſenkt, ſondern Kopf über Kopf unter in das Gewölbe auf einen Haufen wirft, mit einem Steine locker die Gruft verſchließt, und dann ruhig den Dampf der Verweſung in ſich zieht. Man verſicherte mich, daß ein Fremder in denjenigen Kirchen, welche die meiſten Eingepfarrten zählen im Sommer nicht fünf Minuten verweilen kann, ohne übel zu werden. Auch im Winter rathe ich jedem Fremden, wenn er Kirchen beſuchen will, beſonders des Vormittags, ein Präſervativ zu ſich zu nehmen. — Uebrigens iſt allerdings wahr, daß die römiſchen Kirchen an Grö-

ſe, Pracht und Schönheit alle Kirchen der Welt übertreffen.

Die Gründung der Kirche des heiligen Martin geschah in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung. Die Chriſten, durch Verfolgung genöthigt, ſchufen ſich ein heimliches Bethhaus in einem unterirdiſchen Theile der Bäder des Titus. Es dient jetzt zu Begräbniſſen. Unter andern ruht hier ein Kardinal, an dem ungeſchmückten bemooſten Gewölbe hat man ſeinen purpurrothen Kardinalshut aufgehangen. Außerdem ſah ich da noch einen großen neuen Topf, der eine Urne vorſtellen ſollte, in welchem die Eingeweide eines gewiſſen Tomaſi lagen, mit deſſen Seligſprechung man jetzt beſchäftigt iſt.

Als Conſtantin der Große dem Chriſtenthum Frieden ſchenkte, gieng es auch hier unter der Erde hervor. Der heilige Sylveſter erbaute nun die obere Kirche, in welcher gegen das Jahr 324, im Beyſeyn Conſtantins, zwey hundert und dreyßig Biſchöfe ein Concilium hielten. Merkwürdiger iſt ſie jetzt dadurch, daß einſt Pouſſin, vor der Peſt fliehend, ſich auf lange Zeit darinnen verſchloß, und, um der Langeweile zu entgehen, die meiſtens ſchrecklicher iſt als die Peſt, Landſchaften an die Wände pinſelte. Es giebt wohl kaum eine Kirche mehr in der Welt, in welcher man Landſchaften anträfe. Dieſe hier

widerſtanden der Zeit nicht lange. Man ließ ſie, für einige Scudi, durch einen Gascogner reſtauriren und verderben. Jetzt bedeuten ſie faſt nichts mehr; indeſſen will ein Künſtler aus Heilbronn ſie in Kupfer ſtechen laſſen. Ich fürchte, er werde wenig Glück damit machen. — Unter mehreren nicht ſchlechten Gemählden hat mir beſonders ein Fegfeuer, wo ich nicht irre, von Cavalucci, gefallen. Das Fegfeuer iſt überhaupt eine, der artiſtiſchen Behandlung empfängliche Lehre in der katholiſchen Religion, und ich wundre mich ſehr, daß gute Meiſter dieſen Gegenſtand ſo ſelten, faſt nie, behandelt haben. — Auf dem Bilde, von welchem ich rede, ziehen einige Engel, wie gewöhnlich, gereinigte Menſchen aus den Flammen hervor; aber die Behandlung iſt ungewöhnlich. Die Köpfe ſind durchgehends ſchön und ausdrucksvoll, und vor allen zeichnet ſich ein liebliches Weib aus, das mit über die Bruſt geſchlagenen Armen der Erlöſung harrt, in ſeinem ſchönen Geſicht die rührenden Spuren langer Leiden trägt, und dem nahenden Engel mit einem Blicke, in dem Demuth, Ergebung und Hoffnung ſich herrlich miſchen, entgegen ſieht.

Auch die Kirche des heiligen Peter in vincoli iſt ſehr alt, ja Peter ſelbſt ſoll ſie gegründet haben. Nero's Brand verzehrte auch ſie, aber Pabſt Leo, der Große, baute ſie einem Wunder zu Ehren wieder auf. Denn als die

griechiſche Kaiſerin Eudoxia die Kette zum Geſchenk ſandte, mit welcher einſt Herodes den heiligen Peter feſſeln ließ, gerieth der Pabſt auf den Einfall, die geſchenkte Kette mit derjenigen zu meſſen, die Peter in Rom getragen hatte, und kaum berührten ſich beyde Ketten, ſo vereinten ſie ſich auch brüderlich, und zwar ſo feſt, daß keine Gewalt ſie mehr trennen konnte. Verſchiedene gute Gemählde von Guercino finden ſich hier. Vorzüglich aber bewunderte man vormahls (vielleicht auch noch), die koloſſale Bildſäule eines Moſes von Michel Angelo, die das Grab Julius des Zweyten ziert. Ich habe nichts Großes daran gefunden, als die Größe. Man denke ſich die Figur einmahl verkleinert, ſo wird ſie ſehr unbedeutend ſeyn. So ſchmal geſchultert und ſo breitbäuchig bildeten die Griechen keinen ſtarken kräftigen Mann. Der bis auf den Gürtel herabreichende Marmorbart iſt vollends unausſtehlich. — Hinter dem Altare ſteht ein antiker Stuhl von weißem Marmor, auf dem es ſich recht bequem ſitzt.

Santa Maria in Transtevere (jenſeits der Tiber), vormahls ein Invalidenhoſpital der römiſchen Soldaten, dann die erſte der heiligen Jungfrau geweihte Kirche. Sie ruht auf mehr als zwanzig ſchönen antiken Säulen (denn man trift faſt keine Säule in Rom an, die nicht antik wäre). An dem mit geſchmackloſen goldenen Zierathen überdeckten Plafond erblickt man eine

Him-

Himmelfahrt der heiligen Jungfrau, ein treffliches Werk von Dominichino. Zur linken des Hochaltars iſt ein ſehr ſchönes antikes Moſaik in einen Pfeiler gemauert, es ſind allerley Vögel darauf, und ſchon wegen dieſes ſchönen Ueberreſtes allein verdient die Kirche geſehen zu werden. Der Mahler Lanfranco liegt hier begraben. Merkwürdiger aber, als durch alles obige, wird ſie durch einen Richterſpruch des heidniſchen Kaiſers Alexander Severus. Als nähmlich die erſten Chriſten um den Grundplatz dieſer Kirche mit einigen Gaſtwirthen ſtritten, ſprach der Kaiſer den Platz den Chriſten zu: „weil es beſſer ſey, wenn eine Gottheit, gleich viel welche, da verehrt werde, als wenn Gaſtwirthe ihr Weſen darauf trieben." —

Die Kirche der heiligen Cecilia iſt auf der nähmlichen Stelle erbaut, wo das Haus der jungfräulichen Klavierſpielerin und Märtyrin geſtanden haben ſoll. Man zeigt noch ihr Badezimmer, mit den Röhren, die Waſſer und warmen Dunſt herbey führten. Wenn die Heilige ihrem Gemählde glich, ſo war ſie ſehr ſchön. Außer ihren eigenen Gebeinen, werden auch die Gebeine ihres Gemahls, des heiligen Valerian, hier aufbewahrt; ſie blieb eine Jungfrau, obwohl ſie einen Mann hatte. Ihre liegende Bildſäule unter dem Altar wird gerühmt, es iſt aber eine magere Figur.

Die Kirche St. Sebaſtian iſt blos merkwürdig, weil man aus ihr in die berühmten Catacomben hinabſteigt. Sie ſind aber bey weitem nicht ſo ſchön, als die zu Neapel, in denen man gemächlich wandeln kann. Hier muß man kriechen, klettern, oft ſich bücken, und zwey Perſonen können nicht neben einander gehen. Da ſich fremde Wagehälſe darin verirrt haben, und ſchmählich umgekommen ſind, ſo hat man jetzt viele Seitengänge weislich zugemauert. Schon eine Inſchrift oben in der Kirche erzählt, daß hier hundert vier und ſiebenzig tauſend gemeine Märtyrer und sechs und vierzig märtyriſirte Päbſte begraben liegen. Der Bannfluch wird demjenigen angedroht, der von dieſen heiligen Gebeinen etwas entwenden wird.

Die Kirche St. Andreas della Valle iſt reich an guten Gemählden. Man beſuche ſie vorzüglich wegen der vier Evangeliſten von Dominichino, welche unter der von Lanfranco gemahlten Kuppel befindlich, und mit Recht eines der geachtetеſten Werke dieſes Meiſters ſind.

S. Maria d'Aracöli nimmt, der Sage nach, auf dem Capitolium den Platz des prächtigen Jupiter Capitolinus ein; ja, ihre zwey und zwanzig egyptiſche Granitſäulen ſollen noch dieſelben ſeyn, welche einſt jenen berühmten Tempel trugen. Man gründet dieſe Vermuthung auf eine noch leſerliche, aber doch wohl nicht viel be-

weiſende Inſchrift an der dritten Säule: A cubiculo Augustorum. Kaiſer Auguſt ſoll, ungefähr zu der Zeit von Chriſti Geburt, dem Erſtgebohrnen Gottes einen Altar darinnen errichtet haben, der ara primogeniti Dei hieß, und der Kirche nachher den Nahmen gab. Der Altar iſt nicht mehr vorhanden. Eine Madonna, wie man erzählt, von dem h. Lukas gemahlt, befindet ſich auch hier.

Die Kirche des heil. Clemens verdient aus zwey Urſachen geſehen zu werden; einmahl, wegen einer Kapelle, in welcher die Leidensgeſchichte der heil. Catharina von einem der erſten Wiederherſteller der Mahlerey, Maſaccio, al Fresco auf die Wand gemahlt iſt. Man findet vortreffliche Köpfe darunter, die Raphael oft ſtudirt haben ſoll. Schade nur, daß während der Revolution die Republikaner, denen nichts heilig iſt, auch in dieſer Kapelle Spuren ihrer Barbarey zurückgelaſſen haben, und daß von den Gemählden bald eben ſo wenig mehr übrig ſeyn wird, als von Leonardo da Vinci's Abendmahl zu Mailand. Wer übrigens noch nicht weiß, wie Seelen ausſehen, und wie ſie den Körper verlaſſen, der kann es hier gewahr werden. Der Mund des böſen Schächers ſpeyt ein Kindlein aus, es liegt ihm noch halb zwiſchen den Zähnen, und auf dem Kreuze lauert der Satan, um es in Empfang zu nehmen. Der gute Schächer hat ſein Kindlein ſchon in die Luft gehaucht, und ein En-

gel trägt es davon. Die andere Merkwürdigkeit iſt die innere Einrichtung der Kirche aus den älteſten Zeiten, die in ganz Rom in keiner andern Kirche mehr gefunden wird. Sie beſteht aus zwey Reihen von Sitzen, zwey Kanzeln und einer umgebenden Gallerie, alles aus griechiſchem Marmor, im altgothiſchen Styl verfertigt, und in der Mitte der Kirche aufgeſtellt. — Das Kloſter gehört den irrländiſchen Dominikanern, und als eine dritte Seltenheit muß ich noch anmerken, daß ein feiner, weltkluger Mönch uns herum führte, der ſehr gut franzöſiſch ſprach, und dem man leicht anmerken konnte, wenn er es auch nicht erzählt hätte, daß er einſt Allmoſenier bey, ich weiß nicht mehr, welcher Geſandtſchaft war. Er erzählte auch unter andern, daß, während der Revolution, die Juden den reich vergoldeten Plafond der Kirche gekauft hatten, und bereits abzubrechen anfingen, als ein franzöſiſcher Officier ſie noch daran verhinderte. Das war in der That eine recht jüdiſche Spekulation.

S. Peter in Montorio muß man jetzt in Paris ſuchen, denn das Meiſterwerk Raphaels, die berühmte Transfiguration iſt von den Franzoſen herausgehohlt worden. In dem Kloſter darneben iſt das Plätzchen, wo der heil. Peter den Märtyrertod empfangen, von einem artigen runden Tempel beſchattet, deſſen Altargemählde von Guido Reni ſeyn ſoll.

S. Nicolaus in Carcere. Keine koſtbaren Gemählde und Statüen, aber die Erinnerung an eine köſtliche That bewahrt dieſe Kirche, welche auf dem Platze ſteht, wo einſt der Decemvir Appius Claudius ein Gefängniß hatte erbauen laſſen. Es iſt noch vorhanden. Mit angezündeten Fackeln ſteigt man hinab unter den Hochaltar, und — nach dem Willen des Führers — ſoll man die Spuren der alten Mahlerey bewundern, die noch am Gewölbe zu ſchauen ſind. Doch wer könnte ſich hier mit dieſer bunten Schmiererey beſchäftigen, die noch dazu offenbar aus ſpätern Zeiten herrührt. Hier war es, wo einſt ein Greis eingeſperrt wurde, um Hungers zu ſterben. Seine Tochter erbettelte vom Kerkermeiſter die Erlaubniß, ihren Vater beſuchen zu dürfen, doch ohne ihm Lebensmittel zuzuſtecken. Sie ließ ſich jedesmahl viſitiren, ſie brachte wirklich nichts, was ein Kerkermeiſter hätte finden können, aber ihr kindlicher Buſen bewahrte Milch, die ſie ihrem Säugling entzog; an dieſem treuen Buſen ſog der alte Vater neues Leben ein. Seine Richter erſtaunten, als ſie vernahmen, daß der Greis dem Hunger ſo lange widerſtehe; man belauſchte die rührende Gruppe durch ein kleines Gitterfenſter, an welchem ich geſtanden habe; tiefe Rührung ergriff ſeine Henker bey dieſem überraſchenden Anblick, ſo wie mich bey der bloßen Erinnerung. Der Alte wur-

de begnadigt. Die Conſuls C. Quintius und M. Attilius bauten auf der Stelle einen Tempel der kindlichen Treue. Vor demſelben ward eine Säule errichtet, die man Milchſäule nannte (Columna lactaria) und an welcher die Fündlinge ausgeſetzt wurden. Man weiß den Nahmen dieſes herrlichen Weibes nicht mehr, aber ich rechne ihre That ohne Bedenken unter die ſchönſten und ſchwerſten, die jemahls kindliche Liebe hervorgebracht hat. Es war nicht eine von jenen raſchen Handlungen, die nur eine augenblickliche Aufopferung heiſchen, und eben darum weit leichter ſind; denn ich möchte behaupten, es gebe keinen Menſchen auf der Welt, der nicht in Augenblicken einer großen That fähig wäre. Aber ein ſchweres Opfer, das Tag für Tag, in jeder Stunde, dem Opfernden fühlbar, und dennoch ſtandhaft vollbracht wird, dazu gehört ein großes, edles Herz. Man denke ſich die Mutter, an die der geliebte Säugling ſich ſtündlich anſchmiegt, durch Lächeln und Weinen Nahrung aus dem mütterlichen Buſen erfleht, man denke ſich eine Mutter wie dieſe, die trotz ihres überſchwenglichen Gefühls, das ſchmachtende Kind doch immer wieder von ſich ſchiebt, um dem hungernden Vater ihre Milch zu bringen. — O! es muß ein herrliches Weib geweſen ſeyn! — Ihre That und der Schauplatz derſelben ſind jetzt unter dem Nahmen Carita romana bekannt. —

Beym Herausgehen aus der Kirche werfe man noch einen Blick auf den alten heidniſchen Altar, der hier zum Allmoſenblock umgeſchaffen ward. — Von den acht ſchönen Marmorſäulen, auf welchen die Kirche ruht, ſollen vier aus einem Tempel der Juno ſeyn.

Wer den Madonnen-Mahler Saſſo Ferrato liebt wie ich, der beſuche die Kirche S. Francesco de Paula, wo er in der Sakriſtey einen herrlichen Plafond finden wird, den man für eins ſeiner Meiſterſtücke hält. Die Madonna iſt wiederum das Schönſte davon, er hat aber hier auch gezeigt, daß er vortreffliche Greiſenköpfe mahlen konnte.

S. Maria della Minerva wurde alſo genannt, weil die Kirche auf einem Tempel der Minerva erbauet worden. Dieſer Tempel muß wohl prächtig geweſen ſeyn, denn man hat hier oft vorzügliche Kunſtwerke ausgegraben, z. B. die beyden Flüſſe, Nil und Tiber, jetzt in Paris, ein paar Obelisken, eine Bildſäule der Iſis u. ſ. w. Ich ſpreche nicht von den Bildern und Grabmählern der heutigen Kirche, deren gerühmte Schönheit ich vergebens geſucht habe; doch ihre öffentliche Bibliothek muß ich im Vorbeygehen erwähnen, wenn ich gleich nichts weiter davon ſagen kann, als daß ſie aus vielen Büchern beſteht, die ein Cardinal Caſamata dem Kloſter geſchenkt hat.

S. Sylveſter bewahrt eine ſchöne Madonna von Andrea del Sarto, und die Kirche der heiligen Apoſtel iſt weniger merkwürdig durch das Grabmahl Clemens XIV. von Canova, (weil es mit Recht nicht für ſeine beſte Arbeit gehalten wird) als durch den Umſtand, daß am Sonntage zwiſchen zwölf und ein Uhr ſich faſt alle ſchönen und andächtigen Römerinnen da verſammlen, um durch die Andacht neue Reitze zu gewinnen. Hier ſieht man ſie beſtändig Lippen und Augen bewegen, die Lippen für das Heilige, die Augen für ihre Liebhaber.

In der Kirche St. Gregorius haben Dominichino und Guido Reni einen edlen Weitſtreit, zwey herrliche Frescogemählde geliefert. Man weiß nicht, welchem man den Preis zuerkennen ſoll, wenn nur die Gegenſtände nicht ſo martervoll wären.

Die Kirche der heil. Dreyfaltigkeit hat Guido durch ein ſchönes Altarblatt verherrlicht. Auch der himmliſche Vater, in der Laterne über der Kuppel iſt von ihm. Beydes habe ich nicht geſehen, den ich fand die Kirche verſchloſſen; aber in dem Hoſpital der Pilger bin ich geweſen, welches zu der Kirche gehört. Alle Pilger aller katholiſchen Nationen werden hier aufgenommen. In der heiligen Woche ſtrömen ſie beſonders zahlreich herbey, und man hat deren in einem Jahre (ich glaube 1775)

in dieſer einzigen Woche fünftauſend gezählt. Da ſpeiſen ſie an langen Tiſchen, doch beyde Geſchlechter abgeſondert, und ſchlafen in langen Sälen, wo ich acht und funfzig reinliche Betten zählte. Am Abend ihrer Ankunft werden ihnen auch die Füße gewaſchen, und zwar von einer Brüderſchaft, welche Prinzen und Cardinäle unter ihre Mitglieder zählt. Dieſelben Brüder bedienen die Pilgrimme auch beym Eſſen, wobey es zwar ſehr erbaulich, aber auch ſehr ungeſchickt zugehen mag. — Geneſende, aus Hoſpitälern Entlaſſene, werden hier auch zu jeder Zeit drey oder vier Tage unterhalten, damit ſie inzwiſchen für weitere Nahrung ſorgen können. Allerdings eine löbliche Einrichtung. Ich fand ſolcher Leute einige zwanzig, die alle recht munter ausſahen. Die Stiftung rührt vom heil. Philipp Neri her, beſteht ſeit der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, und iſt oft von frommen Gläubigen in Teſtamenten bedacht worden.

Die Kirche S. Maria Maggiore, auf ihren 36 ganz weißen, recht jungfräulich ausſehenden Säulen ruhend, verdient ihrer ausgezeichneten Schönheit wegen die Krone der Kirchen genannt zu werden. Sie ſteht auf den Ruinen des Tempels der Juno Lucina. Die Himmelsköniginn ſoll, ich weiß nicht welchem Pabſt im Traume angezeigt haben, daß ſie eine ihr geweihte Kirche auf demjenigen Platz in Rom be-

gehre, den er am andern Morgen mit Schnee bedeckt finden werde. Der Pabſt machte ſich früh auf, es war ein hübſcher warmer Tag, keine Spur von Schnee in ganz Rom anzutreffen, bis er endlich an dieſe Stelle kam, da lag der Schnee einige Füß hoch, und bezeichnete ganz genau die Größe des Bauplatzes. Darum heißt die Kirche auch noch S. Maria in neve (die heilige Schnee-Maria). Sie hat eine ſchöne Façade, auch einen Balkon zum Segnen für den Pabſt, und eine zugemauerte Thür, wie die Peterskirche. In der dazu gehörigen Kapelle Sixtus des V. iſt Marmor aller Art, verde antico, vergoldete Bronze, u. ſ. w. verſchwendet, ſie wimmelt von mittelmäßigen Statüen und ziemlich guten Gemählden; man zeigt hier das Heu, auf welchem Chriſtus im Stalle gelegen, und ſeine erſte Windel, die unter dem Altar eingemauert ſind. Dieſer Kapelle gegenüber iſt die des Hauſes Borgheſe, welche für die ſchönſte und prächtigſte in Rom gehalten wird. Hier ruhen die Säulen auf Fußgeſtellen von Agat, und das Bild der Madonna, ſchon wieder von dem h. Lukas gemahlt, iſt auf Lapis lazuli geheftet, mit Edelſteinen umgeben. Vier Engel von vergoldeter Bronze halten es. Auch Guido's Pinſel hat die Kapelle verſchönert; dann ſind noch andere gute Gemählde darinnen. Der Hauptaltar der Kirche iſt eine große Urne von Por-

phyr und ſein Baldachin aus verguldetem Metall wird von Porphyrſäulen getragen. Der König von Spanien iſt Protector dieſer Kirche, und jederzeit ein Cardinal der erſte Chorherr derſelben. An hohen Feſttagen ſind die weißen Säulen in rothen Dammaſt vermummt.

Es iſt nicht recht, daß ich ſchon von ſo vielen Kirchen, und noch nicht von der des h. Johann von Lateran geredet habe, da ſie doch das Haupt aller Kirchen in der Welt genannt wird. Der Urſprung ihres Nahmens verdient Erwähnung. Es gab einmahl eine ſehr angeſehene römiſche Familie, Lateranus, die große Güter, und auf dieſer Stelle einen Pallaſt beſaß. Der letzte war Plautius Lateranus, lebte zu Nero's Zeiten, war zur Conſulwürde beſtimmt, zog aber vor, ſein Vaterland von einem Tyrannen zu befreyen, und wurde deshalb das Haupt der gegen Nero Verſchwornen. Am Tage der circenſiſchen Spiele wollte er ſich dem Kaiſer zu Füßen werfen, gleichſam um ſich eine Gnade zu erbitten, ihn aber plötzlich bey den Beinen faſſen, vom Throne reißen, ſich auf ihn werfen und ihn halten, bis die andern herbey kämen. Der Anſchlag wurde verrathen, Lateranus ſtarb von Henkers Hand, auf dem nur für Sklaven beſtimmten Gerichtsplatze. Seine Güter zog Nero ein. Den Pallaſt ſchenkte Conſtantin dem Pabſt Sylveſter, der die Kirche erbaute. Sie iſt

die vornehmſte in Rom. Erwählte Päbſte nehmen feyerlich Beſitz davon. Zwölf Concilien wurden hier gehalten. Tauſend Jahre lang ſtand ſie, bis 1308 eine Feuersbrunſt ſie verzehrte; man baute ſie aufs neue, doch ein ſchreckliches Erdbeben 1349 zerſtörte ſie abermahls. Frömmigkeit rief ſie bald wieder aus dem Schutte hervor. Viele Päbſte ſchmückten, Clemens XII. vollendete ſie. In der Vorhalle ſteht eine Bildſäule Heinrich des IV., des beſten unter den Beherrſchern Frankreichs, und eine andere Conſtantins, die in deſſen Bädern gefunden worden. Das Innere ruht auf mehr als dreyhundert Säulen. Statuen und Gemählde giebt es die Menge, doch wenig vorzügliches. Verde antico und andere koſtbare Marmorgattungen, wie auch Bronze, ſind überall verſchwendet. Einen Altar umgeben vier gereifelte metallene Säulen, die dem Jupiter Capitolinus entwendet worden ſind. Man hält ſie für die nähmlichen, die Auguſtus nach der Schlacht bey Actium machen ließ; andere behaupten, ſie wären von Veſpaſian aus dem Tempel zu Jeruſalem gebracht worden. Das Altargemählde in der Sakriſtey iſt von Michael Angelo. Die beyden Köpfe von Peter und Paul werden in dieſer Kirche verwahrt; auch Bretter aus der Bundeslade. Die guten Mahler Arpino und Andreas Sacchi liegen hier begraben. Beichtſtühle findet man für alle Nationen. Eine

Ueberſchrift ladet jeden Fremden in ſeiner eigenen Sprache ein, dieſe Handlung zu vollbringen. — Der neben der Kirche befindliche Pallaſt diente lange Zeit den Päbſten zur Wohnung, und wurde endlich in ein Hoſpital für dreyhundert Waiſenkinder verwandelt, die Seide ſpinnen mußten. Ob ſie es noch thun, weiß ich nicht. Das Gebäude hat nicht einmahl Fenſter mehr.

Vor Zeiten wurden hier auch ein paar alte Stühle von rothem Marmor gezeigt, die wie Nachtſtühle ausſahen, denn ſie hatten in der Mitte des Sitzes ein rundes Loch. Sie ſind in den Bädern des Caracalla gefunden, und vermuthlich beym Baden gebraucht worden. — Daß nach Erbauung der prächtigen Peterskirche, ein Rangſtreit zwiſchen beyden Kirchen entſtehen würde, war vorauszuſehen. Der Pabſt entſchied jedoch zu Gunſten des heil. Johannes von Lateran, und man ermangelte nicht, dieſen Ausſpruch ſogleich auf eine Marmortafel an der Kirchenwand zu verewigen.

Ganz in der Nähe von dieſer Kirche giebt es rechter und linker Hand noch zwey Merkwürdigkeiten zu beſchauen. Die erſte, das ſogenannte Baptiſterium Conſtantius, eine runde Kirche, auf acht ungeheuren Porphyrſäulen ruhend, welche die ſchönſten in Rom ſind. Daß Conſtantin ſie erbauet hat, iſt ſehr möglich; daß er aber, wie man ſagt, auch darinnen getauft

worden, iſt nicht wahrſcheinlich; da er ſeine Taufe bekanntlich immer verſchob, um in dem Bächlein des Jordan getauft zu werden. Der Taufſtein iſt eine antike Urne von grünem Marmor. Am Sonnabend vor Oſtern werden hier Juden und Türken getauft. Andreas Sachi hat ſich hier durch acht ſchöne Bilder aus der Geſchichte der heil. Jungfrau verewigt, und andere gute Mahler, z. B. Carl Maratti, haben die Thaten Conſtantins auf die Wand gemahlt.

Die andere Merkwürdigkeit linker Hand iſt die Scala santa (heilige Treppe), die aus acht und zwanzig Marmorſtufen beſteht, welche aus dem Hauſe des Pilatus hieher gebracht worden, und auf welchen Chriſtus auf- und ab gewandelt ſeyn ſoll.

Die Kirche des heil. Paulus iſt freylich etwas weit draußen vor dem Thore gelegen, man verſäume aber doch nicht ſie zu beſuchen, denn ſie enthält das koſtbarſte Säulenmagazin. Vermuthlich hat einmahl irgend ein Pabſt einen großen Vorrath von antiken Säulen aus allen Winkeln zuſammengebracht, hat grade nicht gewußt, was er damit anfangen ſollte, und um ſie nicht in Vergeſſenheit gerathen zu laſſen, hat er ſie einſtweilen hier aufgeſtellt. Denn nur in einem kleinen, durch Stufen erhöheten Theile der Kirche wird Gottesdienſt gehalten, das übrige hat ganz das Anſehen eines Magazins.

iſt bloß mit dem Dachſtuhle bedeckt, und mit lauter Fragmenten von Grabſteinen und Inſchriften gepflaſtert, alle ſo zerbrochen und gemißhandelt, daß dem Verehrer des Alterthums bey jedem Schritte das Herz blutet. Der Säulen ſind nicht weniger als hundert und zwanzig; von Marmor aus Paros, egyptiſchem Copollin, Porphyr u. ſ. w. Ringsumher ſind alle Päbſte, vom erſten bis zum letzten, ſehr ſchlecht auf die Wand gepinſelt. Man verwahrt hier den Körper des heil. Paul, auch eine große Menge von Gläſern mit heiligen Blut. In dem gothiſchen Kreuzgange des Kloſters findet man eine große Menge eingemauerter Inſchriften, meiſt aus den erſten chriſtlichen Zeiten. — Kirche und Kloſter ſtehen einen großen Theil des Jahres unter Waſſer, welches natürlich die Luft da herum ſo ungeſund macht, daß die Mönche ſich alle Jahre genöthigt ſehen, Wohnung und Tempel eine Zeitlang leer und öde ſtehen zu laſſen.

Das ſey vor der Hand genug von Kirchen, denn ich habe keine weiter geſehen. Freylich ſind noch einige hundert übrig, und jede derſelben hat ſicher etwas Merkwürdiges aufzuweiſen; aber das Vergnügen, ein einzelnes gutes Gemählde oder ein paar ſchöne Säulen zu betrachten, wird durch den Aufwand der Zeit und durch Naſen-Martern allzutheuer erkauft. Ich muß alſo hier,

wie in manchen andern Dingen, auf Vollſtändigkeit Verzicht thun.

14.
Die Obelisken.

Es gibt deren nicht weniger als zehn in Rom, und ſelten wirft man einen Blick in eine Straße, ohne am Ende derſelben einen Obelisk zu erblicken. Ich bekenne, daß mir dieſe Art eine Stadt auszuzieren, gar nicht gefällt. Einen Stein, den die Egyptier vollgeſchrieben haben, um den Egyptiern irgend eine Nachricht zu hinterlaſſen, und zwar in einer Sprache, die kein Menſch von uns allen, nicht einmahl ein Gelehrter verſteht; (denn alles, was man etwa noch davon weiß, iſt: daß ein Sperber die Schnelligkeit, ein Crokodill das Böſe, ein Auge die Gerechtigkeit, eine offene Hand die Freygebigkeit u. ſ. w. andeutete) einen ſolchen Stein in Rom aufzuſtellen, iſt doch wohl närriſch, und wenn dieſe langen Maſchinen nur noch wirklich eine Zierde gewährten. Aber ihre Form iſt ſehr geſchmacklos; man ſieht es ihnen wohl an, daß ſie von Erfindung roher egyptiſcher Kunſt ſind, deren Urſprung ſich in den Zeiten der Semiramis, (folglich über zwölfhundert Jahre vor Chriſti Geburt) verliert. Das Auge verweilt nicht gern auf ihnen, und wo ſie vor

großen, ſchönen Gebäuden ſtehen, da ſchaden ſie dieſen. Der größte Obelisk in Rom iſt der, welcher vor der Laterankirche ſteht, er mißt hundert funfzehn Fuß. Vor dreytauſend Jahren hat ihn ein König von Egypten, den kein Menſch mehr kennt, zu Theben der Sonne geweiht; ein Sohn Conſtantins ließ ihn nach Rom bringen, um ihn im großen Circus aufzurichten; in der That der einzige Platz, wo allenfalls ein Obelisk hingehört, weil er einen Zweck erfüllt. Zur Zeit Sixtus V. lag er ſechszehn Fuß tief unter der Erde, in drey Stücken zerbrochen. Daß er wieder zu den heutigen Ehren gekommen, hat er dieſem Pabſt zu verdanken. — Auch den Obelisk vor S. Maria Maggiore, und den auf Monte Cavallo, welcher die herrliche Gruppe von Phidias verhunzt, hat derſelbe Pabſt, bey dem Mauſoleum des Auguſtus ausgraben laſſen, wohin ſie einſt vom Kaiſer Claudius geſetzt waren. — Der vor der Kirche S. Maria Minerva, und ein anderer auf dem Platz der Rotunde, haben vormahls einen Iſistempel in dieſer Gegend angehört. Man hat zu dem erſten einen ſchlechten Elephanten machen laſſen, auf deſſen Rücken er jetzt ſteht. — Der Sonnenobelisk, den Kaiſer Auguſt auf dem Marsfelde zum Behuf der Sonnenuhr errichtete, rührt noch von dem alten egyptiſchen Graubart Seſoſtris her, und ſteht jetzt auf dem Monte ciborio. — Von dem, welcher der

Façade der Peterskirche ſo weh thut, habe ich ſchon geredet. — Den auf dem Platze Navona ließ Caracalla zum Behuf ſeines Circus aus Egypten bringen. — Der Obelisk auf Trinita del Monte ſchmückte einſt den Circus in den Gärten des Salluſtius. — Man bemerke, daß kein einziger Kaiſer auf den närriſchen Einfall gerathen iſt, einen Obelisk zur Zierde der Stadt machen zu wollen; bloß ihrer Rennbahnen wegen, ließen ſie die ſchweren unbehülflichen Maſchinen aus Egypten bringen. Hätten die Päbſte ſie als Meilenzeiger gebraucht, und etwa die zehn Meilen von Rom dadurch bezeichnen laſſen, ſo würden ſie allenfalls noch dem Reiſenden imponiren, und als eine würdige Vorbereitung zu dem Eintritt in die Hauptſtadt der Welt dienen, deren ehemahlige Pracht in den heutigen Trümmern bald eben ſo unleſerlich ſeyn wird, als jene Hieroglyphen.

15.

Fahrt nach Tivoli.

Nicht ohne große Beſchwerden wird dieſes Vergnügen genoſſen, und doch darf Niemand Rom verlaſſen, bevor er nicht Tivoli geſehen hat, das berühmte Tibur, faſt ein halbes Jahrtauſend älter als Rom, und der reizendſte, fröhlichſte Aufenthalt, zu der Zeit, als Glück, Macht

und Luxus der Römer den höchſten Gipfel erreicht hatten. Aber es liegt achtzehn Meilen von der Hauptſtadt, der Weg iſt ſehr ſchlecht; in kurzen Wintertagen kann man Abends nicht zurück kommen, weil man entweder den Hals brechen, oder den räuberiſchen Bewohnern der Campagna romana in die Hände fallen würde; man muß alſo die Nacht in Tivoli bleiben; immer eine unangenehme Bedingung bey einer Luſtfahrt, wenn gleich das Wirthshaus nicht ſchlecht iſt. — Man fährt aus Rom auf der uralten, jetzt aber ſehr ſchlechten ſalariſchen Straße, deren ſchon im dreyhundert und vier und neunzigſten Jahr der Stadt erwähnt wird, weil damahls die furchtbaren Gallier, bey dem dritten Meilenzeiger dieſer Straße, ihr Lager aufſchlugen. Hin und wieder findet man Stellen, wo noch das alte Pflaſter liegt. Für beſchlagene Pferde ſind dieſe großen breiten Steine zu glatt, ich meine aber, die Römer beſchlugen ihre Pferde nicht. Man paſſirt einige Brücken, die wenigſtens noch auf antiken Grundpfeilern ruhen. Wem auf dieſer Fahrt der Wind entgegen weht, der wird, (wenn ihn anders der Himmel mit einem feinen Geruch geſtraft hat) ſchon bald hinter den Thoren von Rom durch einen Geſtank gequält werden, der mit jedem Schritte vorwärts, immer ſtärker und eckelhafter wird, bis er endlich in der Nähe des ſogenannten Schwefelbachs faſt den Athem

beſtimmt. Er riecht wie das Neundorfer Waſſer, nur noch ſtärker. Ich rathe jedem Reiſenden ſich mit einem guten Eſſig zu verſehen, denn es iſt hier ſchlimmer, als wenn er durch die pontiniſchen Sümpfe reiſt. Nicht weit vom Wege, wo der Bach entſpringt, bildet er einen See, aus dem beſtändig Blaſenaufſteigen, und auf welchem kleine Inſeln herum ſchwimmen. Das Waſſer ſieht aus wie dünne, ſchlechte Milch. Die Alten ſchreiben ihm große Heilkräfte zu. Ein Orakel bewohnte vor grauen Zeiten den Hain, der es umgab, und hier befragte der König Latinus die Götter um Rath, als er ſeine Tochter Lavinia mit Aeneas vermählen wollte. — Den Schwefelbach im Rücken habend, erreicht man mit freyerm Athem das Grabmahl der Familie Plautia, welches ganz dem der Cecilia Metella ähnlich, ja faſt noch ſchöner iſt, denn obwohl die Gothen es auch einmahl zur Feſtung gebrauchten, ſo iſt es doch nicht, wie jenes, durch einen hohen, kontraſtirenden Aufſatz verunziert worden; überdies ſchmücken noch ſechs Säulen die der Landſtraße zugekehrte Seite, wo auch die Inſchriften zu leſen ſind, und linker Hand hat ſich der Ephen außerordentlich mahleriſch hinaufgewunden. Auch dieſes Grabmahl hat eine große Menge ſolcher Löcher aufzuweiſen, wie das Coloſſeum und andere. Ich bin hinan geſtiegen und habe ſie mit allem Fleiß unterſucht; es iſt

durchaus keine Spur zu finden, daß jemals Metall da geſeſſen, und ſelbſt mein Begleiter, (der der Hypotheſe ſehr zugethan war, welche behauptet, die Löcher ſeyn bloß gemacht, um das verbindende Metall heraus zu hohlen) wußte ſich gegen dieſen augenſcheinlichen Beweis nicht anders zu helfen, als indem er durch eine neue Hypotheſe die alte ſtützte; er meinte nähmlich, man habe dennoch Metall *geſucht*, nur keins *gefunden*. Dann müſſen es wenigſtens emſige Sucher geweſen ſeyn, die durch ein paar Dutzend ſehr mühſam und dennoch vergeblich gemachte Löcher ſich nicht haben abſchrecken laſſen; auch hätten ſie dann die Mühe ſich ohne Noth verdoppelt, denn die Löcher ſind viel breiter und tiefer, als zu ihrem Zwecke nöthig geweſen wäre. Ich bleibe alſo noch immer dabey: die alte, nachgeplauderte Hypotheſe iſt ſehr unbefriedigend, und, weiß ich gleich keine beſſere anzugeben, ſo weiß ich doch, daß man eine beſſere erfinden *muß*. — Einige Meilen weiter verläßt man die Landſtraße, und fährt auf einem Wege, wie ihn nur Vaillant in Afrika mit ſeiner Ochſen-Equipage überwunden hat, nach der *Villa des Kaiſers Hadrian*. Iſt man einmahl dort, ſo wird man freylich für die ausgeſtandenen Beſchwerden belohnt, denn man wandelt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, in einem *Walde von Ruinen*, der ſieben Meilen im Umkreis hält. Kaum

hat Rom, wenn es alle ſeine Trümmer zuſammen ſtellt, ſo viel aufzuweiſen. Hier wollte einſt Hadrian alles vereinen, was Griechenland, Egypten und Aſien Schönes und Seltenes hervorgebracht hatten; ja ſogar eine lebendige Darſtellung der Hölle und des Elyſiums ſollte ſeine Villa enthalten. Er führte in der That ſeine rieſenmäßigen Entwürfe aus, und nur ein Wolkenbruch von Barbaren, ſchlimmer als der Aſchenregen der Pompeji bedeckte, konnte alle dieſe Herrlichkeiten zerſtören. — Zerſtören, aber dennoch ihr Andenken nicht ganz vertilgen; denn welche ſtolze Trümmer haben der Wuth der Gothen getrotzt! was ſieht, was erkennt man nicht noch alles! Ein Theater, in dem jetzt freylich Pflaumenbäume wachſen, von dem aber Sitz, Bühne und Orcheſter noch deutlich zu unterſcheiden ſind; ein ſehr großer Waffenplatz, deſſen lange Mauer noch Spuren der Hallen zeigt, die, auf Säulen ruhend, ihn umgaben; ein Tempel oder Schule der Weiſen, wo vielleicht, in den ſieben noch vorhandenen Niſchen, Bildſäulen der ſieben Weiſen Griechenlands aufgeſtellt waren, wo jetzt zwar nicht mehr Lehren der Weisheit von Lippen der Philoſophen ſtrömen, wo ich aber am dreyßigſten December duftende Veilchen pflückte; eine Naumachie, (welches man wohl durch Waſſer-Theater überſetzen könnte, weil da Seegefechte vorgeſtellt wurden;)

eine Bibliothek auf dem Gipfel eines Felſen, deren vormahlige Beſtimmung eine dort gefundene Inſchrift verrathen hat; mehrere Tempel der Diana, der Venus, des Apoll; den Kaiſer-Pallaſt ſelbſt, deſſen untere Hallen man noch mit heiligem Schauder durchwandeln würde, wenn nicht viele tauſend Reiſende ihre Nahmen an die Wände gekleckſt hätten; die Quartiere der kaiſerlichen Garde, jetzt die hundert Kämmerlein genannt; jede derſelben war aufwärts dreymahl abgetheilt, und das Ganze mochte etwa tauſend und vierhundert Mann faſſen; Grotten, die man für Gefängniſſe ausgiebt; Bäder für Männer und Frauen; ein Tempel des egyptiſchen Götzen Canopus, und noch hundert dergleichen Ruinen, deren ehemahlige Beſtimmung man nicht mehr kennt. Alle ſind auf das mahleriſchſte mit Bäumen und Geſträuch bewachſen, bey jedem Schritte möchte man ſich hinſtellen und zeichnen. An vielen Gewölben erblickt man noch die alten Verzierungen von Stuck, oft ſo zart und ſchön, als wären ſie erſt geſtern aus des Künſtlers Hand hervorgegangen. Auch allerley Farben ſind noch kenntlich. Jetzt dienen dieſe Trümmer unzähligen Amſeln zur Wohnung, die, ſelten geſcheucht, bey der Annäherung des Fremdlings, laut ſchwatzend davon flattern. Keine menſchliche Stimme iſt zu hören, nur Jäger ſchleichen lauernd durch das Gebüſch, und

wecken oft plötzlich durch einen nahen Schuß den Wanderer aus ſchwermüthigen Träumereyen. Die Naumachie iſt ein Weingarten, die Rennbahn bedeckt ein Wald von Oelbäumen; zu den meiſten Trümmern verſperrt Dornengeſträuch den Zugang. — Viele herrliche Denkmähler des Alterthums ſind hier gefunden worden, jetzt die Zierde der Muſeen. So erzählt man unter andern, daß einſt ein eben nicht reicher Mann hier luſtwandelte, und von ungefähr eine kleine Oeffnung erblickte, welche, nach ſtarken Regengüſſen, durch das Einſtürzen eines Gewölbes, entſtanden war. Er ſchaute hinab, und ſah eine Grotte, ganz mit Statüen angefüllt. Sogleich verſchloß er die Oeffnungen wieder, ſo gut er konnte; merkte ſich den Platz, ging hin und kaufte den Weinberg. Da aber ein Geſetz befiehlt, daß alles, was der Käufer im erſten Jahre ſeines Beſitzthums findet, zur Hälfte noch dem Verkäufer zugehört, ſo hatte er die Geduld, weit über ein Jahr zu warten. Dann erſt ſtellte er ſich, als wollte er auf dem bewußten Platze ein Haus bauen, ließ mit dem Graben des Fundaments den Anfang machen, und zog nun, unter andern, die berühmten neun Muſen hervor, die ihm ſein gewagtes Kapital zehndoppelt wieder einbrachten, und die noch jetzt eine Hauptzierde des Pariſer Muſeums ausmachen. Cicero's Buch über die Pflichten hatte der Mann wahrſcheinlich nicht geleſen.

—— Iſt man unter dieſen Trümmern vergangener Herrlichkeit einige Stunden herumgewandelt, ſo nimmt man Abſchied von dem einzigen Weingärtner, der zwiſchen ihnen wohnt, und der durch die Fieberbläſſe ſeiner Wangen und durch das Bekenntniß, daß er in jedem Sommer ein Fieber zu überſtehen habe, den Beweis liefert, welche ſchädliche Dünſte die vernachläſſigte Campagna romana aushaucht. Man fährt vollends nach Tivoli, einer ziemlich großen, aber ſehr ſchmutzigen Stadt, obwohl ſie auf dem Rücken eines Berges liegt. Mit den Einwohnern muß man ſo wenig als möglich Gemeinſchaft pflegen, denn ſie ſind zum Theil als unverſchämte Bettler, zum Theil als verwegenes, blutdürſtiges Volk bekannt. Auf unſere halb im Scherz gethane Frage: ob in den letzten Weihnachtsfeyertagen viele Menſchen umgebracht worden ſeyn? antwortete man uns in allem Ernſt: es ſey dieſesmahl nur ein einziger todtgeſtochen worden. — Sobald man im Wirthshauſe die nöthigen Anſtalten getroffen, eilt man zu der ſogenannten großen Caſcade, wo der Fluß Anio (jetzt Teverone) ſich ungefähr ſo hoch als der Rhein bey Schaffhauſen, nur bey weitem nicht ſo breit, herabſtürzt, auch während ſeines Sturzes keine ſolche Felſen antrifft, die ihn dort ſo ſehr mahleriſch unterbrechen. Doch der Grund beſteht auch hier aus tief ausgewaſchenen Felſenſtücken, in welchen der Strom laut

brüllend kocht, und ſeinen Schaum als einen dünnen Rauch ſo hoch emporſprützt, daß man noch in großer Entfernung davon durchnäßt wird. — Herrlicher noch iſt das Schauſpiel, wenn man, auf einem freylich ſehr mühſamen Fußſteige, zu der Grotte des Neptun hinabklimmt. Hier kämpft der Strom furchtbar ſchön mit den Klippen, und die tiefen Furchen der letztern beweiſen, daß, wenn ſie ihre tauſendjährigen Plätze behaupten, es doch nicht ohne immerwährenden Verluſt geſchieht, der, ſo wenig auch jeder Tag ihnen nimmt, doch endlich die Stolzen in Staub auflöſen wird. Dieſe Klippen ſind wohl das treffendſte Bild des Ruhmes. Er ſey ſo groß er wolle; der Zeitenſtrom wäſcht und reißt ihn dennoch nach und nach mit ſich fort, bis nach Jahrtauſenden nur noch ein fabelhaftes Andenken von ihm zurück bleibt, und abermahls nach Jahrtauſenden auch dieſes verliſcht. — Hat man dieſem ernſten Bilde den Rücken gekehrt, ſo mag man im Heraufklettern ſich die Spuren eines großen Rades zeigen laſſen, welches mitten in den Felſen eingeklemmt war. Antik iſt dieſes Rad wohl ſchwerlich, (vermuthlich war es ein Mühlenrad) da aber das Waſſer dieſes Stroms ſehr ſchnell eine dicke Steinkruſte anzuſetzen pflegt; ſo vermuthe ich, daß einſt ein Erdbeben dieſe Felſen, und alles was darauf ſtand, durcheinander ſchüttelte, (vielleicht vor wenigen Jahren) ein Rad

blieb dazwiſchen, wurde nach und nach mit der Steinkruſte umzogen, das Holz faulte bald heraus, und nur die Form, in Stein abgedrückt, blieb zurück. So wird man auch noch mehrere Löcher gewahr, in welchen wahrſcheinlich Baumſtämme eingeklemmt waren. — Oben auf dem Felſen ſtehen noch zwey wohlerhabene Tempel der Sybille und der Veſta, von welchen beſonders der Eine, runde, mit ſeinen corinthiſchen Säulen einen ſehr mahleriſchen Anblick gewährt. Tritt man hinein, ſo ſind freylich wiederum alle Wände mit Nahmen beſchmiert; denn mitten unter den ſtolzen Ruinen, die ſo laut Vergänglichkeit auch der herrlichſten Menſchenwerke predigen, können die kleinen Menſchlein doch nie unterlaſſen, ihre unberühmten Nahmen auf einige Augenblicke zu verewigen. Was ſie doch nur eigentlich dabey denken? — vermuthlich gar nichts. — Auf dem Rückwege durch die Stadt möge der neugierige Alterthumsforſcher einen Augenblick in ein Haus treten, deſſen Eigenthümer die Wände ſeines Hofes mit zerbrochenen Basreliefs, ganzen und halben Inſchriften tapezirt hat, die in der Gegend von Tivoli ſind gefunden worden. Mehrere darunter werden dem Gelehrten zu rathen geben. Eine, deren Bruchſtück mir ſeltſam vorkam, habe ich abgeſchrieben. Hier iſt ſie:

TREPTO
IMORRCTORUM. ME
OAPOLLINIS ADIECTO
ONIA. DAPHNE
OPTIMO.

Hat man noch eine Stunde vom Tage übrig, ſo beſuche man die Villa d'Eſt, der man es von außen wahrlich nicht anſieht, daß ſie drey Millionen Scudi zu erbauen gekoſtet haben ſoll. Auch inwendig iſt ſie öde und leer. Nur die herrliche Ausſicht vom Balkon, und die Sage, daß Arioſt hier ſeinen Orlando Furioſo gedichtet haben ſoll, machen ſie dem Fremden merkwürdig. Welch' ein kleiner Geiſt den Beſitzer oder Erbauer beſeelt hat, beweißt eine im Garten ausgeführte, recht mesquine Idee. Er hat nähmlich alle die ſchönſten Ueberreſte des alten Roms, das Pantheon, die verſchiedenen Tempel u. ſ. w. im Kleinen, etwas über Manns-Höhe, nachbauen und Alle auf einem Platze zuſammen ſtellen laſſen. Von oben herab ſieht es aus, wie eine Berliner Weihnachtsbude, oder wie ein Zuckerbäcker-Aufſatz auf eine Tafel. Die Dinger haben viele Tauſende gekoſtet, ſind auch oft wieder ausgebeſſert worden, ſo verliebt war der ſinnreiche Erfinder in ſeine alberne Idee. In der That giebt eine Abbildung in Moſaik auf einer Doſe, einen deutlichern Begriff von

jenen Trümmern, als dieſes Kinderſpielwerk. Weit lieber ſind mir die herrlichen Cypreſſen in dem wüſten Garten, die größten und älteſten, die man in und um Rom findet. — Wer, ſo wie ich, im Winter Tivoli beſucht, der muß die übrigen Merkwürdigkeiten auf einen Morgenſpaziergang verſparen. Dann aber wünſche ich jedem Reiſenden einen ſchönen heitern Sommertag, wie er mir am letzten Tage des Jahres zu Theil wurde, und einer der köſtlichſten Spaziergänge wird ihm jede Beſchwerde reich vergelten. Damen pflegen auf Eſeln zu reiten, welches ſie aber nicht thun ſollten, denn Geſellſchaft von Eſeln verkümmert jeden Genuß, und iſt gleich der Weg ein wenig ſteinigt, ſo iſt er doch keinesweges beſchwerlich. Ein gemächliches Luſtwandeln von etwa anderthalb Stunden, wird jeder Dame wohl bekommen und Roſen auch auf ſonſt blaſſe Wangen locken. Ein enges tiefes Thal an des Berges Abhang zu umkreiſen, um jenſeits den herrlichen Caſcatellen gegen über zu ſtehen, iſt der Zweck dieſer Wanderung. Man geht den groſsen Waſſerfall noch einmahl vorüber, und gelangt bald an eine Stelle, wo ein ſteiler Fußpfad hinab zu der Sirenen-Grotte führt, eine der Neptuns-Grotte ähnliche, aber noch romantiſcher ausgeſtattete Felſenhöhle, in welche der ganze Fluß ſich durch ein einziges rundes Loch ergießt. Noch vor kurzem konnte ein guter

Kletterer auf mühſamen, ſehr ſchlüpfrigen und oft gefährlichen Wegen, bis in die Grotte gelangen, und dort, dem beengten Strome zur Seite ſtehend, in eine einzige groſſe Urne ihn auffangen; aber vor einigen Monaten hat die Flußnymphe, zürnend ſich in ihrem verborgenſten Heiligthum belauſcht zu ſehen, die längſt ausgewaſchenen Felſen übereinander geſtürzt, und auch dem kühnſten Sterblichen den Zugang verſchloſſen. Man muß ſich daher begnügen, auf feſtem ſichern Boden zu ſtehen, und die naſſen Dampfwolken anzuſtaunen, in welche die ſchöne Nymphe ſich verhüllt. — Doch bald vergißt der Wanderer, was ihm hier verſagt worden, über den reichen Schätzen, welche die Natur auf jedem ſeiner Schritte vor ihm ausbreitet. Der mit zwey Tempeln gekrönte Felſen, an deſſen Fuß der Anio in der Neptunshöhle ſchäumt; der Bergrücken über ihm eine Stadt tragend; das enge Thal, an deſſen ſteilen Wänden die Oelbäume und Weinberge hängen, muntere Kinder ohne Schwindel herumklettern, Oliven zu ſammeln, und lächelnd dem Steine nachblicken, der unter ihrem leichten Fußtritte ſich löſend, pfeilſchnell hinabrollt; rechter Hand bald eine Felſen-Grotte mit Ephen verſchleyert, bald ungeheure Aloe's mit baumhohen vertrockneten Blütenſtengeln. So erreicht man endlich die Stelle, wo gegen über ſchon längſt ein dicker Waſſerrauch die

Gegenwart der Caſcatellen verkündete. Dort hat eine ganze Schaar muthwilliger Nymphen ſich gelagert, die eine etwas höher oben, die andere ein wenig tiefer unten, die dritte mehr rechts, die vierte weiter links, doch alle haben ihre Urnen umgeſtürzt; Ströme, Bäche und Bächlein, ſtürzen, rollen und rieſeln von Abhang zu Abhang, murren, wenn ein Felſenſtück es wagt ſich ihnen entgegen zu ſtemmen, umarmen es ſchäumend, oder wälzen ſich drüber hin, breiten ſich fallend aus wie ein Fächer, und halten der Sonne einen Spiegel hin, die zugleich mit ihren Strahlen einen Bogen in die Dampfwolken zeichnet. Ich werde mich wohl hüten, eine Beſchreibung dieſes herrlichen Anblicks zu wagen. Mit einer Beſchreibung könnte ich ohnehin mich nicht loskaufen, hunderte, tauſende müßte ich entwerfen, denn jeder Schritt verwandelt die Scene. Bald iſt die Ausſicht frey, bald blinkern die Ströme hinter dem blaſſen Grün der Olivenbäume; bald iſt durch einen gekrümmten Baumaſt nur derjenige Theil ſichtbar, der ſich in Maſſe wie flockigte Wolle herabgießt, bald verdecken die Baumgipfel den Sturz, und man wird bloß den Kampf der Wellen mit den Felſen im Abgrunde gewahr. Hier ſetze man ja nur langſam einen Fuß vor den andern denn jeder eilende Schritt bezeichnet einen verlohrnen Genuß. Ein paar der ſchönen Nymphen ſcheinen

mit ihren Geſpielinnen zu maulen, die eine hat ſich fern gelagert, läßt ihre Quelle einſam herabplätſchern; die andere war noch eigenſinniger, ſie wählte zum Tummelplatz des naſſen Spiels die Villa des Mäcenas, von welcher auf dem Bergrücken noch große Bögen zu ſchauen. Hinter einem ſolchen Bogen goß ſie ihre Urne aus, daß der Strom mahleriſch hindurch ſtürzt und von Felſen zu Felſen zu den Gewäſſern der Tiefe hinab ſpringt. — Ach! hier wäre gut Hütten bauen! Doch was ſind Hütten und Palläſte, wären ſie auch in Elyſium ſelbſt erbaut, wenn herzliche Bewohner ihnen mangeln. Ich darf nicht verſchweigen, daß der herrliche Spaziergang dem Wanderer alle Augenblicke durch das verdammte date mi qualche cosa (gebt mir etwas) verleidet wird, welches ihm von allen Lippen entgegen tönt. Und nicht etwa von zerlumpten Bettlern, nein, von wohlgekleideten Landleuten, die da herum ihr Feld bauen, von muntern, geſunden Kindern, die ihren Spielplatz verlaſſen, ſobald ſie einen Fremden gewahr werden, und ihn mit angebohrner Unverſchämtheit verfolgen. — Hat man von den Cascatellen und Bettlern ſich losgeriſſen, ſo führt der Weg an der Villa des Quintilius Varus vorüber, deren Bogen und Mauern nur noch durch ihre Größe die ehemalige Pracht verrathen. Man klimmt hinab in das Thal, geht über eine antike Brücke, und ſteigt dann den Berg wieder hinauf, der größtentheils

noch

noch das antike Pflaſter trägt. Ein wenig erſchöpft vom Gehen, Sehen und Empfinden, erreicht man endlich den Tempel des Huſtens, das Ziel der Wallfahrt. Er iſt rund, klein, aber wohl erhalten und gleicht dem der Minerva Medica. Gern hätte ich in dem öden Tempel geopfert, da ich mir eben, auf der Kuppel der Peterskirche, einen derben Schnupfen gehohlt hatte.

Noch eine Bemerkung vergönne man mir, ehe ich ganz von Tivoli ſcheide. Faſt kein Tag im Jahre verſtreicht, an dem nicht Künſtler ſich daſelbſt einfänden; alle Landſchaftsmahler, die Italien bereiſen, ſcheinen ſich das Wort gegeben zu haben, vor allen Dingen die Cascade, und die Cascatellen von Tivoli zu zeichnen und zu mahlen; hunderte ſolcher Copien der Natur habe ich geſehen, bevor mich die Natur ſelbſt entzückte; ich glaubte längſt einen deutlichen Begriff davon zu haben; ich glaubte der Genuß ſey mir durch die vielen Bilder ſchon längſt verkümmert, er werde zu wenig neues mir darbieten. Aber wie ſehr hatte ich geirrt! Dieſe Natur erreicht kein Pinſel, und ich habe mich aufs neue überzeugt, daß ein Landſchaftsmahler nur die ruhige See, höchſtens einen ſtillen Fluß, nie aber einen Waſſerfall mahlen ſollte, von dem er weder Leben noch Getös auszudrücken vermag, und der doch eben durch ſeine immerwährende Bewegung ſo reitzend wird. So wenig der

Hiſtorienmahler zu ſeiner Darſtellung einen ſchnell vorübergehenden Augenblick wählen darf, eben ſo wenig ſollte es dem Landſchaftsmahler erlaubt ſeyn.

16.

Die Gemähldegallerie Doria.

Kein König darf ſich dieſer Sammlung ſchämen, die an Zahl und Werth den beſſern in Europa nicht nachſteht, wenn anders den vielen berühmten Nahmen zu trauen iſt, welche der Cicerone ſehr geläufig nennt, und die freylich nicht immer durch die ihnen zugeſchriebenen Werke gerechtfertigt werden. Eine lange, im Geſchmack des ſieb zehnten Jahrhunderts verzierte Gallerie, welche ein regelmäßiges Viereck bildet, und noch zwölf bis dreyzehn daran ſtoßende Zimmer ſind mit mehreren tauſend Gemählden angefüllt, unter welchen, der Behauptung nach kein einziges mittelmäßiges ſich befinden ſoll. Alle ſind stupendo oder maraviglioso. Dadurch muß man ſich nicht irre machen laſſen; es ſind wirklich herrliche Sachen darunter, die alte und reiche Familie Doria, deren Nahmen ſo oft in der Geſchichte glänzt und nicht glänzt, hat lange daran geſammelt; teſtamentariſche Verordnungen und Familienpakta haben jederzeit verhindert, daß auch Verſchwender nichts davon haben verſplit-

tern können. Der ganze Pallaſt, mit ſeinen Marmorfußböden und ſchweren ſammtenen Vorhängen vor Thüren und Fenſtern, zeugt von antiker, ſolider Pracht. Schade, daß viele der Zimmer zu wenig Licht haben. — Einen flüchtigen Gang hindurch wird der Leſer nicht ungern mit mir machen, denn, meiner Gewohnheit zur Folge, werde ich nur da verweilen, wo Poeſie mit Kunſt vermählt, mir nicht bloß Bewunderung, ſondern auch Gefühl entlockt. — Der erſte Saal enthält lauter Landſchaften von Pouſſin, (ein Paar ausgenommen); der zweyte, größere abermahls. Liebhaber von Landſchaften dürfen ſich alſo hier großen Genuß verſprechen; ich aber laſſe mir die Landſchaften nicht gern von Jemand anders, als vom lieben Gott ſelbſt mahlen, und werfe daher nur einen flüchtigen Blick auf alle dieſe Schätze, die zum Theil mit ſchwarzen Bäumen und türkenblauen Horizonten prangen, welches gewaltig ſchön ſeyn ſoll. Die meiſten hat Pouſſin durch Figuren belebt, aber die Wahl ſeiner Hiſtorietten iſt nicht immer die glücklichſte. Zum Beyſpiel, ein Engel, der in einer kleinen Schaale das Weltmeer auffaſſen will, um den heiligen Auguſtin zu verſpotten, der ſich einbildet, die unbegreifliche Dreyeinigkeit zu begreifen. Der Engel iſt allerdings ein kluger Engel, (der, wenn er unſere heutigen Philoſophen eines Beſuchs würdigen wollte, vermuthlich ſtatt der

Schaale, ein Sieb mitbringen würde,) aber auf einer gemahlten Landſchaft macht er eine üble Figur, denn da muß eine Handlung ſich rein ausſprechen, (wie die neuern Deutſchen ſehr geziert ſagen) oder, ſie muß verſtändlich ſeyn, muß keiner Erklärung bedürfen, (wie die ältern Deutſchen ſich ungeziert ausdrücken). Doch ſchon zuviel von Landſchaften. — Kains Brudermord von Gaſparo, die Figuren in Lebensgröße, iſt gewiß ein ſchönes Bild; aber der Eſelskinnbacken in Kains Fauſt, oder welcher andere Knochen es ſeyn ſoll, bleibt doch ein großer Fehler; denn zu geſchweigen, daß die Bibel, wo ich nicht irre, ausdrücklich eine Keule als Mordwerkzeug nennt, konnte Kain auch unmöglich mit dem Knochen eines Thieres ſich bewaffnen, weil es noch kein todtes Thier auf Erden gab. Doch wenn das alles auch nicht wäre, ſo hätte der Mahler doch eine Keule wählen ſollen, denn dieſer Knochen thut die nähmliche Wirkung auf das Ganze, die z. B. ein Hund, vor dem Siegeswagen eines Triumphators geſpannt, hervorbringen würde. — Im dritten Zimmer iſt die allgemeine Sündfluth, von einem Mahler aus der venetianiſchen Schule, abgebildet. Der Gegenſtand iſt ſehr unglücklich gewählt, eine Klippe für den größten Meiſter. Ich erinnere mich zwar wohl, in Paris eine Sündfluth (von Pouſſin, wo ich nicht irre) geſehen zu haben, die mich

entzückte, aber dort war das Hauptintereſſe in einer einzigen Gruppe vereinigt, alles übrige nur ſchwach angedeutet; hier ſind die nothleidenden Menſchen auf dem groſſen Bilde überall zerſtreut; das Auge möchte ſie gern zuſammen faſſen, ſich ein Ganzes daraus bilden, aber vergebens! man fühlt bloß, daß die allgemeine Sündfluth ſich nicht mahlen läßt, und daß Pouſſins Bild zu Paris weit weniger ſchön ſeyn würde, wenn er ſie wirklich gemahlt hätte. Eben ſo iſt es mit Schlachten. Wer mag das verworrene Gemiſch anſchauen und ſich ein Ganzes daraus zuſammen ſetzen? Gefechte kann man mahlen, Schlachten nicht. — Mit ungleich wärmerem Intereſſe verweile ich bey Portraits von der Hand großer Meiſter, denn in jedem Menſchen-Geſichte hat die Natur die unendlichſte Mannichfaltigkeit kunſtreich zu einem Ganzen verſchmolzen, und dieſe kleine Welt iſt mit einem einzigen Blicke zu faſſen und zu überſchauen. Die Gallerie Doria iſt reich an ſolchen Gemählden von Tizian, Rubens, dem unübertrefflichen Vandyk und mehreren guten Meiſtern. Vor jedem ſolchen Kopfe verweilt man gern Minuten lang, denn die ganze Seele geräth ſogleich in Bewegung, ſie vergleicht, macht Schlüſſe, weckt Erinnerungen, ahndet Verborgenes, kurz ſie genießt, indem ſie alle ihre Kräfte in Thätigkeit ſetzt. Und das geſchieht ſelbſt

dann, wenn ſie von dem Original nicht weiß, wenn es irgend ein unbedeutender Prinz oder Rathsherr iſt, den bloß der Pinſel des Mahlers verewigt hat. Steht man aber vollends vor dem Portrait eines berühmten Mannes, deſſen Geiſt, deſſen Thaten man kennt, o dann verzehnfacht ſich der Genuß. Auch dieſe Fülle des Genuſſes gewährt die Gallerie Doria. Man findet hier Machiavell von Andrea del Sarto — (Ja ſo mager wohl ausgeſehen haben, dieſer feine Menſchenkenner, den Thoren als einen Böſewicht verſchreyen, weil er Fürſten lehrte, Thoren klüglich zu beherrſchen) — Bartolus und Baldus, die beyden großen Juriſten, von dem göttlichen Raphael gemahlt. Welch' ein Abſtich gegen Machiavells feine Phyſiognomie! ein paar rüſtige Streiter, das ſieht man ihnen an. Janſenius von Tizian — kaum hätt' ich in den Zügen des Hauptes einer Sekte ſo viele Sanftmuth, ſolch einen ruhigen Verſtand geſucht. — Rubens Geliebte von ihm ſelbſt gemahlt. In ihrem großen Auge ſchwimmt der Gedanke, man glaubt ihn zu errathen. — Holbein und ſeine Gattin, beyde von ihm ſelbſt lebendig dargeſtellt. Vermuthlich hat er die Blumen und das Geld geliebt, denn er hat ſich in die eine Hand eine Nelke, in die andere einen Beutel gegeben — Rubens Beichtvater von Rubens Pinſel. — Der Pabſt Panfili von Diego Velasquez iſt

wahrlich ein bewundernswürdiges Bild, welches gewaltige Würkung thut. Ein Kopf in päbſtliche Kleidung verhüllt, und dennoch ſolche Kraft, ſolche unwiderſtehliche Kraft! Purpur iſt des Mannes Gewand Purpur der Seſſel, auf dem er ſitzt, überall Purpur und nichts als Purpur, und dennoch wußte der Künſtler aus dieſer Eintönigkeit ſo ungeheuern Vortheil zu ziehen. Selbſt das Geſicht hat eine rothe Tinte, aber Velasquez hat nicht mit Farbe, ſondern gleichſam mit Fleiſch gemahlt. Man verzeihe mir den kühnen Ausdruck, das kühne Bild berechtigt dazu. — Welch' ein liebliches Weib hat dort Leonardo da Vinci dargeſtellt? Dieſe Augen ſprechen Liebe, dieſer Mund athmet Liebe — und dennoch — nur in weiblichen Phyſiognomien ſtraft die Natur ſich Lügen — es iſt die Königin Johanna von Neapel, dieſe unzüchtige Mörderin ihres Gemahls, dieſer Schandfleck ihres Geſchlechts. O, warum mußte der ehrliche Leonardo da Vinci, dieſer Freund von dem biedern Franz dem Erſten, ſeinen Pinſel ſo entweihen! — Geſchwind hinüber zu dem Bilde einer alten Frau von Vandyk, die zwar dem Namen nach unbekannt, aber mit Jedem der vor ſie hintritt, ſchon ſeit vielen Jahren vertraut iſt. Wahrer darzuſtellen iſt unmöglich. Es iſt eine gutmüthige, geſchwätzige Alte, ſie möchte gar zu gern mit euch ſprechen, ſie thut den Mund ſchon auf; redet ſie

ſeht an, ſie antwortet euch ganz gewiß — und Alles was ſie ſpricht iſt ſo verſtändig, ſo herzlich, man trennt ſich recht ungern von ihr.

Das ungefähr ſind die vorzüglichſten Portraits. Faſt möchte ich dahin auch noch einen Chriſtuskopf von Frangi Pani rechnen, über welchem das Kreuz, welches der Heiland trägt, hervor ragt. So rührend ſah ich die fromme Ergebung noch nie ausgedrückt. Und vor ihm der Kopf der heiligen Veronica — ihr offener ſtummer Mund haucht und redet Schmerz. — Von alten Meiſtern finden ſich hier viele Bilder, doch ſind es meiſtens nur gelungene Bemühungen, die Kunſt aus der Kindheit heraus zu arbeiten. Am wenigſten unter ihnen ſchätze ich ſonſt Benvenuto Garofalo, aber man ſieht doch hier einen Beſuch der heiligen Jungfrau bey der heiligen Eliſabeth, der ihm Ehre macht und leicht ſein beſtes Werk ſeyn möchte. Eliſabeth eilt der Freundinn mit offenen Armen entgegen. Der Kopf der Madonna wäre Raphaels würdig; daß ſie aber in dieſer beſchwerlichen Kleidung einen ſo weiten Weg zu Fuß hat machen können, iſt zu verwundern.

Eine Magdalene von Tizian iſt ſchön, obwohl ſie der von Villa franca zu Neapel nicht gleich kommt. Der Meiſter verliebte ſich ſelbſt ſo ſehr in ſein Werk, daß er es mehreremahl copirte. Eine ſolche Copie von ſeiner eigenen Hand wird

hier gleichfalls gezeigt. — Ein heiliger Rochus, als kranker Pilger, von einem Engel geheilt, ein treffliches Werk des braven Schidone, von dem man aber auch Madonnen in dieſer Gallerie antrifft, an die er ſich nicht hätte wagen ſollen. Kräftige Geſchichtsmahlerey war eigentlich ſein Beruf. — Von artigen, unterhaltenden Nachtſtücken des Gherardo delle Notte hat die Gallerie Doria mehrere aufzuweiſen, unter andern auch das Mädchen, das ſich bey Lampenſchein Flöhe abſucht. Unbegreiflich, wie ein Mahler einen ſolchen Gegenſtand con amore bearbeiten kann. Noch obendrein ſind die Flöhe entſetzlich groß. — Ein neapolitaniſcher Lazzaroni, welcher Melonen verkauft, von Michael Angelo Caravaggio, wird beſonders die Reiſenden intereſſiren, die eben aus Neapel kommen, denn es iſt eine lebendig wahre Darſtellung. — Der verlohrne Sohn, der zu ſeinem Vater zurückkehrt, von Guercino, iſt voll Ausdruck. Man ſollte aber den Vater davon wegſchneiden, denn der ſcheint mir ſehr unbedeutend. — Lieblich iſt die heilige Agneſe von demſelben Meiſter, aber gemißbraucht hat er ſeine Kunſt, als er ſo kräftig den Simſon darſtellte, wie er aus dem Eſelskinnbacken Waſſer in ſeinen Mund laufen läßt. Es macht einen widerlichen Effekt. — Ueber die Maßen gerühmt wird eine Madonna von Guido Reni, wie ſie anbethend über das ſchlafende Kind

ſich neigt. Das Bild iſt allerdings ſchön, aber ich würde ihm dennoch die heilige Familie von Saſſo Ferrato vorziehen, die einen groſsen Eindruck auf mich gemacht hat. Wie herzlich und doch wie leiſe die Mutter das herrlich ſchlafende Kind an ihren Buſen drückt! Und dann dieſer ſchöne geduldige Kopf des heiligen Joſeph!

Saſſo Ferrato mahlte nichts als Madonnen, und er that wohl daran, denn Alle ſind ihm ſo trefflich gelungen, daſs ich faſt glauben möchte, dieſer Mahler ſey eigentlich ein Frauenzimmer, ſey ſelbſt Mutter geweſen. — Eine Bathſeba im Bade, die eben ein Liebesbriefchen empfängt, wird einem Deutſchen zugeſchrieben, den die Italiener Bronchueſt nennen, und vermuthlich ſeinen Nahmen verſtümmeln. Man findet an dieſem Bilde vieles auszuſetzen, mich dünkt aber doch, das Weib habe ſehr ſchöne Arme und Füſse. — Einer Judith von Guido Reni erwähne ich bloſs, um mich abermahls darüber zu ärgern, daſs auch die beſten Mahler den ſchönſten Weibern abgehauene Köpfe in die Hände geben, und dabey ihre Züge ſo freundlich frohlockend darſtellen, daſs es jedes Menſchen Herz empören muſs. Auch iſt dieſe Darſtellung durchaus unwahr. Kein ſolches Mädchen, und wäre es eine Charlotte Corday, trägt nach einer ſolchen unweiblichen That dieſe ſchöne weibliche Ruhe auf dem

Geſicht. — Eines der vortrefflichſten Werke Tizians iſt Abraham, der Iſaak opfern will. Wer dieſen Greiſenkopf und dieſen ſchon halb entſeelten Jüngling einmahl geſehen hat, der vergißt beyde nie wieder. — Will man die Gallerie in luſtiger Stimmung verlaſſen, ſo betrachte man zum Schluß die Bauernhochzeit von Teniers, oder die vier Geitzhälſe von Mareſchalco d'Anverſa. Für Damen wird das letzte Bild vielleicht den meiſten Werth haben, denn es iſt aus Liebe gemahlt worden, und das ſchmeichelt doch immer dem ganzen Geſchlecht. Der Mahler nähmlich ſoll ein Hufſchmidt geweſen ſeyn, und ſich in eines Mahlers Tochter verliebt haben. Der ſtolze Künſtler wies den armen Handwerker zurück: nur ein Mahler, ſprach er, erhält meiner Tochter Hand. Aus einem Hufſchmidt plötzlich einen Mahler zu ſchaffen, iſt der Liebe ein Leichtes, ſie hat wohl ganz andere Wunder bewirkt. Mareſchalco d'Anverſa vertauſchte den Hammer mit dem Pinſel, und mahlte in kurzem beſſer als ſein Schwiegervater, von dem nichts übrig geblieben iſt, als die Erinnerung an ſeinen Künſtlerſtolz. — Jetzt habe ich alles genannt, was mir in der Gallerie Doria beſonderes Vergnügen gemacht hat. Es ſind aber noch viele herrliche Sachen darin, an welchen wiederum andere ſich ergötzen werden; dafür bürgen die Nahmen Annibal Caracci, Paul Vero-

neſe, Lanfranco, Vaſari, Spagnoletto, und viele andere gute Meiſter, deren ich nicht erwähnte.

17.

Die Villa Medicis.

Sie iſt vom Pabſt Leo XI. aus dem Hauſe Medicis erbaut worden, und prangte vormahls mit den herrlichſten Kunſtſchätzen, die aber ſchon längſt in Florenz ſich befinden. Was man ihr nicht hat rauben können, iſt ihre vortreffliche Ausſicht über Stadt und Land; und neuen Glanz giebt ihr die von Ludwig XIV. 1666 geſtiftete franzöſiſche Akademie, welche ſeit kurzem hinein verlegt worden, da die franzöſiſche Regierung durch Kauf oder Tauſch die Villa an ſich gebracht hat. Dieſe Akademie der ſchönen Künſte beſteht jetzt aus ſechszehn Penſionairs, Mahler, Bildhauer und Architekten, die ſämmtlich ſchon in Paris Preiſe ihrer Kunſt davon getragen, und als Preiserringer, bekanntlich den ſchönen, groſsen Vortheil genieſsen, fünf Jahre lang in Italien auf Koſten ihres Vaterlandes erhalten zu werden. Die Proben, die ſie ſchon dort von ihrem Genie ablegten, ſind Bürge ihrer vollkommenen Bildungsfähigkeit, und ſelten werden ſie

die Erwartung täuſchen; wenn nicht durch einen frühzeitigen Tod, der hier viele von ihnen wegrafft, vielleicht in Zukunft noch mehrere weggerafft werden, denn man behauptet, die Villa Medicis habe, eben um ihrer hohen Lage willen, eine ungeſunde Luft, weil ſie im Sommer die giftigen Dünſte der Campagna di Roma aus der erſten Hand erhält. Der Vorſteher dieſes Inſtituts, vor alten Zeiten ſelbſt ein Zögling deſſelben, heißt Suvée, ein Mann von Kenntniß, Geſchmack und Lebensart. Er hat vor achtzehn Monathen den Pallaſt ohne Fenſter und Thüren, auf die jämmerlichſte Weiſe zerſtört, übernommen, und ſchon jetzt eine neue, liebliche, obwohl noch nicht vollendete Schöpfung daraus hervorgezaubert. Von allen den berühmteſten Antiken hat er in einer langen Gallerie vortreffliche Abgüſſe aufgeſtellt, und zwar die beſten doppelt, weil ein, oft unerſetzliches Exemplar (da die Originale zum Theil in fremden Ländern ſind) durch Zufall beſchädigt werden könnte. Durch ein chemiſches ihm aus Paris mitgetheiltes Geheimniß, hat er den Formen die häßliche gelbe Farbe ſehr mühſam zu nehmen geſucht, alle ſeine Abgüſſe ſind blendend weiß, manche kaum vom Marmor zu unterſcheiden. Auch die kürzlich entdeckte Pallas von Velletri findet ſich hier, die man aber wohl weniger, als geſchehen iſt, hätte lobpreiſen ſollen. — Die Abdrücke von der trajani-

ſchen Säule, die der König von Frankreich einſt mit großen Koſten formen ließ, lagen in mehrern hundert Stücken zerſtreut, Niemand bekümmerte ſich darum. Als die Neapolitaner nach Rom kamen, ſchaufelten ſie dieſelben, gleich als wären es Dachziegel, auf Frachtwagen, und ſchickten die Beute mit nach Neapel. Auf Suvees anhaltendes Begehren ſind ſie zurückgegeben worden; in welchem Zuſtande kann man ſich denken. Jetzt hat er die Bruchſtücke ſorgfältig in die Wände der Gallerie mauern laſſen, und auf dieſe Weiſe ein ſchönes Denkmahl des Alterthums erhalten, deſſen Original, jeder Witterung ausgeſetzt, täglich unſcheinbarer wird, und deſſen Copie nicht mehr exiſtirt, auch ſchwerlich zum zweytenmahl von einem königlichen Kunſtbeſchützer unternommen werden möchte. — Mehrere an die Gallerie ſtoßende Säle ſind geſchmackvoll mit Statuen und Basreliefs verziert; einer derſelben iſt der neuern Kunſt gewidmet, man findet da einen Chriſtus von Michel Angelo, Werke von Bernini, u. ſ. w. — Im obern Stocke wohnen ſämmtliche Penſionärs ſehr bequem neben ihren Atteliers, und zwar ſo vertheilt, daß die Architekten die Stadt, die Mahler das Land vor ſich haben. — Beyläufig erwähne ich hier einer ſonderbaren Eigenſchaft des italieniſchen Thons, welche den fremden Künſtlern, die nicht damit bekannt ſind, oft viel zu ſchaffen macht. Zwar

läſst er ſich leichter bearbeiten, als der deutſche oder franzöſiſche, aber er hat ſo viele ſchlammige Theile, die, wenn ſie nur ein wenig trocken werden, leicht bröckeln und auseinanderfallen. Daher muß das kleinſte Modell einer Figur mit einer Menge Drat inwendig geſtützt werden. Der Fremdling, der das in ſeinem Vaterlande nicht gewohnt war, vernachläſſigt dieſe Vorſicht, und findet oft am Morgen den Fleiß vieler Wochen in Trümmern liegen. Bey großen Werken wird das zuweilen ſogar gefährlich. Der Bildhauer Schweikken z. B. hatte ein ſehr großes Basrelief unternommen, welches faſt eine ganze Wand bildete, und wäre eines Tages beynahe davon erſchlagen worden, da es plötzlich zuſammen ſtürzte.

18.

Die Villa Ludoviſi.

Der Beſitzer derſelben iſt ein wenig ſchwierig mit der Erlaubniß ſie zu beſehen; man muß ihm eine Viſitenkarte ſchicken, auf deren Rückſeite er ſodann die ſchriftliche Erlaubniß mit ſehr unleſerlichen Zügen ſetzt. So lange man den Garten durchwandelt, bereut man faſt die Mühe, welche man ſich darum gegeben, denn obwohl er von antiken Statuen und Vaſen wimmelt, ſo ſind es doch gerade die ſchlechteſten Alterthümer,

die man nur hat auftreiben können, und noch obendrein ſo beſchädigt, daß man oft kaum unterſcheiden kann, was ſie vorſtellen ſollen. Es iſt ein wahres Lazareth von Antiken. Unter andern ſtehen um ein Gartenhaus eine Menge ungeheuer große, dickbauchige Vaſen, die vielleicht einſt in einem Keller à la Heidelberg als Amphoren gedient haben mögen, hier aber einen wahrhaft gräßlichen Anblick gewähren. — Doch für alle dieſes Aergerniß wird man durch einige große Kunſtwerke entſchädigt, unter ihnen das vorzüglichſte: eine Gruppe von Menelaus (laut der griechiſchen Inſchrift), über deren Deutung die Kenner ſehr uneinig ſind. Es iſt eine ſchöne, doch nicht mehr ganz junge Frau, die einen vor ihr ſtehenden, noch nicht ganz erwachſenen Jüngling mit inniger Zärtlichkeit betrachtet, und, während er kindlich zu ihr hinauf ſieht, ihren Arm um ſeinen Nacken geſchlagen hat. Einige machen hieraus Electra und Oreſt, doch dieſer Blick iſt nicht der Blick einer Schweſter, auch findet ſich keine Spur von der Rache darinnen, welche Electra ihrem Bruder einzuhauchen ſuchte. Andere meinen, es ſey Papirius, der ſeiner Mutter die Geheimniſſe des Senats verräth. Doch das iſt wiederum nicht der Blick, mit dem man ein Geheimniß erzählen hört. Noch andere halten es für Phädra und Hippolyt; doch in dieſem ſeelenvollen Auge ſchwimmt nur Mut-

e r liebt, kein unreiner Gedanke miſcht ſich hin- ein. Ich glaube alſo, jene drey Meinungen ſind alle drey irrig, aber freylich weiß ich nichts Beſ- ſeres an die Stelle zu ſetzen, wie das gewöhnlich zu gehen pflegt. Eine liebende Mutter iſt die ſchöne edle Frau gewiß, welche? gleich viel! es iſt ein göttliches, der Natur abgeſtohlnes Kunſt- werk. Reſtaurirt iſt wenig daran, aber dies we- nige herzlich ſchlecht.

Eine zweyte ſehr ſchöne Gruppe iſt ein Mann, der eben ein junges Weib durchbohrt hat, und nun ſich ſelbſt das Meſſer in die Bruſt ſtößt. Man nennt ſie Pätus und Arria. Doch warum ſollte Pätus das Geſicht abwenden? und zwar nicht ſo, als wollte er den Anblick der Ster- benden vermeiden, ſondern als ſähe er nach etwas in der Ferne? — Wahrſcheinlicher iſt daher eine zweyte Hypotheſe. Das Mädchen nähmlich iſt eine Prinzeſſin, deren Nahmen ich vergeſſen habe. Die Burg, in der man ſie ſicher glaubt, wurde belagert, erobert. Ein treuer Sklave hatte auf dieſen Fall Befehl, ſie lieber zu tödten als dem Feinde in die Hände fallen zu laſſen. Er führte dieſen Befehl aus, und ermordete dann ſich ſelbſt, indem er nach dem Sieger blickt, der ſo eben die Mauer erſteigt. Die Art jedoch, wie er ſich er- ſticht, iſt äußerſt gezwungen; er ſtößt ſich mit ganz verdrehtem Arm das Meſſer in den Hals. An dem Mädchen findet man keine Wunde. Nur

unter der Achſel laufen ihr einige Blutstropfen am Gewande herab. Man legt das als eine groſse Delikateſſe des Bildners aus, der dadurch habe andeuten wollen, der Sklave habe nicht gewagt, die keuſche Bruſt ſeiner Gebiererin zu durchbohren. Ich finde das ſehr lächerlich. Er hatte ja deshalb nicht nöthig das Gewand wegzuſchieben. Ich vermuthe vielmehr, daſs dieſer ſeltſame Umſtand ſich auf ein hiſtoriſches Factum beziehe. — Auſser dieſen beyden Kunſtwerken erſter Gattung, ſieht man hier noch einige andere von hohem Werth, z. B. einen ſitzenden Fechter oder Krieger von groſser Wahrheit, deſſen Stellung nur ein wenig zu froſchartig iſt; einen ſchönen aber ſchlecht beleuchteten Junokopf u. ſ. w. — Ein kleines Haus in der Mitte des Gartens beſitzt die herrlichſten Frescogemählde von Guercino, beſonders eine Blumen ſtreuende Aurora auf ihrem Wagen. Zwey Frescolandſchaften von Dominichino, verrathen den groſsen Meiſter eben nicht.

Die ganze Villa iſt, wie faſt alle Häuſer der Groſsen in Italien, ſchlecht und altväteriſch möblirt. Der angenehme Luxus mit geſchmackvollen Ameublements ſcheint den Italiänern noch gänzlich unbekannt zu ſeyn. Dagegen laſſen ſie ihren lächerlichen Stolz überall in Wappen und Inſchriften hervorleuchten. Auch hier findet man wahrlich über jeder Thür angeſchrieben: Car-

dinal Ludoviſi, Cammerrinus u. ſ. w. — In einem andern Zimmer wird in einem ſaubern Kaſten ein verſteinertes Menſchengerippe gezeigt. Man ſollte es eigentlich ein mit Stein überzogenes nennen, denn offenbar ſind die Knochen blos von einer Steinmaſſe umgeben.

19.

Monte Cavallo.

Die Hauptzierde dieſes Platzes (und vielleicht von ganz Rom, wenn gleich Winkelmann, ganz unbegreiflicher Weiſe, nur im Vorbeigehen davon zu reden beliebt) ſind die beyden koloſſalen Gruppen, die ich die Pferdebändiger nennen möchte, ohne mich weiter darum zu bekümmern, ob ſie Caſtor und Pollux vorſtellen ſollen, oder Alexander den Großen, der den Bucephalus bändigt. Das letztere iſt ohnehin unmöglich, da, wenigſtens die eine Gruppe linker Hand, unſtreitig wirklich von Phidias zu ſeyn ſcheint, der ſchon lange vor Alexander unſterblich wurde. Die Manier, und ſogar die Art, wie der Meißel geführt worden, ſind ganz dieſelben, wie bey den berühmten Basreliefs von Athen, die Choiſeul, wenn ich nicht irre, dort abformte, und deren Originale Lord Elgin nach England brachte. An das Piedeſtal der zweyten hat man

den Nahmen Praxiteles geſchrieben, ohne irgend einen Grund dafür zu haben, als vermuthlich den, daß man keinen würdigern Nahmen neben den des Phidias zu ſetzen wußte. Beyde Gruppen ſollen von Nero oder Conſtantin aus Alexandrien nach Rom gebracht worden ſeyn. Es ſind die koſtbarſten Meiſterwerke, in welchen man jedoch mehrere Sonderbarkeiten bemerkt, die ſich bloß dadurch erklären laſſen, daß der Künſtler ganz allein auf den Effekt arbeitete, den die koloſſale hochgeſtellte Bildſäule hervorbringen ſollte. So iſt z. B. die rechte Hand an der Statue des Phidias weit größer als die linke, und das linke Auge iſt weit tiefer eingeſenkt als das rechte. Von unten hinaufgeſehen wird man das nicht gewahr, man mag ſich ſtellen wohin man will; erſteigt man aber das Piedeſtal, ſo fällt es ſehr deutlich in die Augen. Am Kinn deſſelben Coloſſes iſt ein kleines Stückchen hervorragender Marmor ſtehen geblieben, Gott weiß warum. Beyde Bildſäulen haben auf jeder Achſel und auf dem Kopfe ein Loch, welches wieder zugemacht worden: vermuthlich ſtacken einſt Eiſen darinnen, um einen Schirm daran zu befeſtigen, und ſo die Statuen vor dem Einfluß der Witterung zu ſchützen. Dieſe Gewohnheit ſoll bey den Alten nicht ſelten geweſen ſeyn; es muß aber curios ausgeſehen haben, Bildſäulen mit Regenſchirmen. Eine heilſame Vorſicht war es allerdings, denn

jetzt leiden dieſe herrlichen Kunſtwerke ſehr, und an Stellen, wohin das Regenwaſſer gewöhnlich ſeinen Lauf nimmt, kann man in der Nähe fühlen und ſehen, daß die unberührten Theile weiter hervorſtehen, gleichſam einen Wulſt bilden. In einigen Jahrhunderten werden dieſe unerſetzlichen Denkmähler nur noch unſcheinbare Trümmer dem Auge darbieten. Und dennoch denkt Niemand daran ſie abzuformen! — Nur ein Engländer hat es einſt gethan, die Formen aber mit nach England genommen, folglich ſind ſie für Rom verlohren. — Warum der Künſtler die herrlichen Roſſe ſo klein gemacht hat? mag er ſelber wiſſen. Wenn ihre Führer darauf ſtiegen, würden ihnen die Füße auf den Boden hängen. Die Coloſſe ſelbſt ſehen von unten auch bey weitem nicht ſo groß aus, als ſie wirklich ſind, ſteht man aber oben, ſo reicht ein Mann von mittlerer Größe ihnen bis an die Knie. — Zwiſchen beyde Gruppen hat man — wie mich deucht — unverſtändiger weiſe — einen Obelisk von rothem Granit geſetzt, vermuthlich damit es fein ausſehen ſoll, wie das Plateau auf einer Tafel.

20.

Der Todten Garten.

Ich gieng in die Capucinerkirche, um ein Gemählde von Guido Reni zu ſehen, den Engel

Michael, wie er mit vieler Grazie den Teufel an einer Kette hält. Wer in Wien jemahls das ſchöne Ballet Alcine ſah, der hat das leibhafte Original dieſes Engels geſehen; denn gerade ſo ſtand die reizende Caſſentini auf dem Zauberer. — Es war eben ein alter Layenbruder geſtorben, und zwar ein geweſener Kammerdiener vom Cardinal Bernis, der viel Geld hinterließ. Nun hatten ihn die Capuciner in der Kutte ihres Ordens auf eine Bahre gelegt, in die Kirche geſtellt, ſtanden drum herum und beteten und ſangen. — Bey dieſer Veranlaſſung rühmte man mir den Begräbnißort der Capuciner, ich wurde neugierig ihn zu ſehen, ohne jedoch ein ſo auſſerordentlich frappirendes Schauſpiel zu erwarten, als ich in der That fand. Nie wird das Bild davon aus meiner Seele ſchwinden. — Man denke ſich weder Kirchhof noch Todtengruft, weder Keller noch Höhle. Im untern Stockwerke des Kloſters, doch nicht unter der Erde, öffnete ſich mir eine Reihe von gewölbten Zimmern, deren Fenſter alle nach dem Hofe hinaus und geöffnet waren. Nie habe ich eine reinere Luft geathmet als hier, auch war das wohl nöthig, da das Schauſpiel ſelbſt die Bruſt ohnehin ein wenig beengte. Für die Lebenden, die hier wallen, läuft ein Gang längs den Fenſtern, den rechter Hand eine niedrige Gallerie von den ſtillen Wohnungen der Todten ſcheidet. Jenſeits dieſer Gallerie er-

blickt man in jedem Zimmer, und zwar ſo groß als das Zimmer ſelbſt, eine Grotte von Todtenknochen, die äuſſerſt künſtlich übereinander geſchichtet ſind. In kleinern Zwiſchenräumen bilden dieſe Grotten Niſchen, und in jeder Niſche ſteht oder liegt ein todter Capuciner, in der Stellung eines Lebenden, angethan mit ſeiner Kutte, der grinſende Kopf meiſtens noch mit dem langen Barte verſehen; denn man muß wiſſen, daß in dieſen Gewölben, wie in dem Bleykeller zu Bremen, die Todten nicht verweſen, ſondern nur austrocknen; diejenigen, welche am beſten erhalten ſind, werden auf dieſe Weiſe hingeſtellt und gelegt. An jedem iſt ein Zettel befeſtigt, auf welchem zu leſen, wie er geheiſſen, wann er geſtorben. Das Häuschen, in welchem er gleichſam Schildwache ſteht, um die Ankunft des jüngſten Tages zu erwarten, iſt klein, ſehr klein, und doch beſteht es aus hunderten ſeiner Brüder. Der enge Raum zu ſeinen Füſſen umfaßt ſieben Gräber, die aber nicht Hügel bilden, ſondern gerade ſo bearbeitet ſind, als Gartenbeete. Hier trocknen die Capuciner aus, bis der Mangel an Raum ſie nöthigt, Platz zu machen, und wohl ausgedörrt wieder an das Licht der Welt hervorzugehen. An jedem Grabe ſteht ein einfaches ſchwarzes Kreuz. Den Plafond ſchmücken Arabesken und allerley Zierrathen von Todtenknochen, wozu man die kleinern ausgeſucht hat. Ein ziemlich groſſes

Michael, wie er mit vieler Grazie den Teufel an einer Kette hält. Wer in Wien jemahls das ſchöne Ballet Alcine ſah, der hat das leibhafte Original dieſes Engels geſehen; denn gerade ſo ſtand die reizende Caſſentini auf dem Zauberer. — Es war eben ein alter Layenbruder geſtorben, und zwar ein geweſener Kammerdiener vom Cardinal Bernis, der viel Geld hinterließ. Nun hatten ihn die Capuciner in der Kutte ihres Ordens auf eine Bahre gelegt, in die Kirche geſtellt, ſtanden drum herum und beteten und ſangen. — Bey dieſer Veranlaſſung rühmte man mir den Begräbnißort der Capuciner, ich wurde neugierig ihn zu ſehen, ohne jedoch ein ſo auſſerordentlich frappirendes Schauſpiel zu erwarten, als ich in der That fand. Nie wird das Bild davon aus meiner Seele ſchwinden. — Man denke ſich weder Kirchhof noch Todtengruft, weder Keller noch Höhle. Im untern Stockwerke des Kloſters, doch nicht unter der Erde, öffnete ſich mir eine Reihe von gewölbten Zimmern, deren Fenſter alle nach dem Hofe hinaus und geöffnet waren. Nie habe ich eine reinere Luft geathmet als hier, auch war das wohl nöthig, da das Schauſpiel ſelbſt die Bruſt ohnehin ein wenig beengte. Für die Lebenden, die hier wallen, läuft ein Gang längs den Fenſtern, den rechter Hand eine niedrige Gallerie von den ſtillen Wohnungen der Todten ſcheidet. Jenſeits dieſer Gallerie er-

blickt man in jedem Zimmer, und zwar ſo groß als das Zimmer ſelbſt, eine Grotte von Todtenknochen, die äuſſerſt künſtlich übereinander geſchichtet ſind. In kleinern Zwiſchenräumen bilden dieſe Grotten Niſchen, und in jeder Niſche ſteht oder liegt ein todter Capuciner, in der Stellung eines Lebenden, angethan mit ſeiner Kutte, der grinſende Kopf meiſtens noch mit dem langen Barte verſehen; denn man muß wiſſen, daß in dieſen Gewölben, wie in dem Bleykeller zu Bremen, die Todten nicht verweſen, ſondern nur austrocknen; diejenigen, welche am beſten erhalten ſind, werden auf dieſe Weiſe hingeſtellt und gelegt. An jedem iſt ein Zettel befeſtigt, auf welchem zu leſen, wie er geheiſſen, wann er geſtorben. Das Häuschen, in welchem er gleichſam Schildwache ſteht, um die Ankunft des jüngſten Tages zu erwarten, iſt klein, ſehr klein, und doch beſteht es aus hunderten ſeiner Brüder. Der enge Raum zu ſeinen Füſſen umfaßt ſieben Gräber, die aber nicht Hügel bilden, ſondern gerade ſo bearbeitet ſind, als Gartenbeete. Hier trocknen die Capuciner aus, bis der Mangel an Raum ſie nöthigt, Platz zu machen, und wohl ausgedörrt wieder an das Licht der Welt hervorzugehen. An jedem Grabe ſteht ein einfaches ſchwarzes Kreuz. Den Plafond ſchmücken Arabesken und allerley Zierrathen von Todtenknochen, wozu man die kleinern ausgeſucht hat. Ein ziemlich groſſes

Kreuz war aus lauter Gurgelknochen zuſammengeſetzt. Anſehnliche Kronleuchter mit vielen Armen und Lampen von verſchiedener Gröſſe, hiengen an der Decke herab, ſämmtlich aus Todtenknochen, ohne irgend eine andere Zuthat, geformt. Wandleuchter von derſelben Materie zierten den Gang, der vor der Grotte hinlief. Jedes Zimmer hatte ſeine eigene Architectur, in dem einen waren es lauter Köpfe, in dem andern lauter Hüftknochen u. ſ. w. in jedem aber ſtanden und lagen die ledernen Capuciner in Niſchen, wie chineſiſche Puppen. Wir hoben eine Kutte von derſelben auf und ſahen eine Haut, die gelbem Pergamente glich. Jede dieſer ſeltſamen Statuen trug in ihrer Hand ein Licht, jeder Kronleuchter und jede Lampe waren mit vielen Lichtern beſteckt, auf jedem Kreuze hatte man ein Licht befeſtigt. Nun denke man ſich dieſe Beleuchtung bey Nacht! Es muß einen ſchauerlichen groſſen Eindruck machen, wenn hier, wo ſo viele tauſend Lebenslichter ausgelöſcht ſind, die Flämmchen zwiſchen Millionen Knochen hervorſchimmern. Unterlaſſe doch ja kein Fremder, die fünf Grotten zu beſuchen, in welchen mehrere Tauſende ſeiner Mitbrüder ſo friedlich neben und übereinander hauſen. Kaiſer Joſeph iſt auch hier geweſen. Ich wünſchte, jeder Fürſt, der nach Rom reiſt, thäte ein Gleiches. Aus der vierten Grotte tritt man in eine kleine Kapelle, wo Seelenmeſſen geleſen

werden und ſie, obwohl ſparſamer, auf gleiche Weiſe wie die übrigen verziert iſt. — Nur ſtören die gewaltige Empfindung, welche den Wanderer hier ergreift, ein paar ſchlechte Sonnette an der Wand, welche die Vergänglichkeit des menſchlichen Lebens predigen.

Hat man dieſen Todtengarten wiederum verlaſſen, und will ſich zerſtreuen, ſo betrachte man in der Kirche noch einige ſchöne Gemählde von Peter von Cortona, Dominichino, Lanfranco und andern. Endlich beſehe man den Altar, der die Reliquien des heiligen Juſtinus bewahrt.

21.

Der Pallaſt Barberini.

Daß ein Pabſt, nähmlich Urban VIII., aus dieſem Hauſe abſtammte, wird man bald, und beynahe zu oft gewahr, denn in allen Winkeln findet man ſein Portrait, ſein Wappen, ſeine Chiffer. Jeder Vorſaal, jedes Zimmer rufen den Fremden entgegen: wir Barberini's haben auch einen Pabſt gehabt. An Gemählden, Statuen, und — wie gewöhnlich — an ſchlechten, geſchmackloſen Möbeln iſt dieſer Pallaſt reich. In einem groſſen Saale hat Peter von Cortona ſein Meiſterſtück an die Decke gepinſelt,

das Barberiniſche Wappen nähmlich wird von den Tugenden gen Himmel getragen. Welch ein erbärmlicher Gedanke! — Ich würde den Leſer zu ermüden fürchten, wenn ich von den vielen ſchönen Sachen, die ich hier ſah, mehr als das vorzüglichſte, mit ſtrenger Auswahl nennte. Auf der groſſen Treppe brüllt dem Fremden ein ſehr ſchöner antiker Löwe entgegen. Schade, daß einige Tatzen und der Schweif ſo ſchlecht reſtaurirt ſind. Der letztere iſt beſonders ſo lang gerathen, daß drey Löwen ſich darin theilen und damit zufrieden ſeyn könnten. — Der ſehr zahlreichen Sammlung von Gemählden hat Leonardo da Vinci die Krone aufgeſetzt, durch ein unvergleichliches Bild, welches ganz fehlerlos ſeyn würde, wenn es wirklich das vorſtellte, was es vorſtellen ſoll, nähmlich die Eitelkeit und die Beſcheidenheit. Es ſind herrliche Figuren, aber es iſt auch nicht eine Spur weder von Eitelkeit noch Beſcheidenheit darinn. Eine Magdalene von Guido; die junge Beckerin, Raphaels Geliebte, von ihm ſelbſt gemahlt; einige Bilder von Andrea del Sarto, Tizian, und — dem Vorgeben nach — auch von Raphael; das mag genug ſeyn, um den Kunſtliebhaber zu locken. Er wird auſſerdem noch mehr gute Gemählde, aber auch recht viel Schofel finden, der mit den berühmteſten Nahmen dekorirt iſt; die italieniſchen Groſſen ſehen bloß darauf, ſo viel Zim-

mer als möglich mit Bildern zu behängen, und wenn denn ein paar wirkliche Meiſterſtücke darunter ſind, ſo iſt ihnen das übrige ziemlich gleichgültig. — Die Antikenſammlung prangt mit einem herrlichen ſchlafenden Faun, die einzige Statue, von der man weiß, daß ſie eine von denen war, welche Hadrians Grabmahl (die Engelsburg) ſchmückten. Troz der wirklich ſehr indecenten Stellung, welche man dieſem Faun vorwirft, iſt er doch ein griechiſches Meiſterwerk, welches den beſten an die Seite geſezt zu werden verdient. Er ſteht erſt ſeit kurzem wieder hier, denn während der Revolution wurde er verkauft, und der Bildhauer Pacetti erſtand ihn um geringen Preis, reſtaurirte auch ſeine Hände ſo ſchlecht als möglich. Nach wieder hergeſtellter Ruhe fand man, daß es beſſer ſey, den Kauf zu annulliren, und man fing deshalb einen ſehr ungerechten Prozeß an. Das bewog Pacetti, mit dem Verkauf ſeines beſtrittenen Eigenthums zu eilen, und er fand bald an dem Bruder des franzöſiſchen Kaiſers einen Kenner und Liebhaber, der das feilgebotene Meiſterſtück nach Würden ſchätzte. Aber der Pabſt ließ Pacetti drohen, er ſolle ſich zum Ziele legen, er werde und ſolle ſeinen Proceß nie gewinnen. Dieſem Ausſpruche verdankt es Rom, daß eines der ſchönſten Ueberbleibſel der griechiſchen Bildhauerkunſt nicht aus ſeinen Mauern fortgeſchaft worden. — Eine andere Statue, die

zwar unſtreitig auch antik, obwohl von geringerem Werthe iſt, wird durch eine Eigenheit merkwürdig, die ich noch an keiner Bildſäule aus dem Alterthum bemerkte. Sie ſtellt nähmlich Brutus vor, der die beyden abgehauenen Köpfe ſeiner Söhne in beyden Armen trägt; folglich ſind hier drey Büſten beyſammen. Es nimmt ſich aber ſchlecht aus, und darum haben auch wohl die Alten dieſe ſeltſame Idee nie wiederholt. — Die Bibliothek des Hauſes Barberini ſoll aus fünfzigtauſend Bänden beſtehen, auch einige tauſend Manuſcripte beſitzen. Sie ſteht Montags und Donnerſtags dem Publikum offen; aber niemand geht hin.

22.

Die Wohnung des Pabſtes.

So einfach meine Wohnung auch immer ſeyn mag, ſo tauſche ich doch nicht mit dem Pabſte. Lauter ungeheure Zimmer und Säle, die alle gebaut ſcheinen, um Luftballons darinnen aufſteigen zu laſſen; mit Backſteinen gepflaſtert, ſehr dürftig möblirt, mit ſchlechten Gemählden behangen — ſo wohnt in wahrer Demuth das Oberhaupt der Chriſtenheit. Man hat dieſen Pallaſt von Monte Cavallo, um der

geſunden Luft willen, den übrigen päbſtlichen Palläſten vorgezogen, und daran hat man wohl gethan; aber daß man ihn nicht etwas anſtändiger verziert, das nimmt mich Wunder. Man findet z. B. gar keinen Stuhl, ſondern nur, bey Hunderten, eine Art von hölzernen Sofas, ohne Kiſſen, deren Sitze zu gleicher Zeit als Kaſten dienen, um allerley darinnen zu verſchließen, und die die größte Aehnlichkeit von der Welt mit Nachtſtühlen haben, nur daß ſie zwey und dreyſpitzig ſind. Sie ſind marmorartig angeſtrichen, und an jedem ſteht mit großen Buchſtaben Pius VII. Pontifex Maximus; zum Beweis, daß ſie nach dem neueſten Geſchmacke ſind. Eine lange Gallerie iſt erbärmlich bunt mit gemahlten koloſſalen Engeln behangen, die theils in ganzen Figuren, theils auch nur mit geflügelten Köpfen, den Vorbeigehenden anſchielen und ihre verrenkten Glieder ihnen entgegenſtrecken. — In einem Saale, in welchem ein einzelner Stuhl hinter einem Tiſche den traurigen Platz bezeichnet, auf welchem der Pabſt einſam zu Mittag ſpeiſt, hängt eine koloſſale Madonne von Carl Maratti, und ein beſſeres Bild von Tizian. — Die kleine Hauskapelle iſt von Guido Reni recht ſchön al fresco gemahlt. Der Künſtler hat das häusliche Leben der Jungfrau Maria hier vorgeſtellt. Man ſieht ſie unter andern emſig Windeln nähen, und zu beyden Seiten kleine Engel, die ihr

ſo aufmerkſam zuſehen, als ob ſie es von ihr lernen wollten. — Durch eine Innſchrift auf einer Marmortafel hat man kürzlich dieſe Kapelle beſonders merkwürdig zu machen geſucht. Es wird darinn erzählt, daß der exilirte König von Sardinien, nebſt ſeiner Familie, hier vor einigen Jahren aus der Hand des Pabſtes das Abendmahl empfangen. — Das Schönſte im ganzen Pallaſt findet man in einer ſehr langen und breiten Gallerie, die zwar, wie alles übrige, geſchmacklos dekorirt iſt, in welche man aber in großer Unordnung alle die Antiken niedergeſtellt hat, die vor kurzem in Oſtia ausgegraben worden. Es befindet ſich eine ganz vortreffliche jugendliche Büſte darunter, gewiß die Arbeit eines groſſen Meiſters. Die übrigen Sachen kommen dieſer Büſte bey weitem nicht gleich, ſind aus ſpätern Zeiten, doch alle aus griechiſchem Marmor verfertigt, vielleicht, weil Oſtia, ein Seehafen, den Marmor leichter aus Griechenland als aus Carara herbeyſchaffen konnte. — Seine Heiligkeit ſelbſt zu ſehen, hat mir das Schickſal nicht vergönnt. Er war zur Krönung des Kaiſers Napoleon nach Paris gereiſt.

23.

Der Pallaſt der Cäſaren.

Majeſtätiſche Trümmer! — Schon Romulus ſpielte als Kind auf dem palatiniſchen Berge. Auguſtus erbaute hier einen Pallaſt, nachdem er über vierzig Jahr genügſam in dem nicht prächtigen Hortenſiſchen Hauſe gewohnt hatte, welches endlich abbrannte. Vor dem Eingang ſeines neuen Pallaſtes, ſtand ein Lorbeerbaum, der ihm mehr werth ſeyn mußte als alle Triumphbogen, denn man hatte einen Eichenkranz daran gehangen, zum Zeichen, daß er vielen römiſchen Bürgern das Leben gerettet habe. Er ſtiftete hier auch eine berühmte Bibliothek, von deren Lokal ich mir keinen rechten Begriff machen kann, wenn es wahr iſt, daß eine koloſſale Bildſäule von Bronze des Apollo darinnen ſtand, deren Höhe Plinius auf fünfzig Fuß angiebt. Welch einen Saal ſoll ich mir denken, um dieſer Statue gehörigen Raum zu geben? — Tiberius erweiterte dieſen Pallaſt, Caligula noch mehr; er baute die Façade nach dem Forum hinaus, und hängte durch eine prächtige Brücke auf achtzig Marmorſäulen den capitoliniſchen Berg mit dem palatiniſchen zuſammen. Endlich kam Nero, dem nichts groß genug war; er nahm den ganzen Raum zwiſchen dem cöliſchen und esquiliniſchen Berge noch da-

zu, und nun wandelte man daſelbſt zwiſchen Gärten, kleinen Seen, Bädern, Gehölz und Häuſern; es glich einer kleinen Stadt. Noch einmahl verzehrte das Feuer dieſe ſtolzen Menſchenwerke, und jetzt erbaute Nero ſein goldenes Haus, deſſen Portikus allein, mit drey Säulenreihen, tauſend Schritt lang war, und von deſſen wolluſtiger Pracht die Alten kaum genug erzählen können. Dennoch ſoll der Tyrann (wie Sueton verſichert) nach deſſen Vollendung nichts weiter geſagt haben, als: Nun werde ich doch auch einmahl wohnen wie ein Menſch. — Als der Uebermüthige die kleine enge Wohnung der Unterirdiſchen bezogen hatte, erneuerte Domitian den Pallaſt. Veſpaſian und Titus aber trennten alles davon, was auſſer dem palatiniſchen Berge lag, um auf der Stelle das Coloſeum, den Tempel des Friedens und die Bäder des Titus zu erbauen. Unter Totila endlich wurde der kaiſerliche Pallaſt durch die Vandalen zerſtört. Aber ehrwürdige Trümmer bezeichnen den Ort, wo er geſtanden. Durch Krautgärten windet man ſich aufwärts zwiſchen unterirdiſchen Gewölbern, Ueberreſten großer Portiken, hohen Mauern und zertrümmerten Arcaden. Ue- überall wächſt üppiges Geſträuch zwiſchen den Riſſen und Spalten hervor; es iſt ein herrlicher, mahleriſcher Anblick, der dennoch mit tiefer Wehmuth füllt. Himmel! was geſchah hier Alles!

wie

wie oft wurde das Schickſal der Welt auf dem Platze entſchieden, auf dem jetzt der Dornenſtrauch meine Hand verwundet! wie oft hat hier die Liebe geſpielt, wo jetzt ein Käuzlein aus einer Steinritze krächzt! wie oft hat hier der Ehrgeiz den Römerbuſen gefoltert, wo jetzt eine Gärtnerfamilie in Lumpen ihren Kohl pflanzt. — Ich erklimmte endlich eine Höhe, die noch durch antikes Moſaik bezeichnet iſt. Welch ein Anblick! dicht unter mir der Circus Maximus, zwar jetzt auch nur ein Krautfeld, aber doch ſeiner Geſtalt nach kenntlich; mir gegenüber die Bäder des Caracalla, linker Hand das majeſtätiſche Coloſſeum, nicht weit davon der Tempel des Friedens — und wenn meine Augen über alles dieſes hinaus in das weite Feld ſchweiften, ſo erblickten ſie das Grabmahl der Metella und hundert andere Ueberreſte von römiſchen Grabſtätten. — Kein Fremder laſſe ſich das beſchwerliche Klettern verdrießen, dieſer Standpunkt wird ihm die Mühe reich vergelten.

24.

Das Theater des Marcellus.

Hätte Vitruv es nicht genau beſchrieben, ſo würde man jetzt wohl ſchwerlich mehr ſeine Verhältniſſe ergrübeln, denn es iſt wenig davon

übrig, und dies wenige iſt ſo jämmerlich verbaut, daß es kaum der Mühe werth iſt hinzugehen. Kaiſer Auguſt baute es ſeinem Neffen Marcellus zu Ehren, und es ſoll noch jetzt zum Muſter der doriſchen und joniſchen Säulenordnung dienen. Es faßt dreyßigtauſend Zuſchauer. Als es eingeweiht wurde, beſpritzten ſechshundert wilde Thiere es mit ihrem Blute. In den mittleren kriegeriſchen Zeiten wurde es in eine Citadelle, und endlich in einen Pallaſt umgeſchaffen, der der Familie Orſini zugehört. Eben ſo unbefriedigt wird der Fremde von dem

25.

Porticus der Octavia

ſcheiden, den Kaiſer Auguſt ſeiner herrlichen Schweſter, der Mutter des Marcellus, weihte, und der dazu diente, das Volk, welches zum Schauſpiel wallte, vor übler Witterung zu ſchützen. Jetzt iſt nur noch der Eingang dieſes Porticus übrig, und auch vor dieſem kann man unmöglich lange verweilen, denn der moderne Fiſchmarkt, der gerade auf dieſer Stelle gehalten wird, füllt die Luft mit peſtilenzialiſchen Gerüchen.

26.

Das Mauſoleum des Auguſtus

giebt auch keinen Begriff mehr von ſeiner alten

Herrlichkeit. Bloß der innere cylinderförmige Raum iſt übrig geblieben, weil man ihn zum Schauplatz für Stiergefechte und Feuerwerke umgeſchaffen hat. Der Platz muß eine groſe Menge Menſchen faſſen, denn er mißt hundert und zwey und dreyßig Fuß im Durchſchnitt; ringsum erheben ſich, nach Art der Alten, fünf Reihen ſteinerne Sitze, über dieſen eine Reihe Logen, und endlich noch eine geräumige Gallerie; der Himmel iſt ſein Dach. Da im Sommer hier auf keinem Theater geſpielt wird, ſo entſchädigen ſich die Römer durch fünf und vierzig Stiergefechte und ſieben und zwanzig Feuerwerke und Illuminationen. Die Feuerwerke können freylich nur kleinlich ausfallen, da der Platz dazu nicht geräumig genug iſt, aber die Illumination mit farbigen Lampen ſoll ſich vortrefflich ausnehmen, beſonders das ſchöne, bunte Volksgewimmel, das dadurch beleuchtet wird. Freylich darf man, während dieſes Schauſpiels, wohl nicht daran denken, daß Auguſtus, Marcellus, Agrippa und Germanicus hier begraben liegen. Die römiſchen Damen haben das längſt vergeſſen, und weiden ihr Auge an den halb nackenden Fechtern, die ihr Leben gegen wilde Beſtien wagen, oft verlieren, wenigſtens oft gefährlich verwundet werden, und mit ihrem Blute die Arena beſpritzen. — Vor alten Zeiten umgab

ein Luſtwald dieſes Mauſoleum, in dem Jedermann zu ſpazieren vergönnt war; jetzt iſt keine Spur mehr davon übrig.

Von dem Tempel des Bachus, in einer geringen Entfernung von Rom gelegen, iſt wenigſtens die äußere Form trefflich erhalten. Er iſt ganz rund und nicht groß. Seine Erhaltung hat er der Verwandlung in einen Tempel der heil. Conſtantia zu danken. An der gewölbten Kuppel unterſcheidet man noch Kinder mit Weintrauben in Moſaik. Auch die vier und zwanzig Granitſäulen korinthiſcher Ordnung, die den Tempel tragen, hält man für antik, obwohl ſie zwey und zwey gekuppelt ſind, wovon ſich ſonſt im Alterthum kein Beyſpiel findet. Außerhalb des Tempels ſind auch noch ſchöne große Ruinen, die man für einen Hippodromos (eine Art von Reitbahn) hält, welche Conſtantin erbaut haben ſoll. — Es ſcheint, daß, wer den Tempel der ſogenannten Minerva Medica noch ſehen will, eilen müſſe, weil er den nahen Einſturz droht. Die Kuppel, von welcher, nach der vortrefflichen ſoliden Art der Alten, zuerſt die Bogen geſchlagen, und dann der Raum zwiſchen den Bogen ausgemauert worden, würde ohne dieſe Bauart länſt niedergeſtürzt ſeyn, denn nur die Bögen ſind noch vorhanden, durchbrochen, als wären ſie von Zucker gemacht. Man wandelt nicht ohne Beſorgniß unter dieſen ſpitzenähnlichen Gewölben, denn wer ſtark hinaufſchreit,

kann leicht einige Steine herunterſchreyen. Man hat hier eine ſchöne Statue der Minerva mit der Schlange gefunden, die noch vor kurzem den Pallaſt Giuſtiniani zierte; an ihrer Stelle iſt eine Weinkelter. Lieber hätte ich freylich die Weinkelter im Pallaſt und die Bildſäule an ihrer alten Stelle finden mögen. Doch ich habe vergeſſen anzuzeigen, daß der ganze Tempel jetzt mitten in einem Weinberge liegt. Er muß prächtig geweſen ſeyn, denn man hat mehrere ſchöne Statuen da ausgegraben. — Der nähmliche Weinberg hat auch noch den Vorzug, die Gräber der Familie Aruncius zu beſitzen, die man Columbarien (Taubenſchläge) nannte, nicht etwa weil die Seelen aus- und einflogen, wie die Tauben, ſondern weil die Gräber inwendig ungefähr ſo abgetheilt waren, und noch ſind. Man ſteigt mit Fackeln wohl zwanzig Fuß tief unter die Erde, und findet mehrere Gräber, mit einer Art von Frontons im Dreyeck geziert, auf welchen die Grabſchriften ſtehen. An der Decke ſieht man noch Spuren von Mahlerey. Aus dieſer Gruft gelangt man in eine zweyte, der erſtern ähnliche, in welcher man noch vor wenig Tagen, auf Befehl der Kammer, gegraben, und funfzehn Fuß tief, Todtenknochen, Urnen, Lampen und Thränengefäße entdeckt hatte. Alles war bereits weggeſchaft, nur die Todtenknochen lagen noch da, und ich konnte mich nicht entbre-

chen, einen Aruncius kopf zu ſtehlen, der, obwohl ſein Schädel durch das hohe Alterthum, mehr einem dünnen Gipſe als Knochen ähnlich war, doch noch die ſchönſten Zähne von der Welt hatte. — Auf dem Rückwege werfe man einen Blick auf die ſogenannten Trophäen des Marius, die nichts weiter ſind als Ueberreſte des groſsen Behältniſſes, in welchem die Gewäſſer aus der Waſſerleitung Julia ſich ſammelten, und von da auf dem esquiliniſchen Berge vertheilt wurden. —

Die Bäder der Livia liegen in dem farneſiſchen Garten, und verdienen kaum, daſs man ihretwegen hingeht, denn es ſind ein paar Kammern tief unter der Erde, wo man, beym Hinabſteigen auf ſchlüpfrigem Boden, den Hals zu brechen meint, wo keine Luft für eine menſchliche Bruſt ſich erzeugt, und wo der durchſeigende Regen einem kalt wie Geſpenſterfinger auf die Stirne fällt. Iſt man endlich unten, ſo beleuchtet der Führer mit ſeiner Fackel einige Zierrathen und Gemählde an der Decke, die durch ihre ſchön erhaltene Farbe, beſonders die blaue, allerdings in Erſtaunen ſetzen. Auch Vergoldung iſt noch ſichbar. Wenn aber auch die ganze Gruft von Gold ſchimmerte, ſo wird doch Jeder, dem es um reine Luft zu thun iſt, ſchnell zurück eilen, und ſich lieber auf die ſchöne Terraſſe ſetzen, welche mit Trümmern der hier ge-

ſtandenen Palläſte überſäet iſt. Ein groſses Stück altes Marmorgebälke iſt als Tiſch hingeſtellt worden, eine Menge Säulenknäufe umgeben dieſen Tiſch als Stühle. Fremde frühſtücken hier zuweilen, und thun ſehr wohl daran. — Ob der Tempel des Claudius dieſem von ſeiner Gemahlin Agrippina, oder dem Bachus, oder dem Faunus gewidmet geweſen, iſt ungewiß. Er iſt ganz rund, und ſeine acht und fünfzig joniſche Säulen geben ihm ein majeſtätiſches Anſehen. Da die Säulen von verſchiedener Art und Gröſse ſind, ſo iſt wenigſtens ſo viel erwieſen, daß der Tempel aus geſammelten Ueberreſten anderer erbaut worden. Ringsumher ſind von Pomerancio die gräßlichen Martern auf die Wand gemahlt, durch welche die erſten Chriſten zu Märtyrern geworden, und in der Mitte auf dem Altare ſteht ein Modell von einer Kirche, das wie ein babyloniſcher Thurm ausſieht. — Der Tempel iſt vormahls weit gröſser geweſen, man zeigte uns noch drauſsen die alten Mauern. — Vor einer Kirche der heiligen Maria, die nahe dabey liegt, iſt ein antikes Schifflein von Marmor aufgeſtellt worden, an dem man auf das deutlichſte ſieht, wie die Alten ihre Böte bauten. Man glaubt — und es iſt wahrſcheinlich — daß dieſes Boot zum Andenken eines Schiffbruches und zu Erfüllung eines Gelübdes verfertigt wurde. Die Kirche heiſst davon Maria in navicella. Andere

glauben, Pabſt Leo X. deſſen Nahme am Piedeſtal befindlich, habe das Boot, nach einer überſtandenen Waſſersgefahr, hieher ſetzen laſſen. — In dieſer Gegend iſt auch die curia hostilia, einſt ein Verſammlungsort der Rathsherren, jetzt große aber unbedeutende Trümmer. Es ſteht auf dieſem Platze eine Kirche des heiligen Johannes und Paulus. — Eben ſo unbedeutend iſt der Bogen des Dolabella, den Nero, fremden Ruhm höhnend, zu ſeiner Waſſerleitung benutzte. — Auch der Tempel der Venus und des Cupido iſt verfallen. Seiner Trümmer ſind nur wenige, Conſtantin der Große ſoll ihn ſelbſt haben abbrechen laſſen, um eine Kirche des heiligen Kreuzes zu bauen, in der ein ganzes Drittheil des heiligen Kreuzes, ein Nagel von demſelben, zwey Dornen aus der Krone und ein Stückchen Schwamm, womit Chriſtus getränkt worden, aufbewahret werden. Auch die Erde in einer Kapelle rings umher iſt aus Jeruſalem hieher geführt worden. Frauenzimmer dürfen nur am zwanzigſten May dieſe Kapelle beſuchen. Warum? das mögen Gott und der Pabſt wiſſen. Merkwürdig aber iſt, daß am zwanzigſten May keine Mannsperſon hinein darf. Das Kloſter iſt ſchön, und wird ſehr reinlich gehalten. Ein Layenbruder, der vier und ſiebenzig Jahre alt, doch rüſtig und freundlich iſt, führt herum und klagt nebenher, daß kaum noch zehn Mönche hier leben

können, weil die vormahligen Einkünfte aus Mayland ſeit der Revolution ausbleiben. Aus den Fenſtern des Kloſters überſieht man den Kloſtergarten, einſt das Amphitheatrum Caſtrenſe, in welchem die Soldaten, in Gegenwart der Kaiſer und Feldherren, ſich in den Waffen übten, auch wohl gegen wilde Thiere kämpften, denn man hat, beym Nachgraben, viele Grüfte mit Knochen von großen Thieren angefüllt gefunden. Die äußern Mauern des Amphitheaters, und folglich ſeine Geſtalt, ſind noch übrig; die ſchöne doppelte Reihe von korinthiſchen Säulen iſt verſchwunden, aber eine Menge Bruchſtücke derſelben liegen im Garten zerſtreut. — Am Bogen des Galienus kann man dreiſt vorbey fahren, ohne hinzuſehen, man hat nichts dabey verlohren.

27.

Der Tempel des weiblichen Glücks

hat ſeine Erhaltung wohl verdient. Als Coriolan ſein Vaterland zittern machte, und mit einem Heere der Volsker ſich ſchon vor Roms Thoren gelagert hatte, da gieng ſeine Mutter, von ihrer Schwiegertochter begleitet, hinaus in ſein Lager; durch beyder Flehen, bewogen hob er die Belagerung auf, und zum ewigen Denkmahl ward dieſer Tempel errichtet, in dem eine Statue des

weiblichen Glücks ſtand, die keine unverheirathete Römerin anrühren durfte. Sie war wunderthätig, und hatte zweymahl mit lauter Stimme die Matronen geprieſen, die den Coriolan beſiegt, und die Göttin ſo geehrt hatten. Der Tempel iſt von gebrannten Steinen aufgeführt, viereckigt, mit Pilaſtern verziert. Die Architektur daran verräth faſt neuere, geſchmackvollere Zeiten, und die Gelehrten glauben daher, Marc-Aurels Gemahlin habe den verfallenen Tempel vielleicht von neuem aufgeführt.

28.

Die Pyramide des Ceſtius.

Ein faſt zu prächtiges Grabmahl für einen Mann, der weiter nichts als Aufſeher über die Mahlzeiten war, welche den Göttern zu Ehren gegeben wurden. Aber vermuthlich war er reich, und in ſeinem Teſtamente verordnete er dieſen Bau, wie die Innſchrift lehrt. Es iſt eine Pyramide, welche, die Gröſſe ausgenommen, ganz den egyptiſchen ähnelt. Sie iſt hundert und dreyzehn Fuß hoch, ihre Mauern auswendig mit Marmortafeln bekleidet, ſind fünf und zwanzig Fuß dick. So bleibt inwendig nur ein groſſes Zimmer übrig, wo die Aſche des Ceſtius aufbewahrt wurde. Die Wände deſſelben waren mit Fresco-Gemählden geziert, die auf ſein Amt Bezug hatten. Man

ſteht hie und da noch etwas davon, aber Zeit und Fackelrauch haben ſie ſehr beſchädigt. Merkwürdig iſt, daß dieſes ganze ungeheure Werk in dreyhundert-dreyßig Tagen angefangen und vollendet worden. Die Pyramide liegt halb in, halb auſſer der Stadt, und der Platz, der ſie jenſeits der Stadtmauer umgiebt, iſt für die reiſenden Fremden noch intereſſanter als die Pyramide ſelbſt, denn es iſt der Begräbnißplatz der Proteſtanten aller Nationen. Da leider in dem ungeſunden Rom viele Fremde ihr Leben einbüſſen, ſo kann es nicht fehlen, daß die ſpäteren Ankömmlinge, die hier luſtwandeln, auf den hier zerſtreuten Grabſteinen die Nahmen von Landsleuten, Bekannten, oft Freunden finden ſollten, deren Andenken ſie wehmüthig feyern. Es that mir leid, eine ſchlechte deutſche Grabſchrift (auf einen Herrn von Reitzenſtein) darunter zu finden. Der Mann mag ſehr brav geweſen ſeyn, aber die Grabſchrift taugt nichts. Sie iſt viel zu ſchwülſtig und oft ſogar undeutſch. Indeſſen iſt ſein Denkmahl doch unbeſchädigt, und das kann man nur von den wenigſten ſagen, die hieher geſtellt wurden; denn die Römer ſind noch immer ſo blinde Eiferer, daß ſie ſich oft den Spaß machen, die Grabſteine der Ketzer umzuwerfen. Ja, die Beerdigungen der Ketzer müſſen ſtets von päbſtlicher Wache begleitet werden, und die Begleitenden dürfen, um kein Aufſehen zu erregen, erſt

in einer kleinen Entfernung von der Pyramide Fackeln anzünden. Ohne prieſterliches Geleite wird der Todte hinausgeführt, ein Freund hält eine kurze Standrede an ſeinem Grabe. Möchte ich einſt auch ſo begraben werden! — Aus Beſchreibungen hatte ich mir dieſen Begräbnißplatz auſſerordentlich ſchön und anmuthig vorgeſtellt. Er iſt es nicht, wenigſtens bey weitem nicht ſo, als man gemeiniglich ſchreibt und glaubt. Er iſt eine Wieſe mit unanſehnlichen Bäumen ſparſam bepflanzt. — Doch freylich ruht es ſich hier weit anmuthiger, als in den abſcheulichen Gräbern der Römer, die in den Kirchen groſſe Löcher machen, in welche ſie die Leichen ohne Sarg ſo lange hinabſchleudern, bis ein ſolches Loch voll iſt. Dann wird es zugemauert, um nach fünfzig Jahren wieder eröffnet zu werden. Natürlich ſind, nach einem ſo kurzen Zeitraum, die Leichen noch nicht in geruchloſen Staub verwandelt. Peſtilenzialiſcher Geſtank verbreitet ſich, ſobald eine ſolche Eröffnung geſchieht, und wehe dann denen, die das Unglück haben, in der Nachbarſchaft zu wohnen. Der Kaiſerliche Geſandte, Graf Khevenhüller, erfuhr das noch vor kurzem, ſein ganzer Pallaſt roch viele Tage lang wie eine Todtengruft.

29.

Der Tempel der Veſta

ſoll einſtens prächtig und ſchön geweſen ſeyn, jetzt iſt er beydes nicht mehr. Zwanzig kanelirte korinthiſche Säulen von pariſchem Marmor ſtehen freylich noch in die Runde, aber zwiſchen ihnen hat man verdammte Mauern von Backſteinen aufgeführt. Eben ſo hat man es mit dem

30.

Tempel des männlichen Glücks

gemacht, einem der älteſten in Rom (folglich nicht von Marmor erbaut), von dem man nur noch eine Anzahl ehrwürdiger Säulen mit ihrem Gebälke, halb in die modernen Ziegelſteine verſteckt gewahr wird. Der ſechste römiſche König, Servius Tullius, ſoll des Tempels Erbauer geweſen ſeyn. Unweit davon liegt das ſogenannte

31.

Haus des Pilatus,

das dem Pilatus eben ſo wenig gehört hat, als mir. Eine Innſchrift ſagt ſogar, daß es im vierzehnten Jahrhundert erbaut worden, doch allerdings von ſchönen Bruchſtücken anderer alter Gebäude, die man hier und dort, ſo gut es gehen

wollen, anzubringen geſucht hat, daher das Ganze ein auffallendes, fremdes Anſehen erhalten. Adler meint zwar, das Haus rühre gewiß aus den Zeiten der römiſchen Republik her. Es iſt unbegreiflich, wie ein ſo gelehrter und vorſichtiger Mann auf einen ſolchen Irrthum verfallen konnte.

32.

Die Engelsburg

habe ich inwendig nicht geſehen. Es iſt dazu eine ausdrückliche Erlaubniß des Kardinal-Miniſters erforderlich, und da gar nichts merkwürdiges darin anzutreffen ſeyn ſoll, ſo dispenſirte ich mich von dieſer Weitläuftigkeit. Zwar hätte ich das Zimmer wohl beſuchen mögen, in welchem Caglioſtro gefangen ſaß, und ſein Leben endete, denn er ſoll alle Wände deſſelben vollgeſchrieben haben, und es mögen intereſſante Bemerkungen genug darunter ſeyn; aber es iſt gewöhnlich — und war auch damahls — mit Gefangenen beſetzt; dieſer Zweck wäre alſo auch unerreicht geblieben. Eine Dame, die wohl auf Caglioſtros Schickſal einigen Einfluß gehabt haben mag, — Frau v. der Recke, — iſt in der Engelsburg geweſen, und ich wünſchte, dieſe liebenswürdige Dichterin beſchriebe uns ihre Empfindungen beym Anblick der Thür von Caglioſtro's Kerker; denn

hinein iſt ſie auch nicht gekommen. — Daß übrigens die Engelsburg aus dem ungeheuren Grabmahl des Kaiſers Hadrian entſtanden iſt, weiß Jedermann, wie auch, daß es damahls mit den herrlichſten Statüen ringsum verziert war, deren größter Theil den belagernden Feinden auf die Köpfe geworfen, noch jetzt in der Tiber liegt. Den Gipfel zierte ein ungeheurer Tannenapfel von vergoldeter Bronze, der noch jetzt im Garten des Vatikans zu ſchauen iſt; bey den Alten ein Sinnbild der Traurigkeit, weil Atys unter einem Tannenbaum ermordet, und dort von der Mutter der Götter betrauert wurde. Heut zu Tage ſteht nur der Erzengel Michael oben darauf. Wo einſt Säulen prangten, da gähnen jetzt Schießlöcher.

33.

Die Bäder des Caracalla.

Da unter den Alterthümern beſonders oft Bäder vorkommen, ſo glaube ich den meiſten Leſern einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich zuvor zwey kurze Worte von den Bädern der Alten ſage. Man muß ſich eben nicht vorſtellen, daß die Römer ſchon in den älteſten Zeiten die Ueppigkeit und Pracht der Bäder gekannt hätten; die lernten ſie erſt von den Griechen, übertrafen aber bald ihre Meiſter. Der Eintritt in öffentliche Bäder war frey; oder koſtete eine Kleinig-

keit. Für einen Quadrans durfte man eine ganze Stunde baden. So lange Sittſamkeit in Rom herrſchte, badeten beyde Geſchlechter abgeſondert; unter den ausſchweifenden Kaiſern, Männer und Weiber unter einander. Manche Kaiſer verboten es, z. B. Hadrian. Andere erlaubten es ausdrücklich. Hadrian pflegte ſich mit allerley Leuten, auch geringen Standes, in Geſellſchaft zu baden. Rom war ſehr bevölkert, das Baden ſehr beliebt, folglich bedurfte es vieler Bäder. Es gab deren (nach Publius Victor) ſechszehn warme, achthundert ſechs und funfzig kalte, ohne noch die Teiche und Waſſerbehälter zu rechnen, in welchen man zugleich ſchwamm, und deren Zahl auf ſechszehnhundert ſtieg. Die Einrichtung der warmen Bäder hat uns Vitruv kennen gelehrt. Sie hießen Thermen. Man ſah bey ihrer Erbauung auf eine warme Lage, ihre Fenſter gingen nur nach Süden und Weſten; nicht bloß um Nord- und Oſtwind zu vermeiden, ſondern auch, weil man gewöhnlich Nachmittags und gegen Abend badete, und es gern bey warmem Sonnenſchein that. In der Mitte aller Badezimmer waren drey kupferne Keſſel über einander eingemauert, der unterſte ruhete auf einem Ofen, alle drey hatten Gemeinſchaft durch Röhren; das Waſſer des oberſten war natürlich am kälteſten, das des unterſten am heißeſten. Der Badende konnte in jedem Zimmer zapfen, aus welchem er

woll-

wollte, und ſich das Waſſer beliebig temperiren. Die Waſſerleitungen ſorgten dafür, daß die Keſſel nie leer wurden. Die einzelnen Bäder waren ungefähr wie die herrlichen Marmorbäder zu Pyrmont eingerichtet, man hatte Bänke zum Sitzen, kleinere, um die Füße darauf zu ſtellen, und ein Geländer umgab das Ganze. Ein Vorzug der alten Bäder war aber, daß auch der Boden geheitzt wurde, folglich das Waſſer länger warm blieb. Zu gleichem Behuf waren mitten hindurch aus den Oefen Röhren geleitet; eine Erfindung aus den Zeiten des Nero, denn Seneca erwähnt ihrer als bey ſeinem Gedenken aufgekommen. — Im warmen Bade ließ man ſich mit warmem wohlriechenden Oele reiben, welches Caligula einführte. Es geſchah theils um die Glieder geſchmeidig zu erhalten, theils aus Wolluſt. Wer noch reichlicher ausdünſten wollte, ging in Schwitzbäder, deren hohle Wände geheizt waren. Da ſetzte man ſich in Niſchen, und ſchwitzte nach Gefallen. Wurde es zu viel, ſo zog man nur an einer Kette, und öffnete dadurch ein rundes Loch in der Decke. — Vor dem Bade machte man ſich Bewegung mit Ballſpielen, Diſcuswerfen, Laufen und Ringen, in Hallen und großen Sälen, die über den Bädern angelegt waren. — Damit das viele Oel die Schweißlöcher nicht verſtopfe, kratzte man ſich mit Bürſten, zuweilen ſogar mit einer Art von

Striegel und Eiſendrath. — Wie groß die Pracht der Bäder in ſpätern Zeiten war, erzählt Seneca ſeufzend. Er ſelbſt, obwohl ein ſehr reicher Mann, hatte nur ein einfaches Bad. „Wer möchte ſich jetzt darinnen baden?“ ruft der Philoſoph. „Wie arm würde ſich derjenige glauben, deſſen Badezimmer nicht mit koſtbaren Marmorplatten belegt wären. Aus alexandriniſchem und numidiſchem Marmor müſſen köſtliche Gemählde zuſammengefügt werden. Glas und der Stein Thefinus, ſonſt nur ein Schmuck der Tempel, faſſen jetzt die Waſſerbehälter ein. Sogar bey den Plebejern ſind die Hähnchen an den Röhren ſchon von Silber. Die Freygelaſſenen müſſen Säulen und Statüen haben, ſie bringen künſtliche Waſſerfälle an und legen den Boden mit edlen Steinen aus.“ — Ein anderer Alter (Statius) erzählt ſogar, man habe die Röhren von Silber gemacht, und den ſilbernen Fußboden vergoldet. — Heut zu Tage badet ſich kein Römer. Alle Bäder liegen in Trümmern. Von denen des Caracalla ſind majeſtätiſche Ueberreſte vorhanden. Das Vergnügen, ſie auch inwendig zu beſehen, iſt ſeit kurzem durch eine unangenehme Bedingung erſchwert worden. Man muß nähmlich Abends zuvor den Schlüſſelbewahrer davon benachrichtigen, und ihn am andern Morgen im Wagen abhohlen. Da man nun wohl eine Stunde weit zu fahren hat, ſo iſt dieſe

Geſellſchaft ein wenig läſtig, obſchon der gute Mann an Höflichkeit es nicht ermangeln läßt, und man ihm nicht einmahl eine Vergeltung ſeiner Mühe aufdringen kann. Dieſe beſchwerliche Einrichtung iſt freylich aus einem guten Grunde getroffen. Vormahls nähmlich vertraute man die Schlüſſeln den Lohnlakayen an, die aber behielten ſie oft lange, liehen ſie wieder an andere, ließen dort wegnehmen und ausbrechen, was man wollte. — Nach dem Coliſeum wüßte ich in Rom keine herrlichern und imposantern Ruinen. Die Bäder des Diocletian waren zwar noch größer, aber ſie ſind jetzt verbaut. Dieſe hingegen ſtehen einzeln im Felde, ihr ganzer Umfang iſt noch zu ſchauen, ſie gleichen einer nicht kleinen zerſtörten Stadt. Der Säle, Hallen und Zimmer waren unzählige. Dreytauſend Menſchen konnten zu gleicher Zeit darinnen baden. Sechszehnhundert Stühle von Marmor waren vertheilt. Moſaiſche Fußböden, Marmorwände und vergoldete Bronze, ſchmückten jeden Winkel dieſer kleinen Welt. Alle Mauern ſtehen noch, nur die Gewölbe ſind eingeſtürzt. Man kann ſich nichts Mahleriſcheres denken, als dieſe Ruinen, wo man durch tiefes Gras aus einem Thore in das andere wandelt und überall von der Erhabenheit und Mannichfaltigkeit dieſer Trümmer aufs neue überraſchwird. Die Mauern beſtehen, zu größerer Feſtigkeit, aus lauter nachher ausgefüllten Bö-

gen, drey und vier über einander. Allenthalben ſieht man noch die Röhren, welche das Waſſer herbey führten. Statt des Marmor und Bronze kriecht der Epheu an den Wänden hinauf; große Bäume und mancherley Geſträuch wachſen luſtig in den Sälen. Die Bäder ſelbſt liegen jetzt unter der Erde; man wandelt in den Sälen, welche zu gymnaſtiſchen Spielen beſtimmt waren. Einer derſelben, der ſein Licht von oben empfing, iſt ſo groß, daß ſein gewölbter und doch platter Fußboden einſt das Erſtaunen der Alten war, und jetzt die Verzweiflung der neuern Architekten iſt. Seine Länge mißt hundert acht und achtzig Fuß, ſeine Breite hundert acht und dreißig. — Man kann noch jetzt auf einer ſehr zerfallenen Wendeltreppe die Spitze dieſer prächtigen Ruinen erſteigen. Ich habe es gethan, will aber niemanden rathen, es mir nachzuthun, wenigſtens muß man vor dem Schwindel ſehr ſicher ſeyn. Wenn man bereits ſo hoch geklettert iſt, als zwey gewöhnliche Stockwerke zu ſeyn pflegen, (wobey man immer den Abgrund neben ſich ſieht, da die vordere Mauer eingeſtürzt iſt) ſo kommt man plötzlich an eine Stelle, wo die Treppe ganz aufhört, und muß nun, in verſchiedenen Richtungen, auf Leitern höher klimmen. Wer da ausgleitet, iſt verlohren. Endlich findet man die Treppe wieder, und gelangt vermittelſt derſelben auf die Spitze, wo wiederum Gras und

Gebüſch einen weiten Platz zu füllen ſcheinen. Aber gerade hier iſt es am gefährlichſten. Das Gebüſch nähmlich verhüllt einen nahen Abgrund, um welchen herum nur ein ſchmaler Weg führt, zu beyden Seiten iſt ſchwindelnde Tiefe. Wer das nicht weiß, und durch das einladende Gebüſch vorwärts dringen will, der iſt ohne Rettung verlohren. Auch ich blieb hier ſtehen, und war nicht neugierig genug, mein Leben noch ferner zu wagen, um ein kleines Stück Moſaik zu betrachten, welches noch jenſeits ſich erhalten hat, und die ganze Ausbeute für den Wagehals iſt. Beim Zurückklettern erfährt man noch deutlicher, welcher Gefahr man ſich hier ausſetzt; denn da, wie geſagt, die Treppe eine Wendeltreppe iſt, folglich die Nachfolgenden dem Vorangehenden über dem Kopfe bleiben, ſo klimmt er unter einem Regen von zerbröckelten Steinen hernieder, die ſich durch den Fußtritt der Andern löſen. Eben ſo gut kann aber auch einmahl, beſonders nach anhaltendem Regenwetter, ein großer Stein ſich ablöſen, und den neugierigen Fremdling zerſchmettern. Es iſt in der That zu verwundern, daß bey den vielen Wageſtücken dieſer Art, welche die Fremden hier täglich unternehmen, dennoch ſo wenig Unglück geſchieht. — Der ganze innere Raum der Bäder des Caracalla iſt mit Marmortrümmern aller Art bedeckt. Wir haben verſchiedene recht ſchöne Stücke von Giallo anti=

co aufgehoben, und mitgenommen. — Unter mehreren trefflichen Kunſtwerken fand man hier einſt den berühmten Farneſiſchen Herkules (von dem Athenienſer Glycon) und den Farneſiſchen Stier. — Wir umkreiſten nachher auch die Ruinen von auſſen: da fanden wir an einer Stelle eiſerne Sproſſen in die Wand gemauert, um auf denſelben einen Theil der Ruinen zu erklimmen, von welchen herab die Ausſicht beſonders ſchön ſeyn ſoll. Da das Klettern in völlig ſenkrechter Richtung geſchehen muß, ſo hatte ich keine Luſt es zu verſuchen. — Kleine Strohdächer, die man hier und dort für die Wächter der Weinberge, an die Trümmer geklebt hatte, machten einen ſeltſamen Abſtich mit dieſen ungeheuren Ueberreſten. — An einer Seite befand ſich ein Fels, auf welchem, zwiſchen lauter Marmorbrocken, die Bohnen (am zweyten Weihnachtsfeyertage) einige Zoll hoch aufgeſchoſſen waren. Wir ſammelten einen Strauß von Wieſenblumen, und brachten ihn meiner Frau.

34.

Einige andere Ruinen in dieſer Gegend.

Ganz nahe bey den Bädern des Caracalla ſteht ein alter Tempel, den man für einen Dia-

nentempelhält. Seine runde Form und ſeine Niſchen inwendig haben ſich erhalten; es iſt aber weiter nichts daran zu ſehen. — Wir eilten daher zu den Grabmahl der Metella, einem runden Thurm von ungeheuren Quaderſteinen. Seine Mauern ſind ſo dick, daß ſie vermuthlich noch am jüngſten Tage der Poſaune des Engels trotzen werden. Betrachtet man ihn von außen, ſo vermuthet man inwendig einen weiten Raum zu finden, aber man irrt, denn ſeine Dicke hat nur Platz zu einem Begräbniß übrig gelaſſen, obwohl ſein Durchmeſſer neun und achtzig Fuß mißt. Der Sarkophag iſt leider weggenommen, und ſteht jetzt in dem Hofe des Pallaſtes Farneſe, wo er gar keine Wirkung thut. Um das Geſimſe des Thurms läuft eine ſchöne Guirlande, mit entfleiſchten Ochſenköpfen verziert, welche bekanntlich bey den Alten viele Grabmähler ſchmückten; bey den Neuern aber dieſem Denkmahl des Alterthums den Nahmen capo di bove erwarben. — Bey dieſer Guirlande hört die Schönheit des Thurmes auf, denn der obere Theil deſſelben iſt in den Bürgerkriegen der mittlern Zeiten als Feſtung zugeſtutzt worden, ſo daß er jetzt mit ſeinen Schießſcharten dem Eckthurm einer alten Feſtung gleich ſieht. Nahe dabey iſt ein ſchönes Echo, welches zu großem Vergnügen der Fremden, die Nahmen ferner geliebter Perſonen, aus weiter Ferne ſechsmahl wiederhohlt. — Man

durchſchneidet eine groſse Wieſe, und befindet ſich in dem Circus des Caracalla, der, obwohl einer der kleinſten, noch den deutlichſten Begriff von dieſer Gattung von Gebäuden gibt, denn er iſt ſehr wohl erhalten. Er iſt über fünfhundert Schritte lang, und etwa hundert vierzig Schritte breit. Die einſchlieſsenden Mauern, die ſich oben wölbten, das Ziel (meta), die kleine Mauer (spina), welche den Circus beynahe theilte, und das Thor, durch welches der Sieger auszog, ſtehen noch. Die Spina iſt aber nicht in der Mitte, ſondern mehr nach einer Seite gerückt, weil die Wagen anfangs, wenn ſie alle zu gleicher Zeit ausrannten, mehr Platz brauchten, nachher aber, wenn einer den andern hinter ſich lieſs, auch im engern Raume ſich nicht hinderten. In der Mitte der Spina ſtand ein egyptiſcher Obelisk. Zehn Stufen liefen rings umher, auf welchen etwa zwanzigtauſend Zuſchauer ſitzen konnten, folglich war dieſe Rennbahn nur klein, denn der groſse Circus faſste dreyhundertachtzigtauſend Menſchen. — In die dicken Wände ſieht man noch eine Menge groſser hohler Töpfe eingemauert, theils um den Raum ſchneller zu füllen, theils um die Laſt zu verringern. — Das Ganze iſt jetzt eine im Winter ſehr naſſe Wieſe. Die Römer benutzen den Circus gar nicht; ich weiſs aber, daſs fremde Künſtler zuweilen hier Wettläufe angeſtellt haben. — Man erblickt ringsumher

noch mehrere unbedeutende Ruinen, die man für Ställe des Circus, für Gräber der Familie Servilia u. ſ. w. ausgibt. — Von hier hat man eben nicht weit zu fahren, um den König Numa mit der Nymphe Egeria zu belauſchen. Man muß aber bald vor der Pforte eines Weinberges halten, und ſich entſchließen, einen ziemlich langen und beſchwerlichen Weg zu Fuße zu machen, weil der unhöfliche Fürſt, dem der Weinberg zugehört, und deſſen Nahmen ich glücklicherweiſe vergeſſen habe, ausdrücklich verboten hat, Wagen herein zu laſſen, obgleich ein breiter Fahrweg vorhanden iſt. Die Mühe wird kaum belohnt, denn die Grotte iſt bloß durch ihr hohes Alterthum merkwürdig. Sie war, als ich ſie ſah, voll Waſſer; im Hintergrunde ſieht man noch eine zerbrochene Statüe, und in den Seiten-Niſchen ſollen die der Muſen geſtanden haben. Die Gegend umher war ſchon zu Numa's Zeiten ſehr einſam und iſt es noch. In dem Augenblicke als ich vor die Grotte trat, trennten ſich eine Wachtel und ein Waſſerhühnchen von einander; die Wachtel flog nach Rom zu, das Waſſerhühnchen ſchlüpfte unter einen Stein. Mit dem ſchönen Glauben an Seelenwanderung konnte man hier noch die Gegenwart Numa's und ſeiner Geliebten ahnen. — In demſelben Weinberge zur Linken ſteht eine kleine Kirche des heil. Urban, vormahls ein Tempel des Bachus

oder wahrſcheinlicher der Muſen, da man weiß, daß Numa über ſeiner Grotte den Muſen einen Tempel erbaute. Jetzt erinnern nur noch vier korinthiſche Säulen an die lieblichen Camönen.

35.

Der Pallaſt Giuſtiniani.

Er iſt auf die Bäder des Nero gebaut, und ſeine meiſten Antiken ſollen in dieſen Bädern gefunden worden ſeyn. Das iſt eben kein Compliment für Nero's Geſchmack; denn obgleich dieſer Pallaſt mit Antiken von oben bis unten angefüllt iſt, obgleich man in der Vorhalle, im Hofe, auf der Treppe und faſt in allen Zimmern, über Statuen und Büſten ſtolpert; ſo möchte ich es doch nicht eine Sammlung, ſondern eine Rumpelkammer von Antiken nennen, zumahl jetzt, da der Fürſt das Beſte daraus, (nähmlich die Minerva mit der Schlange aus dem Tempel der Minerva Medica, und das berühmte Basrelief, auf welchem eine Nymphe dem Jupiter aus dem Horn der Ziege Amalthea zu trinken reicht) an Lucian Bonaparte verkauft hat. Alles übrige würde freylich in andern Städten von Europa noch ſehr ſehenswerth ſeyn; aber hier, wo die Menge der Meiſterwerke den Geſchmack ekel macht, hier kann man nicht lange dabey verweilen. Ein ſehr ſchöner Kopf des Apollo iſt noch darun-

ter, und auch dieſer war in groſser Gefahr verloren zu gehen. Der Bildhauer Pacetti nähmlich hatte mehrere Antiken für dieſen hohen Kunſtfreund reſtauriren müſſen. Als der Fürſt ihn bezahlen wollte, verlangte Pacetti kein Geld, ſondern verſicherte ſehr höflich, er wolle ſich mit einem alten unbedeutenden Kopfe begnügen, der da in einem Winkel ſtehe. Der Fürſt, der von Kunſt ſo wenig verſteht, als der Negerfürſt auf der Inſel Bantam, freute ſich über den wohlfeilen Handel, und lieferte die Büſte Apolls willig aus. Der ſchlaue Bildhauer verkaufte ſie augenblicklich an Lord Briſtol um hundert funfzig Dukaten. Einige Tage nachher kam der Lord mit dem Fürſten Giuſtiniani in Geſellſchaft zuſammen, und, noch ganz entzückt von ſeiner neuen Acquiſition, erzählt er dem Fürſten, er habe eins der beſten Stücke aus deſſen Sammlung gekauft. Der Fürſt will es nicht glauben, erkundigt ſich bey Künſtlern, alle beſtätigen den Werth des Verlornen, und nun geräth er außer ſich! ſeine Kunſtliebhäberey hat nichts eingebüßt, aber Seine Eitelkeit; er kauft die Büſte zurück, Lord Briſtol iſt ſo gefällig, ſie ihm wieder abzutreten, und ſie iſt nun, ſeit dem Verkauf der beyden beſten Kunſtwerke, die Krone der ganzen Sammlung, die übrigens auch viele (antike) Copieen von den berühmteſten Statüen, oft ſogar doppelt, enthält, auch einen ſchönen Bock. Merkwürdig iſt eine

weibliche Bildſäule (man nennt ſie Veſtale) aus grauer Zeit, der Sage nach von etruſciſcher Arbeit. Sie iſt gewaltig ſteif, aber eine gewiſſe ernſte Größe iſt wirklich darinnen. Eine andere kleinere Statüe hat durch die liebliche Idee mich gefeſſelt; es iſt nähmlich ein Amor, der einen kleinen neugebohrnen Amor in ſeinem Wege findet. Ich wundere mich, daß dieſer anlachende Gedanke nie, auch nicht einmahl auf einem Basrelief kopirt worden. Abgüſſe davon würden gewiß Glück machen. — Auch von den Gemählden hat der Fürſt, der geldbedürftig zu ſeyn ſcheint, vier der beſten Stücke verkauft, (unter andern auch den berühmten Kindermord von Pouſſin;) und die zahlreiche Gallerie beſteht größtentheils aus zuſammengerafftem Alltagsgut; wenigſtens gilt dies Urtheil hier in Rom, aus der ſchon angeführten Urſache. Ein Paar heilige Familien von Raphael und Andrea del Sarto ſind ſchön; ich glaube faſt, beyde ſind von dem letztern Meiſter; denn auch in dieſer Gallerie, wie überall in Rom, tauft man die Bilder nach Gefallen. Ich nenne noch einige der beſten Gemählde, ohne durch ihre Beſchreibung den Leſer zu ermüden. Eine heilige Familie von Saſſoferrato, dem lieblichen Madonnenmahler; ein Chriſtus vor Pilatus, und ein Petrus im Gefängniß, von Gerhard delle Notte (Honthorſt) der, wie die Eulen, nur bey Nacht ausflog; ein Johan-

nes von Dominichino; eine verſchleyerte Venus von Tizian u. ſ. w. Ein Bild wird durch die Idee auffallend: Amor, die profane Liebe, zu Boden liegend, neben ihm die zerbrochenen Pfeile; vor ihm ſteht ſein Ueberwinder, die geiſtliche Liebe, ganz geharniſcht, ein Flammenſchwert auf den armen kleinen Amor zuckend. — Uebrigens iſt auch dieſer Pallaſt, wie alle übrigen, ſehr ſchlecht und geſchmacklos möblirt. Aber an einigen Thronhimmeln fehlt es auch hier nicht; denn ſo wie die Schauſpieler auf dem Theater ſich gar zu gerne Ordensſterne auf das Kleid nähen laſſen, ſo ſpielen die italieniſchen Fürſten mit Thronhimmeln, unter welchen ſie ſich einbilden Audienzen zu geben.

36.

Eine Wallfahrt.

Die Kirche und das Kloſter des heil. Onofrio haben einige gute Gemählde aufzuweiſen; doch dießmahl waren es nicht Bilder, die mich dahin lockten. — Zu Taſſo's Grab wollt' ich wallfahrten. Der große Dichter ſtarb in dieſem Kloſter im Jahre 1595, nicht älter als ein und funfzig Jahr. Grade ſo alt würde auch mein unvergeßlicher Lehrer Muſäus, und die Erinne-

rung an dieſem miſchte noch mehr Wehmuth in die Ehrfurcht, mit der ich vor Taſſo's Grabſtein trat. Man erblickt ihn, wenn man in die Kirche tritt, gleich linker Hand, nebſt Taſſo's Bildniß, von dem leider die Farben ſehr gedunkelt haben. Die lateiniſche Grabſchrift iſt ſchön und rührend. Torquato Taſſo! hebt ſie an: wie vielen Ruhm drückt dieſer einzige Nahme aus! Mit wenigen, aber kräftigen Worten werden ſeine Verdienſte erhoben, und am Ende hinzugefügt, „daß der Kardinal Bovilaqua ihm dieſes Grabmahl errichtet, damit der, deſſen Ruhm lebend die Welt erfüllte, auch im Tode an einem ehrwürdigen Orte möge geſucht und verehrt werden.“ — Von ſeinem Grabe ſtieg ich hinauf in die Kloſterbibliothek. Hier zeigt man noch unter Glas einen eigenhändigen Brief von Taſſo, den ich auch augenblicklich für dieſelbe Hand erkannte, die ich in Neapel ſo fleißig ſtudiert hatte; hier zwar etwas leſerlicher, doch nur wenig. Der Brief hub an: „Die Freundſchaft hat nichts beſſeres zu geben als ſich ſelbſt.“ Gern hätte ich ihn ganz kopirt, wenn ich ihn nur geläufig hätte leſen können, aber einige Stunden darauf zu verwenden, dazu gebrach es mir an Zeit. Auch Taſſo's Büſte fand ich hier, über der Leiche abgeformt, und keinem von den Bildern ähnlich, die ich bisher von ihm geſehen hatte. Damen dürfen dieſes Kloſter nicht betre-

ten, doch die Mönche waren ſo höflich zu erlauben, daß ich die Büſte hinab in die Kirche ſchickte, um ſie meiner dort harrenden Frau zu zeigen. Noch ein paar andere Reliquien von Taſſo ſind hier, nähmlich ein Handtuch aus Baumrinde recht fein gewebt; ein großes, länglich = rundes, doch unten abgeplattetes Stück eines ſchweren Holzes, von welchem die Mönche nicht wußten, was es vorſtellen ſollte, und deſſen ſich Taſſo vermuthlich bediente, um beym Schreiben das Papier damit feſt zu halten; endlich auch noch eine kleine irdene Schaale zum Streuſand. Vormahls war das Tintenfaß auch dabey geweſen, aber in der Revolution hat irgend ein Verehrer des großen Dichters es mitgehen heißen. Ich bekenne, daß auch mich die Verſuchung zu ſtehlen ankam, und daß, wenn die Gelegenheit mir günſtig geweſen wäre, die Mönche die Streuſandſchaale auch nicht mehr beſitzen würden. — Eine ſchöne Marmorbüſte des berühmten Verfaſſers der Argenis, Barclay, wird in dieſer Bibliothek gleichfalls verwahrt, und hinter einem Gitter ſind die ſehr unſchuldigen verbothenen Bücher zu ſchauen, unter welchen Boſſuets Univerſalhiſtorie oben an ſteht. — In der Kirche, nahe Taſſos Gebeinen, ruhen auch die eines andern, nicht unberühmten italieniſchen Dichters, Alexander Guidi. — Warum hat Göthe, als er hier war, nicht wenigſtens ei-

nen Lorbeerkranz an Taſſo's Grabe aufgehängt? Ihm, den Taſſo einſt zu einem Meiſterwerke begeiſterte, hätte dieſe Huldigung wohl angeſtanden.

37.

Einige Ruinen, die bloß durch mitgebrachte Erinnerungen intereſſant werden.

Dahin zähle ich beſonders die Brücken. Eine Spazierfahrt an der Tiber, mit der römiſchen Geſchichte in der Hand, bleibt immer ſehr unterhaltend, wenn auch nur einzelne Steine die Begebenheiten, die hier vorfielen, beurkunden. Von der Tiber ſelbſt bringt man freylich einen weit erhabnern Begriff mit. Man hat, ſeit früher Jugend, ſo viel davon gehört und geleſen, daß man einen majeſtätiſchen Fluß, etwa wie die Newa, zu ſehen erwartet. Aber es iſt nur ein ſehr mittelmäßiger Strom, höchſtens wie die Saale in Thüringen. Das Beywort gelb, welches die Alten öfter von ihr gebrauchen, hat ſie reichlich verdient, nur iſt es kein ſchönes, ſondern ein ſchmutziges Gelb. — Die älteſte Brücke in Rom (natürlich von Holz) iſt, oder war, der pons sublicius, alſo genannt von den Pfählen,

len, welche in volskiſcher Sprache sublices heiſsen. König Ancus Marcius erbaute ſie, etwa hundert und funfzehn Jahr nach Gründung der Stadt. Weit ſpäter wurde ſie durch Kaiſer Antonin den Frommen von Stein angelegt, doch auf derſelben Stelle. Bey niedrigem Waſſer ſieht man noch einige Steinhaufen hervorragen, und bey hohem Waſſer bezeichnen die ſtärkern ſich brechenden Wellen den Ort, wo ihre Trümmer liegen. Hier war es, wo Horatius Cocles gegen Porſenna's Heer ganz allein die Brücke vertheidigte, bis ſie hinter ihm abgeworfen war. Hier ſchwamm die heldenmüthige Jungfrau Clölia durch die Tiber; hier wurden die Körper der verabſcheuten Tyrannen, Heliogabalus und Commodus hinab in den Strom geworfen. Von dieſer Brücke erhielten alle römiſche Prieſter, ſelbſt der heutige Pabſt, ihren Titel pontifex; denn ihnen — die für ununterbrochnen Götterdienſt dieſſeits und jenſeits der Tiber ſorgen mußten, war aufgetragen, die Brücke in brauchbarem Stande zu erhalten, und von ponte faciendo wurden ſie pontifices genannt. — Jährlich am funfzehnten May, war der pons sublicius der Schauplatz eines ſonderbaren Volksfeſtes. Die erſte Kolonie der Griechen in dieſen Gegenden hatte, einem mißverſtandenen Orakelſpruch zufolge, jährlich dreyßig Menſchen in der Tiber erſäuft. Herkules ſchaffte dieſe unmenſchliche Gewohnheit ab,

... die Griechen, das Orakel habe ... lebendige Menſchen verlangt, ſon... begnüge ſich auch mit Puppen. Darum ... noch die Römer, alle Jahre dreyßig von ... verfertigte und angekleidete Puppen, mit großer Feyerlichkeit, von dieſer Brücke in die Tiber. Die Conſuls, alle Obrigkeiten, die Prieſter, und ſelbſt die veſtaliſchen Jungfrauen, mußten dabey gegenwärtig ſeyn. — Die zweyte, und erſte ſteinerne Brücke in Rom, war der pons senatorius (jetzt ponte rotto), alſo genannt, weil die Rathsherren darüber gehen mußten, ſo oft ſie jenſeits die ſibylliniſchen Bücher um Rath fragen wollten. Die Menſchen haben oft mit der Tiber gekämpft, um ſie zu erhalten, aber immer hat der Strom obgeſiegt. Pabſt Paul III. trug Michel Angelo auf, ſie neu zu gründen, ſtarb aber, als nur erſt der Grund vollendet war. Alſobald entriß der Neid dem wackern Michel Angelo dieß Geſchäft; ein elender Menſch, Nahmens Biſcio, riß den dauerhaften, nicht zu verbeſſernden Grund wieder ein, und führte ſein eigenes Machwerk auf, das aber kaum zehn Jahre lang dem Strome widerſtand. Seitdem iſt die Brücke nicht wieder gebaut worden, aber man ſieht noch Spuren davon. — Der pons fabricius (jetzt ponte di quatro capi) ſteht noch, mit der alten Inſchrift, und führt auf eine Tiber-Inſel, der man einen ſeltſamen Urſprung beylegt. Nach

dem Tode des verhaßten Tarquinius nähmlich, ſchenkte der Senat alle ſeine Güter dem Volke; aber dieſes erbitterte Volk wollte ſich nicht mit dem Eigenthum des Tyrannen beſudeln; wüthend fiel es unter andern über die Korngarben her, welche eben längs der Tiber geſchnitten worden waren, und warf ſie ſämmtlich in den Fluß. Der Garben waren ſo viele, daß der Strom ſie nicht alle fortwälzen konnte, ſie ſtemmten ſich und bildeten eine Inſel, die man nachmahls durch eine Mauer befeſtigte und wohnbar machte. Sie wurde dem Aeſkulap geweiht, und man gab ihr die Form eines Schiffes, weil das Symbol jenes Gottes, die Schlange, von Epidaurus zu Schiff dahin gebracht wurde. Wo der Maſtbaum zu ſtehen pflegt, errichtete man einen Obelisk. Jetzt ſteht auf dem Platze, wo Aeſculaps Tempel prangte, eine Kirche des heil. Bartholomäus, und wenn man aus dem kleinen Kloſtergarten eine Treppe an den Fluß hinabſteigt, ſo ſieht man, bey niedrigem Waſſer noch eine Schlange in Stein gehauen. Vor dem Eingang des Tempels las man das Recept zu dem Gegengifte, deſſen ſich Antiochus der Große bedient hatte. Die Kranken, welche im Heiligthum Geneſung ſuchten, mußten, wie im Tempel des Jupiter Serapis zu Puzzoli, die Offenbarung eines Heilmittels im Traume erwarten, und dies Mittel aufſchreiben, wenn ſie geſund

wurden. Daher waren alle Wände mit ſolchen Zetteln behangen. Ich glaube, es werde dem Leſer intereſſant ſeyn, wenn ich Einen dergleichen abſchreibe, den Vorrichius uns aufbewahrt hat. Er beweißt, daß Pfanzereyen unter den Römern eben ſo gebräuchlich waren, als unter uns. — „In dieſen Tagen hat das Orakel einem gewiſſen blinden Cajus befohlen, er ſoll zum Altar treten, das Knie beugen, von der Rechten zur Linken gehen, fünf Finger auf den Altar legen, die Hand emporrecken, und dann auf ſeine Augen drücken. Sogleich hat er geſehen.“ — Natürlich war die ganze Inſel voll von Kranken. Einſt brachte man, zu Kaiſer Claudius Zeiten, ſehr viele kranke Leibeigene hierher, und der Kaiſer befahl, daß alle, die geneſen würden, ihre Freyheit erhalten ſollten, weil ihre Herren ſo ſchlecht für ſie geſorgt hätten. Ich kenne Länder, wo die Wiederhohlung eines ſolchen Befehls ſehr gerecht ſeyn würde. — Zum Tode verurtheilte Staatsgefangene verweilten, auf Kaiſer Tibers Befehl, einen ganzen Monat auf dieſer Inſel, ehe ſie hingerichtet wurden. — Mehrere berühmte Tempel ſtanden auch noch hier, folglich war die kleine Inſel äuſſerſt merkwürdig, und bleibt es noch jetzt durch Erinnerung. — Von ihr auf das jenſeitige Ufer führt der pons Cestius, der von Ceſtius Gallus erbaut, und von verſchiedenen Kaiſern ausgebeſſert worden. — Von dem

pons triumphalis, über welchen die aus den abendländiſchen Provinzen heimkehrenden, ſiegenden Feldherren zogen, ragen nur noch Trümmer aus dem Waſſer hervor. Der pons Aelius (jetzt Engelsbrücke) iſt vom Kaiſer Aelius Hadrianus erbaut, nachmahls oft ausgebeſſert worden, und Clemens der IX. hat zehn Engel von Bernini darauf ſetzen laſſen. — Ich erwähne noch des pons milvius (jetzt ponte molle) weil der Cenſor M. Aemilius Scaurus den groſſen Aufwand ihrer Erbauung ganz aus eigenen Mitteln beſtritt, obwohl ſein Vater ihm nichts, als einen ehrenwerthen Nahmen und ein glückliches Genie hinterlaſſen hatte, durch welches er ſich zu den einträglichſten Bedienungen emporſchwang. — Vom Tempel der Pallas, den Domitian erbaute, ſind noch ein paar corinthiſche Säulen und ein Gebälke vorhanden, deſſen ſehr beſchädigte Figuren im Basrelief noch immer einen hohen Kunſtwerth haben. Alles übrige iſt verbaut, oder tief in die Erde verſunken. — Weit mehr iſt noch von dem Forum des Nerva übrig. Jedes Forum war bey den Römern ein geräumiger Platz, auf welchem nicht nur Markt gehalten, ſondern auch Streitſachen vorgetragen, über öffentliche Angelegenheiten berathſchlagt wurde. Anſehnliche Hallen in der Mitte ſolcher Plätze hieſſen Curiä oder Baſilica, und dienten, das Volk vor Wind und Wetter zu ſchützen. Von dem

Forum Nervä ſteht unter andern noch eine ſehr hohe Mauer, die durch ihre ohne Kalch verbundenen ungeheuern Quaderſtücke, und durch die gebogene Linie, welche ſie dennoch formirt, aller Kenner Bewunderung erregt. Damit jeder Höfling, der mit ſeinem Herrn nach Italien reiſt, und etwa dieſes Buch lieſt, die erwähnten Ruinen mit Schaudern betrachte, führe ich ein Beyſpiel von der ſtrengen Gerechtigkeit des Kaiſers Alexander Severus an, welches auf dieſem Platze vorfiel. Ein Höfling, Petronius Turinus, handelte, wie noch oft zu geſchehen pflegt, mit den Gnadenbezeugungen des Kaiſers; verkaufte täuſchende Verſprechungen. Der Kaiſer ließ ihn durch Rauch von angezündetem Stroh erſticken, und ein Herold rief während der Execution: fumo punitur, qui vendidit fumum. Wenn man heutzutage alle täuſchende Höflinge ſo erſticken wollte, ſo würde man faſt genöthigt ſeyn, aus Mangel an Stroh die Bauernhäuſer abzudecken. — Vom Tempel des Nerva ſtehen noch einige prächtige corinthiſche Säulen von griechiſchem Marmor. Sie ſind ein und fünfzig Fuß hoch und meſſen ſechszehn ein halb Fuß im Umfang. — Der Platz Navona, vormahls Circus Agonalis, hat noch ganz die Geſtalt eines Circus; denn die Häuſer ringsumher ſind auf die Stufen deſſelben erbaut. Man feyerte hier Spiele, dem Janus zu Ehren. Jetzt iſt er mit vielen

modernen Brunnen und ſchlechten Statüen von Bernini geziert, und im Monat Auguſt wird er Sonntags unter Waſſer geſetzt. Dann fahren die vornehmen Leute in ihren Kutſchen im Waſſer herum, und der Pöbel ergötzt ſich zu Fuß an der Kühlung. — Nicht weit davon, auf einem andern Platze, ſteht ein Stück von einem Menelaus, der den getödteten Patroklus hält. Das habe ich freylich nur vom Hörenſagen, denn erkennen läßt ſich der Gegenſtand ſchwerlich mehr. Leute, die es verſtehen wollen, verſichern, es müſſe eine herrliche Gruppe geweſen ſeyn. In neuern Zeiten hat ſie von einem Schneider in der Nachbarſchaft den Nahmen Pasquin erhalten, und diente dazu, alle Spott- und Schmähſchriften daran zu heften, mit welchen Päbſte und Kardinäle jederzeit reichlich übergoſſen wurden. Aber ſchon ſeit langer Zeit haben die Römer aufgehört witzig zu ſeyn, und ihr Witzträger Pasquin iſt verſtummt. — Gleich dabey ſteht der Pallaſt des Nepoten Braſchi, deſſen ich hier nur im Vorübergehen erwähne, weil er die ſchönſte, gröſste und marmorreichſte Treppe in Rom, aber kein einziges bewohnbares Zimmer enthält. — Ein Spaziergang auf den tarpejiſchen Felſen iſt auch nicht belohnend, denn es iſt da nicht eine Spur mehr, weder von der Veſtalin Tarpeja, die einſt das Schloß den Sabinern verrieth, zum Dank ermordet und dort begraben

wurde, noch von den Miſſethätern, die man von der ſteilen Höhe hinab zu ſtürzen pflegte. Der Felſen iſt zwar jetzt nicht mehr ſo hoch, als er anfangs geweſen ſeyn ſoll, weil oben viel abgetragen, unten viel aufgeſchüttet worden, aber doch noch immer hoch genug, um einem Menſchen den Hals zu brechen. — Wenn man bey Fackelſchein, zwiſchen Heuwagen ſich durchdrängend, in die Ruinen der Bäder des Titus hinab ſteigt, ſo erblickt man an den Wänden noch einige wohlerhaltene Mahlereyen, beſonders recht artige Vögel. Das iſt aber auch Alles, denn übrigens ſind dieſe Trümmer nicht eben von Bedeutung, und um ſie lieb zu gewinnen, muß man die Erinnerung mitbringen, daß der wackere Titus hier in einem ſchlechten Hauſe gebohren und erzogen wurde, darum es liebte und verſchönerte. Noch unbedeutender ſollen die ſogenannten ſieben Kammern (sette salle) ſeyn, die ich verſchloſſen fand, und die wahrſcheinlich bloß zu einem Waſſerbehälter dienten. Manche vermuthen, aus dieſen Behältern ſey vielleicht das Waſſer in das Coloſſeum geleitet worden, weil man ſonſt nicht begreift, wie daſelbſt Seegefechte haben gehalten werden können. — Eine unverbürgte Sage behauptet, die Bäder des Titus wären zum erſten Mahl zu Raphaels Zeiten entdeckt, und die darinnen gefundenen Arabesken von ihm copirt worden, daher er auch das

meiſte wieder zuwerfen laſſen, um ſeine Freybeuterey nicht zu verrathen. Als ob dieſe Gattung von Zierrathen nicht ſchon längſt aus den Schriften der Alten (z. B. Vitruv, der ſie tadelt) bekannt geweſen wäre. An der Anekdote iſt nichts gewiſſes, als daß die Bäder wieder zugeworfen, und erſt 1776 aufs neue ausgegraben worden. Hier fand man den berühmten Laocoon. Hier blühten auch einſt die Gärten des Mäcenas, und mehr noch die Geiſteswerke der Dichter, welche er um ſich verſammelte, und denen er ſeinen Ruhm verdankt. Horaz, Virgil, Properz, bewohnten Landhäuſer in der Nähe. Auch der Thurm ſtand nicht fern, von welchem Nero Rom brennen ſah, und dabey zu ſeiner Leier den Brand von Troja ſang.

38.

Das Kapitolium.

Es iſt nicht mehr das alte, wo der prächtige Tempel des Jupiter Kapitolinus ſtand, auf dem ein vierſpänniger goldener Wagen prangte; deſſen Stufen die ſiegenden Feldherren, und ſelbſt der ſtolze Cäſar, nur knieend erſtiegen; in deſſen Hallen ſie Triumphmahlzeiten gaben. Hier ſaß einſt der koloſſale Donnerer, aus lauterm Golde geformt, auf einem Stuhl von Elfenbein und Gold; man wandelte auf vergulde[ten] Me-

tall; Sieger häuften hier Beute, fremde Both-ſchafter Geſchenke, fromme Bürger köſtliche Gaben. Doch höhern Werth als Gold, gaben dieſem Tempel die ſybilliniſchen Bücher, welche in einem Gewölbe unter der Erde aufbewahrt wurden; mehr als koſtbare Steine ſchmückten ihn zahl- und kunſtreiche Statüen. In den Vorhöſen feſſelten ſilberne und metallene Säulen und Tafeln den Blick, in welchen man eingegraben las, was Volk, Staat und Nachwelt intereſſiren konnte. Der Schätze häuften ſich hier ſo viele, daß kaum Platz für die Kommenden und Gehenden blieb, bis endlich, im ſechshundert und ein und ſiebzigſten Jahre der Stadt, unter dem Diktator Sulla der ganze Tempel ein Raub der Flammen wurde. Sulla erbaute ihn aufs neue und ſchmückte ihn mit herrlichen Säulen aus einem Tempel zu Athen. Abermahls zerſtörte ihn das Feuer in den unruhigen Zeiten des Vitellius. Veſpaſian ſtellte ihn noch einmahl her, Titus erlebte den dritten Brand, Domitian erbaute ihn dennoch wieder, aber ſeine nachmahligen Schickſale ſind unbekannt. — Der Tempel der Treue gränzte an den des Donnerers. Gegen über lag die Burg und eine Spitze, auf welcher der Oberprieſter den Neumond beobachtete. Daneben lag ein Rathhaus und eine ſchlechte Hütte mit Stroh gedeckt, des Romulus erſte beſcheidene Herberge. Eine

ähnliche Wohnung des Königs Tatius ſtieß an den Tempel der Juno, den ein Hain als Freyſtätte umgab. — Doch wer zählt alle Tempel und merkwürdige Gebäude, mit welchen das uralte Kapitolium prangte! Auch Ovid wohnte dort zwiſchen den Göttern, die ihm nicht immer hold blieben.

Zu dem modernen Kapitolium ſteigt man von Norden zwiſchen zwey waſſerſpeyenden Löwen, auf einer Treppe, die Michel Angelo entwarf. Oben am Geländer ſtehen die koloſſalen Bildſäulen des Caſtor und Pollux, deren jede ein Roß am Zügel hält. Ihnen zur Seite die Trophäen des Marius, dann zwey Statüen der Söhne Conſtantins, in deſſen Bädern gefunden, und endlich zwey Meilenzeiger, deren nur Einer antik iſt, und den Anfang der appiſchen Straße bezeichnete. Den andern hat man mit einer Kugel von Bronze geziert, in welcher, der Sage nach, einſt Trajans Aſche verſchloſſen war. Das Ganze gewährt einen imposanten Anblick. — Hat man die letzte Stufe erſtiegen, ſo zieht die ſchöne Bildſäule von Bronze, Marc-Aurel zu Pferde, ſogleich das Auge auf ſich. Sie iſt ein Meiſterwerk, vorzüglich der Gaul, der ſo lebendig iſt, daß Michel Angelo, ihn betrachtend, ihm unwillkühlich zugerufen haben ſoll: geh! — Warum nicht lieber: ſteh! denn das Roß ſchreitet ja wirklich.

Eilen wir weiter in das kapitoliniſche Muſeum. Aus dem Porticus deſſelben blickt man in einen Hof, an deſſen Brunnen der Flußgott Rhein ruht, weit bekannt und berühmter unter dem Nahmen Marforius, weil er als ſolcher ſo manches witzige Pamphlet trug, und dem Pasquin ſo manche geiſtreiche Antwort gab. Schon unter dem Porticus findet man eine Menge Statüen, Sarkophagen, Altäre u. ſ. w. von ſehr ungleichem Werth, denn es ſind aus Conſtantins Zeiten ganz erbärmliche darunter. Auf ein köſtliches Basrelief aus den älteſten griechiſchen Zeiten machte mich ein Kenner aufmerkſam; es war ſehr beſchädigt und ich verſtand nichts davon. Es iſt, glaube ich, Rhea vor dem Jupiter. Das koſtbarſte Stück dieſer Sammlung, den Sarkophag des Alexander Severus, haben die Franzoſen mitgenommen, er iſt nur noch in Gips hier zu ſchauen. Man wendet ſich rechter Hand, wo der koloſſale Mars, unter dem Nahmen König Pyrrhus, ſteht, und wo man eine vierzehn Fuß hohe Säule von orientaliſchem Alabaſter bewundert. Hier öffnet ſich ein Zimmer, Canope genannt, weil es ganz mit ſehr komiſchen egyptiſchen Statüen vom ſchwarzen Baſalt angefüllt iſt. Nach kurzem Verweilen ſteigt man die Treppe hinauf, aber langſam, recht langſam, denn die Wände zu beyden Seiten bewahren eines der intereſſanteſten Denkmähler des Alterthums.

nähmlich den Plandes alten Roms, auf viel Marmortafeln gegraben, im Tempel des Remus gefunden. Die meiſten ſind freylich ſehr zerſtückt, doch manche noch wohl erhalten, beſonders ein Theater, welches ganz unbeſchädigt iſt. Kaum verſtatten dieſe ehrwürdigen Reſte ein paar ſchöne Statüen der Juno und der Schaam, auf der Treppenruh zu betrachten. Oben findet man im Vorſaal eine Menge Grabſchriften in die Wand gemauert, auch drey koloſſal Fiſche und ein antikes Moſaik, welches freylich weniger ſchön iſt als die heutigen, dagegen aber auch weit mühſamer von wirklichen Steinen ausgelegt worden, da man es ſich heut zu Tage bequemer macht, und die Moſaiken nur noch aus gefärbten Steinmaſſen verfertigt. — Die Wände des erſten Saales tragen weit über hundert seltener Inſchriften, von Tiber bis auf Theodoſius chronologiſch geordnet. In der Mitte ſteht eine große ſchöne Vaſe, mit Basreliefs im älteſten Styl; von dieſer Vaſe führt der Saal den Nahmen. Er faßt aber noch mehrere ſchöne Statüen und einige Sarkophagen. Der zweyte Saal des Herkules (alſo genannt, weil deſſen Bildſäule, die Hydra bekämpfend, der vorzüglichſte Schmuck deſſelben iſt), bewahrt abermahls intereſſante Inſchriften wie der vorige; dann die berühmte, in der Villa Hadrians gefundene Statue des Antinous; das Kind, welches eine

bärtige Larve vor das Geſicht hält; Amor und Pſyche — Venus und Mars (welche leztern man für Portraits hält); eine herrliche Agrippine in der Mitte des Saals, u. a. m. Auch drey ſchöne antike Altäre, den Winden, Wellen und der Ruhe gewidmet, laden hier zum Opfer ein. Der dritte, prächtige, auf Pilaſtern ruhenden Saal, wird beſonders durch den hoch berühmten ſterbenden Fechter merkwürdig, dem zur Seite ein Antinous als egyptiſcher Prieſter, ein paar Centauren u. ſ. w. ihren Platz würdig behaupten. Ringsumher ſtehen noch viele treffliche Statüen, die, alle zu nennen, doch nur trocknes Geſchwätz wäre. — Der vierte Saal iſt den Philoſophen, Dichtern, Rednern gewidmet, deren Büſten hier, über hundert an der Zahl, den Blick feſſeln. Als die vorzüglichſten, in Rückſicht auf Kunſt, werden Homer, Cicero, Socrates, Ariſtides, Ariſtophanes, Demoſthenes und Pindar, geſchäzt. Für den Bewunderer ihrer Schriften haben ſie alle ein hohes Intereſſe. Eine Bildſäule Zeno's iſt von imponirender Schönheit. Kenner bewundern noch einige Basreliefs an den Wänden, beſonders drey Frauen, vor denen ein nackter kleiner Faun hergeht. Der Nahme Callimachus iſt darunter gegraben. Man hält ihn für denſelben, den Plinius mit Lobſprüchen überhäuft. — Der Saal der Kaiſer enthält fünf und achtzig Bü-

ſten von Kaiſern und ihren Gemahlinnen. Die Sammlung iſt, wie ſchon geſagt, minder vollſtändig als die zu Florenz. Eine Venus, in der Mitte des Saals, gleicht der mediceiſchen, und ſoll von manchen, jener noch vorgezogen werden. Außer mehreren Statüen und Basreliefs, ſind hier auch zwey der letztern, welche von Kennern für erſte Meiſterwerke griechiſcher Kunſt geachtet werden. An dem Einen (Perſeus und Andromeda) iſt auffallend, daß Perſeus die befreyte und herabſteigende Andromeda, nicht bey der Hand, ſondern beym Arme faßt, und ich habe ein wenig lächeln müſſen, als ein wackerer Enthuſiaſt und ſelbſt braver Künſtler, grade in dieſem kleinen Umſtande einen tiefen Sinn des Meiſters fand, nähmlich, er ſagte: das iſt die wahre Heldenbewegung; ein Held faßt ein Frauenzimmer nicht bey der Hand, ſondern beym Arme. — Nach dieſer ſinnreichen Erklärung betrachtete ich mir das Basrelief etwas genauer, und glaubte deutlich gewahr zu werden, daß der Künſtler nur deshalb jene Bewegung gewählt, weil an dieſer Stelle nicht Marmor genug war, um des Perſeus Hand weiter vorzurücken. Aber ſo geht es großen Männern gewöhnlich: In dem kleinſten was ſie thun, wird tiefer verborgener Sinn geahndet, wenn ſie gleich nur durch die Umſtände dazu genöthigt wurden, oder auch gar nichts dabey dachten.

Im ſechſten Saale findet man, auſer ein paar hundert Inſchriften aus den Grabmählern der Freygelaſſenen der Livia Auguſta, eine Menge Büſten, Statüen, Sarkophagen u. ſ. w. Der ſiebente, ähnlich geſchmückte Saal, zeichnet ſich durch eine Statüe von rosso antico aus, einen Faun mit Weintrauben; ferner durch eine zwey Fuß hohe Vaſe von Bronze, derer Inſchrift beweiſt, daß Mithridat ſie einem Gymnaſio ſchenkte, und endlich beſonders durch das ſchöne, ſchon von Plinius geprieſene, und durch zahlloſe Copieen vervielfältigte Moſaik, auf welchem vier Tauben auf dem Rande einer Schaale ſitzen.

Ich ſteige wieder hinab in den Hof, vor den ſogenannten Pallaſt der Konſervatoren. Es halten da nähmlich Herren ihre Sitzungen, die Konſervatoren von Rom heißen; ob ſie's wirklich ſind, weiß ich nicht. Im Hofe findet man Ueberbleibſel von ungeheuern Koloſſen, unter andern einen Fuß, deſſen groſſe Zeh dicker iſt, als der Körper eines wohlbeleibten Mannes. Man hält ihn für einen Ueberreſt des Sonnen-Koloſſes, der ein und vierzig Fuß hoch war. Hinter einem Staket von Eiſen wird man eine ſchöne triumphirende Roma und ein paar überwundene Könige gewahr.

Gleich bey der Treppe iſt eine Copie der berühmten Säule mit Schiffsſchnäbeln in die Wand gemauert, welche auf dem Forum Romanum

dem

dem Konſul Cajus Duillius, wegen ſeiner Siege über Karthago, errichtet wurde. Auf der Treppe ſieht man, außer einer Urania und Thalia, die nicht viel bedeuten, vier ſchöne Basreliefs aus der Geſchichte Marc-Aurels, auch einen Curtius, der ſich mit ſeinem Roſſe in den Flammenſchlund ſtürzt. Im erſten Saale hat Arpino Römerthaten gemahlt. Im zweyten Saale ſind dieſe Gemählde durch einen andern fortgeſetzt worden, und man hat auch Büſten berühmter päbſtlicher Feldherren dahin geſtellt, z. B. Colonna u. a. m. Das Auge weilt aber doch am liebſten auf der Büſte von Bronze, welche Michel Angelos ſehr ähnliches Portrait darſtellt. — Im dritten Saale iſt eine ſchöne Statüe von Bronze, einer der Sklaven, welche einſt Rom retteten. — Der vierte Saal iſt ſehr intereſſant durch die konſulariſchen Faſten in Marmor gegraben, welche bis auf Kaiſer Auguſts Zeiten reichen, und in der Gegend gefunden worden, wo einſt die Curia Hoſtilia ſtand. — Der fünfte wird durch eine heilige Familie von Giulio Romano geziert, und auch ein paar Gänſe von Bronze ſtehen da von welchen man glaubt, ſie ſeyen den Gänſen zu Ehren verfertigt worden, deren Geſchrey das Kapitolium einſt ſeine Rettung dankte. — Vom ſechſten Zimmer iſt mir nichts im Gedächtniß geblieben, denn die gerühmten Tapeten ſind ſchlecht; aber das letzte enthält eine ſchöne Statüe des

Herkules von vergoldeter Bronze, in einem ihm geweihten Tempel gefunden. Auch ein paar andere Bildſäulen gewinnen dadurch Intereſſe, daß man ſie für Cicero und Virgil ausgiebt. Man geht endlich noch durch ein paar Säle, wo die Nahmen altrömiſcher Magiſtratsperſonen auf Marmortafeln ſtehen, die man irgendwo ausgegraben hat.

Bey der Gemählde gallerie des Kapitoliums will ich mich gar nicht aufhalten, denn ſie iſt weder zahlreich noch aus lauter Meiſterwerken zuſammen geſetzt. Eine Seele, von Guido Reni, iſt freylich gut gemahlt, aber ich mußte doch dabey an den orbis pictus denken. Wer eine Seele mahlt, dem fehlt ſie in dieſem Augenblick. Vielleicht thut man auch Guido Unrecht, denn eigentlich iſt es doch nur eine nackte menſchliche Figur, und wer weiß, was er ſich dabey gedacht hat. — Ariadne und Bachus wird auch Guido zugeſchrieben, ich möchte aber daran zweifeln. Das ſind wohl ſchwerlich ſeine Farben, und die Erfindung iſt auch gar zu mager. — Romulus und Remus von der Wölfin geſäugt, iſt ein großes ſchönes Bild, deſſen Schöpfer Rubens ſeyn ſoll. — Ein Weib von Tizian ſoll die Eitelkeit vorſtellen. Man muß es darunter ſchreiben. — Ein Portrait von Diego Velasquez, von ſeiner eigenen Hand gemahlt, vereint mit dem Kunſtin-

tereſſe das des Gegenſtandes, denn dieſer Diego Velasquez iſt, nach meinem Gefühl, ein ſo großer Mahler als irgend einer genannt werden kann. — In dem zweyten Saal zeichnet ſich noch weniger aus; er hängt auch nicht einmahl mit dem erſtern zuſammen. Es wird hier von jungen Mahlern fleißig copirt, und die Copieen, die zum Theil nicht ſchlecht ſind, werden um geringe Preiſe verkauft. — Der nahe tarpejiſche Felſen, von dem einſt die Verbrecher herabgeſtürzt wurden, mag, der Erinnerung halber, wohl beſucht werden, man wird aber da nichts finden, als einen Krautgarten, mit einer niedrigen Mauer, von der man auf ein Dach herab ſieht. — Am Abhang des kapitoliniſchen Berges ſtehen noch drey ſchöne Säulen mit ihrem Gebälke, einſt ein Tempel des donnernden Jupiter! ihm vom Kaiſer Auguſt aus Dankbarkeit geweiht; da ein Sklave vor ſeiner Sänfte vom Bliß erſchlagen wurde, ohne daß der Kaiſer ſelbſt beſchädigt wurde. — Ganz nahe dabey ſind die ſchönen Ueberreſte des Tempels der Eintracht, vom Conſul Camillus, zum Gedächtniß der Verſöhnung zwiſchen Adel und Bürgern erbaut. Acht prächtige, doch ungleiche joniſche Säulen von orientaliſchem Granit, tragen ein Gebälke mit herrlichen Verzierungen.

39.

Die Triumphſäulen.

Die höchſte iſt die des Marc-Aurel, ihm von der Dankbarkeit des Volks beſtimmt, von dem beſcheidenen Monarchen aber dem Antoninus Pius gewidmet. Sie iſt, bis zu ihrem Gipfel, mit Basreliefs geſchmückt, welche Marc-Aurels Siege über die Marcomannen darſtellen. Man kann durch eine Schneckentreppe von faſt zweyhundert Stufen bis auf die Spitze ſteigen; wo vormahls die Statüe des guten Marc-Aurel ſtand, jetzt aber ein heil. Paul aufgerichtet iſt. — Die Trajansſäule iſt noch weit berühmter, wegen ihrer meiſterhaften Basreliefs, welche mehr als drittehalbtauſend Figuren enthalten, und die Siege Trajans über die Dacier verewigen. Sie iſt wie jene, von Marmor, doch etwas niedriger, nähmlich hundert und drey und dreyßig Fuß hoch; jetzt ſteht ein heil. Peter oben. Man kann auch inwendig hinaufſteigen, und eine herrliche Ausſicht lohnt die Mühe. — Ich weiß nicht, ob noch jetzt Trajans Aſche im Piedeſtal ruht? Schwerlich, denn die Urne war von Gold.

Mehr als durch alle Obelisken und Säulen wird Rom durch ſeine

40.

Springbrunnen

geziert. Dieſer Reichthum von Waſſer — freylich oft durch einen bizarren Geſchmack zu Tage gefördert — dieſe lebendige Bewegung, dieſes Rauſchen und Schäumen, dieſe zahlloſe Menge von Tritonen und Najaden, die faſt auf jedem freyen Platze ihr Waſſer bald hoch in die Luft ſprützen, bald aus Urnen herabplätſchern laſſen — das gibt der Stadt eine außerordentliche Lebendigkeit, und erſetzt gewiſſermaßen für das Auge den Mangel an Einwohnern. Von den beyden herrlichen Springbrunnen auf dem Petersplatze habe ich bereits geredet. Der Brunnen Trevi imponirt auf eine ganz verſchiedene Weiſe. Der Ocean ſcheint auf einem Muſchelwagen ſeinen Pallaſt zu verlaſſen, Meerpferde ziehen, Tritonen umgeben ihn, Geſundheit und Ueberfluß ſtehen in Niſchen ihm zur Seite. Das Ganze iſt von Marmor.

Eine ungeheure Waſſermaſſe ergießt ſich von allen Seiten in ein Becken, das ich eher einen Teich nennen möchte. Es iſt ein herrliches klares Waſſer, ſchon zu der Römer Zeiten berühmt; ein junges Mädchen fand einſt die Quelle und zeigte ſie durſtigen Soldaten, daher das Waſſer aqua virgo (Jungfrauen=Waſſer) genannt, und

von Auguſts Schwiegerſohn, Agrippa, nach Rom geleitet wurde. Es gefällt mir, daß ein Pabſt ſowohl das Andenken an dieſen Agrippa, als an das junge Mädchen durch zwey Basreliefs verewigt hat. — Viele halten die Kompoſition der ganzen Gruppe für unſchicklich, weil ſie ſich an einen Pallaſt lehne, und man alſo nicht begreife, woher das Waſſer komme? Ich finde dieſen Vorwurf ungerecht. Wo Ocean ſteht, da kann er auch Waſſer ſchaffen. Man könnte ja den nähmlichen Zweifel auf jeder Stelle erregen, wäre ſie auch mitten auf einem Markte. Man muß ſich nur nicht vorſtellen, das Waſſer ſtröme aus dem Pallaſte, nein, es entſpringt, auf Oceans Winke, aus ſeinem Muſchelwagen. — Bey dem Brunnen Termini, auch aqua felix genannt, läßt ein koloſſaler Moſes das Waſſer aus dem Felſen ſtrömen. Die Idee wäre in der That nicht übel, wenn man nur die Umgebungen damit in Einklang gebracht hätte. Aber wie kommt Moſes Felſen in der Wüſte zu den Arcaden, und joniſchen Säulen? und warum giebt ſich der Prophet ſo viele Mühe, da ja ſchon ein paar ſchöne Löwen von ſchwarzem Baſalt, (egyptiſche Arbeit) aus ihren Rachen dicke Ströme ſchleudern? — Auf dem ſpaniſchen Platze iſt ein Brunnen in Geſtalt einer Barke. Dieſer Bernini hat doch wunderliche Einfälle

gehabt. — Der Brunnen auf dem campo Vaccino ergießt ſich in ein ungeheures Becken von orientaliſchem Granit, welches ſchon in den älteſten Zeiten zu dem nähmlichen Behuf diente. — Der Brunnen Paulina iſt der waſſerreichſte in Rom, und wurde zuerſt von Trajan dahin geleitet. Jetzt iſt er mit Bögen, Säulen und einer Attica geſchmückt, Drachen ſpeyen Waſſer, Inſchriften prahlen, die Materialien dazu hat man vom Forum des Nerva geraubt. — Der Brunnen auf dem Platze Navona iſt von dem geſchmackloſen Bernini ſehr bunt mit Felſen, Obelisken, Meerpferden, Löwen u. dgl. ausgeziert worden. Ferner findet man da, in koloſſaler Geſtalt, den Ganges, den Nil, den Plataſluß und die Donau. Es iſt wohl die lächerlichſte Idee von der Welt, vier der größten Flüſſe des Erdbodens auf einen kleinen Brunnen zu ſtellen. — Der Brunnen an der Sixtusbrücke iſt zwar weit kleiner, aber unendlich ſchöner in ſeiner Einfachheit. Nur eine Niſche zwiſchen zwey joniſchen Säulen, aber ein unvereinzelter, breiter Waſſerſtrom ſtürzt ſich hoch herab, zuerſt in ein kleineres, dann in ein größeres Becken, welches einen herrlichen Anblick gewährt. — Der Schildkrötenbrunnen auf dem Platze Mattei iſt eine artige Spielerey. Vier Figuren von Bronze ſetzen vier Schildkröten auf den Rand des Beckens, aus dem ſich ein Springbrunnen erhebt,

— Auf dem Platze Barberini ſtehen zwey Brunnen von dem ſinnreichen Bernini. Hier ſprützen Delphine und Tritonen das Waſſer, dort gar drey Bienen, die auf einer Muſchel ſitzen. — Es giebt auch einige Geſundbrunnen zu Rom, deren Kraft gerühmt wird. Einer derſelben heißt aqua acetosa (Sauerbrunnenwaſſer).

41.

Die Bäder des Diocletian,

waren die größten in Rom. Man kann ſich einen Begriff von ihrem ungeheuern Umfange machen, wenn ich kurz nenne, was, außer den anſehnlichen Ruinen, noch jetzt auf dem Platze ſteht, den ſie einſt einnahmen. Kirche, Kloſter und Garten der Bernhardiner; Kirche, Kloſter und Weinberg der Cartheuſer; zwey große Plätze; ein Theil der Villa Negroni; weitläuftige Kornböden und viele Privathäuſer. Sie enthielten aber auch bey dreytauſend Bäder aller Art, ſchöne Hallen, prächtige Säle, Spaziergänge, Schulen, Plätze zu gymnaſtiſchen Spielen u. ſ. w. Die berühmte Ulpianiſche Bibliothek war daſelbſt aufgeſtellt, und in einem großen Saale, Pinacotheca genannt, bewundert man die Meiſterwerke der Mahlerey und Bildhauerkunſt. Sieben Jahre ließ Diocletian durch vierzigtauſend Chriſtenſclaven

daran arbeiten. Die runde Bernhardinerkirche iſt aus dem Gebäude entſtanden, wo man das Waſſer zu den Bädern wärmte. An der Stelle der Pinacotheca ſteht eine Marienkirche, die Michel Angelo erbaut hat. Es ſtehen noch jetzt acht ungeheure antike Säulen von orientaliſchem Granit darinnen. Carl Maratti und Salvator Roſa liegen hier begraben. Einige Moſaikgemählde ſind ſehenswerth.

Ein paar groſse Mathematiker haben, auf päbſtlichen Befehl, vor hundert Jahren eine Mittagslinie verfertigt, weil man, mit Recht, dies Gebäude für eins der ſtärkſten in Rom hielt Der Sonnenſtrahl dieſer Linie fällt durch ein päbſtliches Wappen.

42.

Die Villa Borgheſe.

Abgeſehen von ihren Kunſtſchätzen, die zum Theil einzig ſind, iſt ſie auch ein ſehr anmuthiger Spaziergang, wohin die vornehmſten wie die gemeinſten Römer Haufenweiſe wallen, um ſich im Schatten der immer grünenden Eichen zu erquicken. Doch ſeit Kurzem nicht mehr ſo häufig als vormahls, denn die neue Prinzeſſin Borgheſe, die ein wenig zu oft und ſtark fühlt, weſſen Schweſter ſie iſt, hat den gröſsten und ſchönſten

Theil des Parks verſchloſſen, um dort — zu botaniſiren oder was weiß ich! Man kann leicht denken, daß ſie die Liebe des römiſchen Volks nicht dadurch gewonnen hat, ſo wie ſie durch das Beſtreben, neue Sitten und Gewohnheiten einzuführen, auch die Herzen des römiſchen Adels ſchnell entfremdete, und keinen andern Vortheil daraus zog, als daß ſie — allein blieb. Da nun ein ſolches Alleinbleiben bey Damen ihrer Art mit langer Weile verknüpft zu ſeyn pflegt, ſo entſchloß ſie ſich endlich einen Schritt zurück zu thun, und fügte ſich etwas mehr in die römiſchen Gewohnheiten.

Die Villa hat drey Meilen im Umfang, in den Alleen wimmeln Antiken; die Façade des Pallaſtes iſt damit überſäet. Eine Wirkung der Erbitterung des Volks ſcheint es aber zu ſeyn, daß alle dieſe Antiken, ſo weit man mit Händen oder Stöcken hat reichen können, ſeit kurzem verſtümmelt worden ſind. — Eine breite Treppe führt zu einer Vorhalle, wo vier Säulen von dem äußerſt ſeltenen Marmor befindlich ſind, der lumachello heißt, und ſich aus lauter kleinen Schnecken gebildet hat. Tritt man in den erſten großen Saal, ſo zieht ſogleich ein herrliches Basrelief die Blicke auf ſich, Curtius, wie er ſich in die Flammen ſtürzt. Der ganze Saal iſt mit Statüen und Büſten von griechiſcher Meiſterhand gefüllt, unter welchen eine Gruppe des

Herkules mit ſeinem Sohn Thelephus, und ein Achilles ſich beſonders auszeichnen. In der Mitte des erſten Zimmers prangt eine prächtige Vaſe, auf welcher ein Bachanal iſt. Schade, daß unter den ſchönen Statüen ringsumher auch ein David von Bernini ſteht. — Im zweyten Zimmer ſteht ein Sarkophag, deſſen Basrelief den Tod Meleagers vorſtellt; auf demſelben ein ſchöner Bacchus, der mit einem Kinde ſpielt. Unter den übrigen iſt ein ſterbender Seneca von Probierſtein merkwürdig. Doch lieber ruht das Auge auf den drey Grazien, die lieblich gruppirt, eine Vaſe ſtützen. — Im dritten Zimmer hat man Bernini die Ehre angethan, ſeinen Apollo und Daphne in die Mitte zu ſtellen. Auch einen Aeneas und Anchiſes hat man hier von ihm aufbewahrt. Man kann denken, wie dieſe geſchnörkelten Kunſtſtücke gegen den Jupiter und den Beliſar abſtechen, die ſich in ihrer Nachbarſchaft befinden. — Das vierte Zimmer iſt eine Art von Gallerie, mit Marmor reich und ſchön verziert; die coloſſalen Büſten des Marc Aurel und des Lucius Verus ſind vorzüglich ſchön. — Im fünften Zimmer hat ſich Bernini an einem Hermaphroditen verſündigt. Es ſtehen da aber auch ein paar ſchöne Gruppen, Coriolan mit ſeiner Mutter und Caſtor und Pollux. Das Pflaſter iſt antike Moſaik. — In dem ſechsten Zimmer ſteht der weltberühmte

Fechter von dem griechiſchen Bildhauer Agaſias. Als die neue Prinzeſſin Borgheſe ihn zum erſten Mahle ſah, ſoll ſie befohlen haben, ihn ein wenig abzuraſpeln, weil er ſo ſchmutzig ausſahe. Das mag wohl nur eine boshafte Erfindung der Römer ſeyn. — Das ſiebente Zimmer enthält viele egyptiſche Götzen und allerley bunte Statüen, die mir nicht gefallen. — Endlich im achten Zimmer iſt ein trefflicher Silen, der den Baechus als Kind in ſeinen Armen hält. Man pflegt dieſe Gruppe auch Saturn zu nennen, und ſie wird beſonders dadurch merkwürdig, daß ſie gar nicht reſtaurirt iſt; ein höchſt ſeltener Fall. Außerdem ſind noch mehrere der trefflichſten Kunſtwerke für dieſes Zimmer aufbehalten worden, unter andern der von Winkelmann hochgeprieſene geflügelte Genius, ein Centaur, den die Liebe zähmt, Amor und Pſyche u. ſ. w. Die Plafonds ſind ſämmtlich ſchön, manche vortrefflich gemahlt, doch außer Conca, iſt eben kein berühmter Nahme unter den Meiſtern. Das Ameublement iſt prächtig und geſchmackvoll; man erräth daraus ſogleich, daß keine Italienerin hier herrſcht. In den obern Zimmern ſind viele gute Gemählde, von neuern Meiſtern, auch Landſchaften von Hackert. — Der Park iſt recht artig, ob ich ihn gleich mit dem zu Deſſau oder Weimar nicht vergleichen möchte. An einem See ſteht ein Tempel des Aeskulap mit ei-

ner griechiſchen Statüe dieſes Gottes. Auch einen Dianentempel, einen Cirkus zu Wettrennen und allerley andere Ideen, ſind reichlich angebracht, doch faſt alle in dem verſchloſſenen Theile des Gartens.

43.

Der Pallaſt Farneſe

wird für ein Meiſterwerk der Architektur gehalten. Es war wohl eine geringe Kunſt, mit dem Raube des Coloſeums etwas gutes und prächtiges zu bauen. Die beſten Statüen, der Herkules u. ſ. w. ſind aus dem Hofe des Pallaſtes nach Neapel gebracht worden. Jetzt ſteht da nur noch der Sarkophag der Cecilia Metella, welcher gar nicht dahin gehört. Eine Gallerie, von Hannibal Caracci al Fresco gemahlt, ſoll ſein größtes Werk ſeyn. Es ſtellt Bachus und Ariadne, und mehrere andere Göttergeſchichten vor.

44.

Der Pallaſt Colonna.

Die meiſten Palläſte zu Rom ſind einander vollkommen ähnlich, das heißt: wenn man die Gemählde heraus nimmt, ſo geben ſie treffliche Wohnungen für Nachteulen ab. Der Pallaſt Colonna aber unterſcheidet ſich doch durch einen

wahrhaft königlichen Saal, der über zweyhundert Fuß lang iſt; und ſich in eine Art von Tribune endigt, zu welcher man einige Stufen hinaufſteigt. Auch ohne Gemählde würde dieſe Gallerie eine Zierde jedes Pallaſtes ſeyn, um wie viel mehr anjetzo, da Landſchaften von Claude Lorrain und Salvator Roſa, mehrere Bilder von Rubens, Guido Reni, Tizian, Vandyk u. ſ. w. darin befindlich ſind. Auch die übrigen zahlreichen Zimmer wird man nicht ohne Intereſſe durchwandeln, eins iſt al Fresco von Pouſſin gemahlt, von dem auch viele Landſchaften im Pallaſte zerſtreut ſind. Freylich muß man auch hier zwanzig ſchlechte Bilder angaffen, ehe man einmahl auf eine heilige Familie von Andrea del Sarto, oder eine Magdalene von Guido ſtößt; aber das iſt nun einmahl der Geſchmack der römiſchen Großen, ſie machen es alle wie Gärtner, die ein paar Hyacinthen mit einer Reihe von bunten Tulpen einfaſſen. — Die Statüen und Büſten des Pallaſtes Colonna bedeuten in Rom wenig.

45.

Der Pallaſt Borgheſe

iſt des Herrn der Villa Borgheſe würdig. Schon der Eintritt in den Hof imponirt, denn er iſt mit

Arkaden umgeben, die auf ſechs und neunzig Granitſäulen doriſcher und korinthiſcher Ordnung ruhen. Ich nenne unter den zahlreichen Gemählden die Jagd der Diana von Dominichino als eins der berühmteſten, ob es gleich auf mich keinen außerordentlichen Eindruck gemacht hat. Daſſelbe muß ich von Raphaels Abnahme vom Kreuz bekennen; lieber verweilt' ich bey Machiavells und Borgia's Portrait von ſeinem Pinſel, bey der Venus des Leonardo da Vinci und einigen andern. Es iſt ein anmuthiger Gedanke, ein ganzes Zimmer mit lauter Darſtellungen der Venus anzufüllen; man ſieht und vergleicht gern, wie ſo mancher berühmte Meiſter ſich das Ideal der Schönheit gedacht hat. Es ſind ein Paar darunter, z. B. die von Rubens, die kaum zu Köchinnen taugen möchten. Ein Zimmer mit Spiegelgläſern tapeziert, die wiederum mit Blumen und Genien tapeziert ſind, iſt eine Spielerey, der ich keinen Geſchmack abgewinnen kann. Wenn übrigens in dieſem Pallaſte die Nahmen Raphael, Leonardo da Vinci u. ſ. w. dem Cicerone alle Augenblick über die Lippen laufen, ſo iſt das bloß eine römiſche Façon de parler. — Die obern Zimmer ſollen prächtig möblirt ſeyn; ich habe ſie nicht geſehen.

46.

Das Pantheon.

Nach dem Coloſeum giebt es nichts herrlicheres und majeſtätiſcheres in Rom. Es iſt der Triumph der alten Baukunſt und die Verzweiflung der neuern. Mancher Zierde hat man es beraubt, durch manchen Zuſatz es zu verhunzen geſtrebt, aber dennoch ſteht das Ganze noch wohl erhalten, und beym erſten Blicke möchte man ausrufen: das iſt ein Tempel aller Götter! — Einſt hat Agrippa dieſen herrlichen Tempel dem rächenden Jupiter gewidmet, zum Andenken der Schlacht, welche Auguſtus gegen Antonius und Cleopatra gewann. Die Bildſäulen aller Götter in Bronze, Silber, Gold und edlen Steinen ſchmückten ihn würdig. Die prächtige Vorhalle ruht auf ſechszehn ungeheuren Säulen von orientaliſchen Granit, jede aus einem Block gehauen; die Decke deſſelben beſtand aus Bronze, die Nägel allein wogen bey zehntauſend Pfund, das Ganze über vierhundert funfzigtauſend. Urban VIII. benützte dieſe koſtbare Decke zu ſeinem Baldachin in der Peterskirche, und aus dem, was übrig blieb, ließ er Kanonen für die Engelsburg gießen. Die Halle war auch mit ſchönen Statuen geſchmückt, unter andern ſtand da eine Venus, welche die eine

große Perle als Ohrgehäng trug, deren Gepaar-te Cleopatra einſt in Eſſig auflöſte und trank. Die Statuen raubte ſchon Kaiſer Conſtans und ließ ſie nach Conſtantinopel bringen. Man ſtieg vormahls auf ſieben Stuffen zu dieſem Portikus, jetzt liegen fünf derſelben unter dem erhöhten Boden. Als ich in Rom war, ließen die Zöglinge der franzöſiſchen Akademie daſelbſt graben, und fanden unter andern, daß das Pantheon mit einer Mauer umgeben geweſen ſey. — Der Tempel ſelbſt iſt völlig rund, von gleicher Höhe und Durchmeſſer, nähmlich hundert drey und dreyßig Fuß, von einem ungeſtützten, Staunen erregenden Gewölbe überſchattet. In der Mitte dieſes Gewölbes iſt eine Oeffnung, durch welche allein er ſein Licht empfängt. Freylich dringt der Regen häufig da herein, denn die Oeffnung iſt unverſchloſſen, aber doch möchte ich um keinen Preis andere Fenſter darin ſehen. Der Charakter imponirender Majeſtät war dieſem Tempel urſprünglich und unauslöſchlich aufgedrückt. Was muß er nicht geweſen ſeyn, als die von Plinius ſo hochgerühmten Caryatiden von Bronze noch das Gewölbe zu tragen ſchienen, und Silberplatten ſeine Caissons bedeckten. Das Koſtbarſte darin ſind jetzt die Grabmähler von Metaſtaſio, Mengs, Winkelmann, Pouſſin, Sacchini und Raphael, deſſen lateiniſche Grabſchrift ſo lautet: „Dieſer iſt Raphael! als er lebte,

fürchtete die Natur von ihm überwunden zu werden, als er ſtarb, mit ihm zu ſterben.“ — Man hat viel Weſens aus dieſer Grabſchrift gemacht, deren Verfaſſer der Kardinal Bembo iſt. Ich finde ſie höchſt lächerlich. Hätte Raphael die Natur überwunden, ſo wäre er ein ſchlechter Mahler geweſen.

47.

Janus Quadrifrons.

So nannten die Römer eine Art von Bogen mit Durchgängen nach vier Seiten, den ſie an Orte ſtellten, wo das Volk ſich häufig aufzuhalten pflegte, damit es Schutz vor böſer Witterung finden möchte. Jetzt iſt nur dieſer eine noch übrig, außerordentlich maſſiv aus griechiſchem Marmor erbaut, aber ziemlich tief in die Erde verſunken. Daß er in den mittlern Zeiten auch einmahl befeſtigt geweſen, davon trägt er noch Spuren. Manche Gelehrte meinen auch, die Janusbögen hätten als eine Art Börſe gedient. Daran zweifle ich. Einen dichtern Haufen Volks konnten ſie wohl faſſen, der ſich vor einem Platzregen zuſammen drängte; aber für Geſchäftsleute, die hin und hergehen, hatten ſie zu wenig Raum. Gleich neben dem Janusbogen ſteht

48.

Der kleine Triumphbogen des Septimius Severus,

ihm von Kaufleuten errichtet, mit nicht kunſtreichen Basreliefs verſehen, die, ſo wie der ganze Bogen ſehr beſchädigt ſind. Ihm gegenüber wandert man zu den

49.

Großen Cloaken,

einem der erſtaunenswürdigſten und nützlichſten Werke, die jemahls von den alten Römern unternommen und ausgeführt worden. „Drey Dinge ſind es vorzüglich,“ ruft Dionyſius von Halicarnaß, „die von Roms Größe zeugen; die Waſſerleitungen, Landſtraßen, Cloaken.“ Um allen Unrath aus der Stadt auf eine leichte und bequeme Art nach der Tiber abfließen zu laſſen, legte ſchon Tarquinius Superbus die große Cloake an, zu deren Erbauung er ſämmtliche Einwohner mit Härte anſtrengte. Wer nicht zu den Koſten beytragen konnte oder wollte, der mußte perſönlich helfen. So entſtanden dieſe gewaltigen unterirdiſchen Gewölbe, ſo hoch und breit, daß man mit einem beladenen Heuwagen

fürchtete die Natur von ihm überwunden zu werden, als er ſtarb, mit ihm zu ſterben.“ — Man hat viel Weſens aus dieſer Grabſchrift gemacht, deren Verfaſſer der Kardinal Bembo iſt. Ich finde ſie höchſt lächerlich. Hätte Raphael die Natur überwunden, ſo wäre er ein ſchlechter Mahler geweſen.

47.

Janus Quadrifrons.

So nannten die Römer eine Art von Bogen mit Durchgängen nach vier Seiten, den ſie an Orte ſtellten, wo das Volk ſich häufig aufzuhalten pflegte, damit es Schutz vor böſer Witterung finden möchte. Jetzt iſt nur dieſer eine noch übrig, außerordentlich maſſiv aus griechiſchem Marmor erbaut, aber ziemlich tief in die Erde verſunken. Daß er in den mittlern Zeiten auch einmahl befeſtigt geweſen, davon trägt er noch Spuren. Manche Gelehrte meinen auch, die Janusbögen hätten als eine Art Börſe gedient. Daran zweifle ich. Einen dichtern Haufen Volks konnten ſie wohl faſſen, der ſich vor einem Platzregen zuſammen drängte; aber für Geſchäftsleute, die hin und her gehen, hatten ſie zu wenig Raum. Gleich neben dem Janusbogen ſteht

48.

Der kleine Triumphbogen des Septimius Severus,

ihm von Kaufleuten errichtet, mit nicht kunſtreichen Basreliefs verſehen, die, ſo wie der ganze Bogen ſehr beſchädigt ſind. Ihm gegenüber wandert man zu den

49.

Großen Cloaken,

einem der erſtaunenswürdigſten und nützlichſten Werke, die jemahls von den alten Römern unternommen und ausgeführt worden. „Drey Dinge ſind es vorzüglich,“ ruft Dionyſius von Halicarnaß, „die von Roms Größe zeugen; die Waſſerleitungen, Landſtraßen, Cloaken.“ Um allen Unrath aus der Stadt auf eine leichte und bequeme Art nach der Tiber abfließen zu laſſen, legte ſchon Tarquinius Superbus die große Cloake an, zu deren Erbauung er ſämmtliche Einwohner mit Härte anſtrengte. Wer nicht zu den Koſten beytragen konnte oder wollte, der mußte perſönlich helfen. So entſtanden dieſe gewaltigen unterirdiſchen Gewölbe, ſo hoch und breit, daß man mit einem beladenen Heuwagen

durchfahren konnte. Wie hoch ſich die Koſten ihrer Erbauung belaufen, iſt nicht bekannt, aber ihre bloße Ausbeſſerung koſtete einſt tauſend Talente (etwa ſiebenhundert fünfzigtauſend Thaler). Nach der Einäſcherung Roms durch die Gallier vergaß man die Lage dieſer Kanäle ganz; Palläſte und Kirchen wurden auf ihnen erbaut, denen ſie, zum Theil noch immer ungekannt, zum ſichern Grunde dienen. Waſſerfluthen und Erdbeben haben ſie ſtets getrotzt. Ein Aedil Agrippa ließ einſt ſie reinigen, und fuhr dann auf einem Boote hindurch bis in die Tiber. Daſſelbe konnte, nach Caſſiodors Behauptung, noch mehrere hundert Jahre nachher geſchehen. Engländer, die immer die kühnſten Wagehälſe unter den Reiſenden ſind, arbeiten ſich auch jetzt noch bisweilen hindurch. Das Wageſtück iſt überflüßig, denn man kann die herrlichen Ueberreſte ohne alle Gefahr bewundern. Man ſieht Steinblöcke von fünf Fuß Länge und drey Fuß Dicke, die, ohne Kalk oder Mörtel, in ungeheure Gewölbe zuſammengefügt ſind, und gern ſtimmt man Plinius und Strabo bey, wenn ſie das unterirdiſche Rom für eben ſo bewundernswerth erklären, als das oberirdiſche. Als dreyhundert Jahre nach Erbauung der Stadt die Peſt wüthete, warf man die Leichen hinein, und etwa vierhundert Jahre nachher geſchah daſſelbe mit vielen Körpern, die bey einer Schlägerey auf dem

Markte getödtet worden waren, als die Parthey des Clodius die Zurückberufung des Cicero zu verhindern ſuchte. Daher machte man es den Prätoren zu einer ihrer erſten Pflichten, für die Reinigung der Cloaken zu machen. Die Päbſte Gregor IX. und XV. haben anſehnliche Koſten darauf gewandt, die Cloaken wieder herzuſtellen.

50.

Der Pallaſt Lucian Bonaparte's.

Endlich doch einmahl ein elegant möblirtes Haus, eine behagliche Wohnung. Wenn man auch nicht wüßte, in weſſen Pallaſt man ſich befindet, ſo würde man doch augenblicklich errathen, daß er keinem Italiäner gehört. Zwar hat Lucian ihn noch nicht gekauft, er ſteht noch darüber im Handel; aber er hat die Zimmer doch einſtweilen für ſich eingerichtet, und bey jedem Schritte fühlt man die Nähe des Mannes vom Geſchmack, des Kunſtkenners und Liebhabers. In dem großen Saale ſteht die herrliche Statüe der Minerva, die er von dem Fürſten Giuſtiniani gekauft hat, und die der berühmten Pallas von Velletri wohl den Preis ſtreitig machen möchte. Hohe Majeſtät iſt ihr Charakter. Auch das oft geprieſene Basrelief, auf welchem Bacchus oder Jupiter mit der Milch der Amalthea getränkt wird,

und ein ſehr ſchöner antiker Altar ſchmücken dieſen Saal. Von Bildhauerey hat er weiter noch nichts gekauft, allein dies wenige iſt ſchon ſehr viel. Auch die Gemähldeſammlung iſt eben noch nicht zahlreich, aber es iſt kein einziges ſchlechtes darunter, und man genießt endlich einmahl das Vergnügen, lauter Meiſterſtücke zu bewundern, ohne ſich vorher durch einen Wuſt von Schofel durcharbeiten zu müſſen. Der Kindermord von Pouſſin iſt die vortrefflichſte Darſtellung, die ich von dieſem abſcheulichen Gegenſtande geſehen habe. Die erſte Wunde hat das Kind ſchon empfangen, und liegt am Boden blutend und ſchreyt. Der Henker holt aus, ihm den zweyten Streich zu verſetzen. Die Mutter fängt ihn mit der einen Hand auf, indem ſie mit der andern ihre Nägel in des Henkers Rücken ſchlägt. Ihr Geſicht — ach! das konnte freylich nur der Pinſel eines Meiſters mahlen. Worte können das nicht. Es iſt nicht blaß und hat doch gar keine Farbe; die Verzweiflung hat es angehaucht, es iſt ein Colorit der Unterwelt, die Farbe der Höllenquaalen, die wir nicht ſehen, die gleichſam ſchnell durch unſer Auge hindurch und wie ein kalter Schauder den Rücken hinab ſtrömt. Ich mag nicht länger davon ſprechen, es thut mir weh. Hätte ich das Bild gemahlt, es würde mich getödtet haben. Ich meine, Pouſſin hat keine Kinder gehabt, oder hat

die Kinder nicht geliebt; wie hätte er ſonſt das arme Geſchöpf ſo unbarmherzig tödten können? Der Henker bedurfte doch dazu nur eines Streichs, der Mahler mußte es Wochen und Monate lang zu ſeinen Füßen bluten laſſen. — Es fehlte mir an einem Führer, der mir die Nahmen der verſchiedenen Meiſter hätte nennen können, doch habe ich manche derſelben zuverläßig errathen. Eine Madonna iſt ſicher von Raphael und zwar eins ſeiner lieblichſten Werke. In einem herrlichen Bruſtbilde iſt der Pinſel Leonardo's da Vinci auch nicht zu verkennen. Wenn eine meiſterhafte Gruppe von mehrern Köpfen, beym Schein einer Laterne, von Honthorſt iſt, (wie ich faſt vermuthe,) ſo iſt es gewiß das gelungenſte Werk dieſes Meiſters. Eine Venus im Schlafgemach ehrt Tizians Pinſel. Doch wozu das trockene Verzeichniß? Auch iſt das Errathen der Meiſter eine Kunſt, die ſchon Dubos höchſt trügeriſch nennt. Genug, hier iſt, drey oder vier Bilder ausgenommen, gar nichts mittelmäßiges anzutreffen, und es iſt die einzige Gallerie in Rom, die ich mit voller Befriedigung verlaſſen habe. Es iſt nicht zu leugnen, daß die geſchmackvolle Möblirung die Schönheit der Bilder noch erhebt, und daß es einem ſehr wohl thut, nicht immer auf ſchmutzigen Backſteinen zwiſchen ledernen Seſſeln herumirren zu müſſen. Lucian will ſeine Ge-

mählde-Sammlung bis auf die Zahl von drey-hundert bringen; es ſollen aber lauter Meiſter-werke ſeyn. Dann wird ſie nicht allein die ein-zige in Rom, ſondern vielleicht die einzige in Eu-ropa werden. Mit dem Pallaſte, wenn er ihn kauft, hat er weit ausſehende Pläne. Man ſagt, er wolle eine ganze Straße dazu kaufen, und ihn ungeheuer vergrößern. Dieſe Prachtliebe weiß ich nicht mit ſeinem Hange zur Häuslich-keit zu reimen, der in ſeiner Wohnung zu Rom, wie in der zu Paris, überall ſichtbar iſt. Sein Studierzimmer iſt dicht neben dem Kinderzim-mer, und dieſes letztere iſt mit ſo liebevoller Sorgfalt eingerichtet, daß man ſogleich den zärt-lichen Vater erkannte. Auch verſicherte der Cu-ſtode, Lucian würde es nicht überleben, wenn eins ſeiner Kinder ſterben ſollte. — Er hat nicht weit von Rom eine Villa, auch zu Mailand ei-nen Pallaſt gekauft; es ſcheint alſo wohl, daß er Italien zu ſeinem zweyten Vaterlande ma-chen werde.

51.

Die Theater in Rom.

Für eine ſo mäßige Bevölkerung, als Rom jetzt in ſich faßt, giebt es der Theater bey wei-tem zu viele. Da iſt Argentina (große Oper

und Ballet), Alberti (große Oper und Ballet), della Valle (Opera Buffa und Schauſpiel), Tordinone oder Apollo (Opera Buffa und Schauſpiel), della pace (Farcen mit dem Pulcinell und Spektakelſtücke), Polla Corde (ein artiges Marionettentheater mit dem Harlekin), und noch einige kleinere. Freylich ſind alle nur während des Karnevals geöffnet, und dann überfüllen ſich die Römer mit Schauſpielen, wie an Feſttagen mit Fleiſchſpeiſen, nur mit dem Unterſchied, daß ſie die letztern mit mehr Geſchmack genießen als die erſtern, und daß ihr Fleiſch auch weit beſſer iſt, als ihr Schauſpiel. Ich war bey Eröffnung des Theaters Argentina gegenwärtig. Man gab Ines de Caſtro (das Süjet iſt auch unter uns bekannt genug), mit langweiliger Muſik von Guglielmi. Die prima donna ſollte eine Engländerin ſeyn, Nahmens Plomer, von der es hieß, ſie ſtehe in Dienſten des Herzogs von Bayern, ſie hatte ſich aber kurz zuvor mit dem Direkteur gezankt, und er kündigte durch gedruckte Zettel an, ſie ſey krank geworden, daher eine andere flugs ihre Rolle übernommen habe. Dieſe andere ſang aber ſo leiſe, daß dem Publikum ihre Stimme ein tiefes Geheimniß blieb. Signora Plomer hingegen widerſprach, gleichfalls gedruckt, der ihr aufgebürdeten Krankheit, und lud zu einem Konzert ein, in welchem ſie den Gegenbeweis anhörlich

führen werde. Sie hat dies Konzert wirklich gegeben, und alle Anweſende überzeugt, daß ſie in der That eine geſunde ſchlechte Sängerin ſey. — Der Caſtrat Sgatelki, ein ſehr junger Menſch von ſechszehn bis achtzehn Jahren, wurde auf einem Throne herein getragen, von dem er herab zu fallen zitterte. Vom Throne fiel er nicht, als er aber zu ſingen begann, da fiel er. — Der erſte Tenor Guglielmi, ein Bruder des Komponiſten, hat erſt ſeit kaum einem Jahre zu ſingen angefangen, war aber dennoch der beſte unter dem Haufen, und erhielt allgemeinen Beyfall. An allen übrigen gaben die Römer ihr Mißfallen laut und mit Recht zu erkennen. Man traut wirklich ſeinen Augen und Ohren kaum, wenn man mit dem gewöhnlichen Vorurtheil nach Italien kommt: man würde da das Höchſte in der Muſik finden. Die guten Sängerinnen ſind äußerſt ſelten, die guten Tenore noch ſeltener, die Komponiſten liefern (außer Pär und Fioravanti) lauter Reminiscenzen und alte abgedroſchene Notenverkettungen, die Orcheſter ſind zu ſchwach beſetzt, mechaniſche Körper ohne Seele; die Dekorationen faſt überall ſchlecht, und oft recht ſehr ſchlecht (wie z. B. auf dieſem erſten Theater Argentina); die Kleidungen der Hauptperſonen reich, bey tauſend Verſtößen gegen das Koſtum, die Kleidung aller übrigen armſelig und lächerlich; die Ballet-

te, als poetiſche Darſtellungen betrachtet, unter aller Kritik (wie z. B. das Ballet Eloiſe Trouedal, welches hier gegeben wurde), die Tänze aus lauter gewöhnlichen jetzt ſo beliebten Sprüngen und Beinausſtreckungen zuſammengeſetzt; die Tänzer erheben ſich ſelten über das Mittelmäßige. Hier war nun gar eine Madam Roſſi prima ballerina, deren man ſich in Wien noch wohl erinnern wird, wo ſie den Platz einer Groteſche ſchlecht ausfüllte. Sie hat einige Knochen von der Natur empfangen, das Fleiſch iſt dahin. Dieſe Knochen ſchlenkert ſie höchſt widerlich bald da bald dorthin, und giebt das für Grazie aus. Das Ballet ſelbſt war ſchwerer zu verſtehen, als die Hieroglyphen auf einem Obelisk. Eine Menge bewaffneter Menſchen retirirte ſich auf einen Felſen, zwanzig Mann in rother Uniform zogen auf, um den Felſen zu belagern. Die Artillerie war anſehnlicher als die ganze Armee, denn es wurden zwey Feldſtücke, jedes mit zwey lebendigen Pferden beſpannt, auf die Bühne geſchleppt, aufgepflanzt und losgeſchoſſen; zu gleicher Zeit fielen einige Flintenſchüſſe vom Berge, und das war die ganze Schlacht, denn im nähmlichen Augenblicke ſteckten auch die Belagerten eine weiße Fahne aus. Der General der Truppen, der gleichfalls auf einem lebendigen Pferde erſchien, ſtieg ab, die Ueberwundenen kamen herab, und es wurde getanzt.

Nachher ſollte jedoch, wie billig, die Artillerie abgefahren werden, das Zugvieh der einen Kanone war aber nicht aus der Stelle zu bringen, und man mußte ſich endlich entſchließen, ſie in den Berg hinein fahren zu laſſen. Damit war es leider noch nicht zu Ende. Der überwundene Räuber, oder was er vorſtellen ſollte, bemächtigte ſich der ſchönen Eloiſe und ihres Kindes; er warf die Mutter in ein Loch hinab, und verſchloß daſſelbe zu meiner großen Freude. Doch der General erſchien (vermuthlich ihr Geliebter), es folgten einige Scenen, aus der bekannten Camilla entlehnt, ſtarke Seufzer nähmlich (welche die Muſik ausdrücken mußte) verriethen den Kerker, und — am Ende gieng alles gut, nur für den Zuſchauer nicht, denn der mußte noch einige ſchlechte Tänze hinabwürgen. — Zum Beſchluß des Ganzen iſt auch noch ein luſtiges Ballet gegeben worden: La Pianella; ich hatte aber an dieſem genug, und habe es alſo nicht geſehen. — Das Theater ſelbſt iſt groß und ſchön, hat ſechs Reihen zum Theil tapezirter Logen. Bey der erſten Vorſtellung erſcheinen alle Damen im größten Staat, von Diamanten flimmernd. Eine ſonderbare Gewohnheit iſt es, daß bey Eröffnung der Bühne, der Gouverneur von Rom gleichſam verpflichtet iſt, den vornehmern Theil der Zuſchauer mit Erfriſchungen zu bewirthen. Nach Endigung des erſten Akts fliegen plötzlich alle Logenthüren

des erſten und zweyten Ranges auf, zu jeder tritt ein Bedienter herein, der zwey brennende Wachs-kerzen auf ſilbernen Leuchtern trägt; ihnen folgen ein paar andere Lakayen (alle in reichen Livreen), die auf ſilbernen Präſentirtellern Eis, Konfekt, Früchte u. ſ. w. anbiethen. Auch in das Parterre verfügt ſich eine ſolche Ambaſſade, doch nur an die daſelbſt befindlichen wachhabenden Offiziere gerichtet, um die ſich aber ein dichter Kreis ihrer Bekannten gedrängt hat, welche ſämmtlich die Präſentirteller ſchneller und ſiegreicher zu reinigen verſtehen, als ein Schlachtfeld. — Die Eröffnung des Theaters Aliberti (welches mit Argentina gleichen Rang behauptet) ſoll des gelben Fiebers wegen verſchoben werden müſſen, weil mehrere aus Florenz Verſchriebene ausgeblieben waren. Unter dieſen befand ſich auch die hübſche und angenehme Roſa Pinotti, die nun auch in Rom als prima donna auftretten ſollte. — Das Theater della Valle giebt abwechſelnd Opera Buffa und Schauſpiel. Schon bey meinem erſten Aufenthalt in Rom kam mir die Oper nur mittelmäßig vor, und auch jetzt war ſie es, obgleich mancher Wechſel bey der Geſellſchaft indeſſen vorgegangen war. Aber einer vorzüglichen Oper von Pär erfreute ſich dieſe Bühne; una in bene ed una in male iſt der Titel. Die Muſik vermehrte den Ruhm ihres genievollen Meiſters, und obgleich die prima donna, Signora Falzi, die

Herren Albertanelli, Ghedini u. ſ. w. nur nach ihren ſehr geringen Kräften zu dem guten Erfolge beytrugen, ſo erweckte die treffliche Muſik doch einen ſolchen Enthuſiasmus bey den Zuhörern, daß Pår am Ende jubelnd in einen Wagen geſetzt, und von hundert Wagen und Fackeln begleitet, im Triumphe durch die Stadt geführt wurde. Dieſer Ausbruch eines gerechten Enthuſiasmus hat mir um ſo beſſer gefallen, da er mir ſo ganz neu war, denn in dem blos vernünftigen Deutſchland iſt er unerhört.

Auch einige Schauſpiele habe ich auf dieſer Bühne vorſtellen ſehen. Die Männer ſpielen gewöhnlich nicht ſchlecht, beſonders im Komiſchen haben die Italiener eine angeborne Kraft; aber die Weiber ſind alle äuſſerſt gemein, und — wenn ſie Damen vom Stande vorſtellen — unerträglich. Ich ſah ein Originalſtück, in welchem Joſeph II. inkognito die Hauptrolle ſpielte, und der Stern auf der Bruſt zuletzt den Knoten löſte. Hilf Himmel! welch ein genügſames Publikum! Alles wurde beklatſcht, alle wurden herausgerufen. Der Schauſpieler, der den Kaiſer vorſtellte, kündigte nach dem dritten Akt das Stück an, welches morgen gegeben werden ſollte, womit er das Kompliment verband, daß er ſich freue, wieder vor einem ſo erleuchteten Publikum zu erſcheinen. Um dieſer Ankündigung willen wurde er herausgerufen. — In einem andern Stü-

ke, deſſen Vorſtellung ich beywohnte, kam ein Wahnſinniger vor, der auch vor Endigung des Stücks, beym Schluß eines Ballets herausgeruſen wurde. Der Wahnſinnige war wenigſtens ſo vernünftig, ſeine Kette vorher abzulegen, dann erſchien er. Das war dem klatſchluſtigen Publikum noch nicht genug, es rief auch den Luſtigmacher dazu, der kam, ſchien ſich aber vor dem Wahnſinnigen zu fürchten, und ſpielte auf dieſe Weiſe ein Intermezzo, über welches die Römer ſich todt lachen wollten. Alle Predigten, alle Sentenzen, und beſonders alle Invectiven gegen die Philoſophie, wurden mit einer Art von Wuth beklatſcht. Ganz zuletzt rief man die ganze Geſellſchaft heraus. Es iſt in Deutſchland ſchon mannichmal über das Herausrufen geſpöttelt worden; aber wie weit ſtehen wir noch in dieſer vortreſſlichen Sitte hinter den Italienern zurück!

Das Theater della Valle iſt nicht ſehr groß, hat aber doch fünf Reihen Logen über einander. Zu beyden Seiten der Bühne hat man die Brüſtungen der Logen mit den Bruſtbildern der berühmteſten Dichter und Tonkünſtler geſchmückt, und ihre Nahmen mit goldenen Buchſtaben darunter geſchrieben; eine Auszeichnung, die mir ſehr wohl gefällt, die aber doch keinem noch Lebenden wiederfahren ſollte, z. B. Paiſiello; nicht, als ob ich das Verdienſt dieſes großen Tonkünſtlers im geringſten bezweifelte, ſondern weil über-

haupt, um Schmeicheleyen zu verhüten, Dichter und Künſtler nur durch den Tod in die Ehrenlegion aufgenommen werden dürfen, ſonſt geht es ihnen wie Königen und Fürſten, bey welchen dergleichen keinen Werth mehr hat, weil Jedem daſſelbe geſagt wird.

Der Mißbrauch, Löcher in den Vorhang zu reißen, um zu ſehen, was im Parterre paſſirt, wird nirgends weiter getrieben, als in Italien, und beſonders auf der Bühne della Valle; da giebt es Löcher im Vorhang, durch welche nicht blos der Kopf, ſondern ſehr bequem auch der halbe Leib herausgeſteckt werden kann, und wirklich herausgeſteckt wird. Oft habe ich auch die Vorhänge ſelbſt ſo ſchmal gefunden (beſonders in Neapel) daß ſie die erſte Couliſſe zu beyden Seite nicht zur Hälfte bedeckten, folglich einem Lappen glichen, und den größten Theil ihres Zweckes gar nicht erfüllten. Ueberhaupt geben ſich die Italiener nicht die geringſte Mühe, Illuſion zu befördern, oder deren Unterbrechung zu verhüten. So ſah ich unter andern auf dem Theater Tordinone, oder Apoll, ein gräßliches Drama aufführen. Das Stück ſpielte bey Nacht im Walde, folglich waren die Lampen vorne heruntergelaſſen. Als aber die erſte Schauſpielerin auftrat, die man vermuthlich für hübſch hielt, rief das Publikum plötzlich: lumi! lumi! und ſogleich mußte der Tag anbrechen, die Lampen

kamen herauf. Aber ſie d a m p f t e n ſehr ſtark. Das Publikum wurde unruhig darüber, da kam der Lampenputzer, und brachte ſie w ä h r e n d d e r V o r ſ t e l l u n g wieder in Ordnung. Doch nun brannten ſie zu dunkel, das Publikum ſtimmte abermahls ſein lumi! lumi! an, und ſiehe da, ein Paar ſchmutzige Kerls erſchienen, kleine Kaſten mit Lichtern tragend, die ſie abermahls während der Vorſtellung zu Verſtärkung der Beleuchtung auf die Bühne ſetzten, und deren Anblick allein ſchon jede Illuſion vernichtete. Mit dem Herausrufen trieb man es auf dieſem Theater eben ſo arg, wie auf dem della Valle, obgleich Schauſpieler und Stücke noch ſchlechter waren als dort. Herr F e d e r i c i ließ, während meiner Anweſenheit, ein neues Stück daſelbſt aufführen (ich glaube, es hieß M a t h i l d e v o n I ſ t r i e n), ein ſaftloſes Ritterweſen, mit deſſen Uiberſetzung man uns ja wohl bald beſchenken wird. Das Theater T o r d i n o n e iſt ſehr groß, als ein Hufeiſen gebaut, mit ſechs Reihen Logen, grau in grün recht artig gemahlt. Die Dekorationen waren hier, und überall in Rom, ſchlecht. Das gefällt mir aber, daß man den mittleren Kronleuchter gewöhnlich mit W a c h s f a c k e l n beſteckt; das Haus wird dadurch trefflich erleuchtet.

Das Theater D e l l a C o r d e iſt nur ein Marionettentheater; aber g u t e Marionetten ſehe ich lieber als Schauſpieler, die ſ c h l e c h t e Ma-

rionetten ſind. Da war unter andern ein allerliebſter Harlekin, der mich ſehr angenehm unterhalten hat, wenn ich gleich ſeine Volksſpäſchen nicht alle verſtanden habe. Nie werde ich ohne Lachen an die Scene denken, wo der alte Harlekin krank zu Bette lag, ſein Söhnlein, auch ein kleiner Harlekin, herein hüpfte, vom Vater auf das Bett gehoben, gehätſchelt, examinirt und mit guten Lehren, die zum Theil höchſt drollig waren, ausgeſteuert wurde. Auch Ballet tanzten dieſe Marionetten, und ſtellten unter andern ein groſſes Spektakelſtück vor: Die Befreyung Wiens. — Das Theater iſt ziemlich groß, mit zwey Reihen Logen, aber zu lang und ſchmal.

Alljährlich erſcheint zu Rom ein Theater-Edikt, welches ſehr ſtreng iſt, aber nicht befolgt wird. Den Theaterunternehmern wird darin angekündigt, daß, wenn ſie nicht ein Spektakel liefern, wie das Publikum zu fordern ein Recht habe, man, ohne irgend eine Entſchuldigung anzunehmen, dem Publikum Erſatz ſchaffen werde. Nun ſind aber ſämmtliche Spektakel zu Rom ſchlecht, ſehr ſchlecht; ich habe jedoch nicht gehört, daß von Seiten des Gouvernements irgend etwas dagegen verfügt worden wäre. — Der zweyte Punkt befiehlt, daß die Vorſtellungen nie nach zwey Uhr (italieniſchen Zeigers) anfangen ſollen, bey fünfzig Scudi Strafe. Die nähmliche Strafe ſollen die Unternehmer erlegen, wenn ſie Billete

um einen höhern Preis, als den feſtgeſetzten, verkaufen, ausgenommen an den beyden erſten Abenden. Man kann aber vor allen Theatern Billette um höhere Preiſe kaufen; ſie werden ſchon auf der Straße ausgeboten, obgleich abermahls bey fünf und zwanzig Scudi Strafe gebothen iſt, daß der Caſſirer ſie blos in ſeiner Botteghina veräußern ſoll. — Die Billetaustheiler ſollen, bey Vermeidung ſchwerer Strafe, ſich mit gebührendem Reſpekt gegen die Käufer betragen; ein einziger Zeuge iſt hinreichend, ihnen die angedrohte Strafe zuzuziehen. Laſſen ſie ſich gar Betrug zu Schulden kommen, ſo werden ſie d r e y m a h l gewippt (tre tratti di Corda), welches eine ganz vermaledeyte Knack ſeyn ſoll, die gar oft dem ſo Gezüchtigten den Gebrauch ſeiner Arme auf Lebenszeit raubt. — Der neunte Punkt unterſagt mit großem Ernſt alles, was gegen die guten Sitten läuft. Geſchieht dergleichen durch Schuld des Unternehmers, ſo wird ihm das Theater verſchloſſen; iſt es aber die Schuld der Sänger oder Tänzer, ſo werden ſie k ö r p e r l i c h beſtraft. Letztere beyde ſollen auch nie, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Gouvernements, eine Arie oder einen Tanz auf Verlangen des Publikums w i e d e r h o l e n, gleichfalls sotto le pene corporali a nostro arbitrio. Auch ihre Zänkereyen unter einander werden auf gleiche Weiſe beſtraft. (Es iſt merkwürdig, daß

die italieniſchen Artiſten noch ſo gewaltig unter dem Stocke ſtehen). Wer ſich mit Worten vergeht, wird ſogleich von der Geſellſchaft ausgeſtoßen. Wer ſich Thätlichkeiten erlaubt (wenn gleich ohne Waffen, alſo Ohrfeigen u. dgl.) der kommt auf zehn Jahre auf die Galeeten. Wer gar Waffen gebraucht, geſetzt auch, daß kein Blut vergoſſen würde, der rudert lebenslang; und fließt Blut, ſo wird er hingerichtet. — Wäre man bey uns ſo ſtreng, wie mancher deutſche Schauſpieler müßte rudern oder gar hängen! . . . .

Aber auch die Zuſchauer werden, gerechtermaſſen, in dieſem Edikt mit gleicher Strenge behandelt. Niemand ſoll durch andere einen Platz aufbewahren laſſen, oder mit ſeinem Hute belegen, bey Gefängnißſtrafe. Wer der Wache nicht gehorcht, wird gewippt. Wer Lärm macht, ſoll ſogleich herausgeführt werden. Würde dieſes heilſame Geſetz wirklich befolgt, ſo müßte man wenigſtens ein Regiment Soldaten dahinſchicken, um das ganze Publikum (den Herrn Gubernatore, der das Geſetz gab, an der Spitze) herauszuführen. — Keiner ſoll im Applaudiren die Grenzen des Anſtandes überſchreiten, und ſeinen Beyfall nie in einen vergognoso fanatismo ausarten laſſen, auch nie Wiederholungen verlangen. Das Misfallen ſoll Jedermann blos durch Schweigen ausdrü-

den, alles bey Gefängnißſtrafe und anderer körperlicher Züchtigung. Es wird dabey verſichert, daß man die kräftigſten Maßregeln genommen habe, die Widerſpenſtigen ſogleich zu arretiren. Das iſt aber nur eine Drohung, vor der ſich Niemand fürchtet. — Die Kutſcher draußen, die ſich ungebührlich verhalten, ſollen auf der Stelle gewippt werden, wenn auch nur ein einziger Soldat Zeugniß gegen ſie ablegt. — Trotz allen dieſen ſtrengen Geſetzen geht es in den italieniſchen Theatern doch nicht um ein Haar beſſer zu, als bey uns, ja oft weit ſchlechter.

52.

Beytrag zu einer Schilderung der Sitten in Rom.

Ein noch lebender italieniſcher Luſtſpieldichter, Nahmens Roſſi, aus Rom gebürtig, hat in einem Luſtſpiel, der engliſche Schuſter genannt, die Sitten ſeiner Vaterſtadt ſo treffend geſchildert, daß ich es für keine undankbare Arbeit halte, einige Züge daraus zu überſetzen, die zugleich äußerſt belehrend für Fremde ſind. Ein reicher engliſcher Schuſter, mit dem unausſprechbaren Nahmen Psotth, dem es eine Operntänzerin in London zu bunt machte, reiſet nach Italien, um zu ökonomiſiren. Sein Freund Flutt,

ein Schneider, der ſich zu Rom für einen Herzog ausgab, hat ihn daſelbſt an den Signor Rosbiff empfohlen, einen vorgeblichen Engländer, der den Antiquar ſpielt. Dieſer nimmt den Schuſter ſogleich in Beſchlag, ſtempelt ihn zum Mylord, und ſchröpft ihn unbarmherzig. Einen Lohnbedienten, Trialla, hat er ihm zugewieſen, der anfangs ſeinen Degen mitbringt, weil er noch nicht weiß, ob der Herr, den er bedienen ſoll, ganz oder halb vornehm iſt; im letztern Fall gedenkt er ihn ſelbſt als Antiquar zu begleiten, und im Wagen neben ihm zu ſitzen. Im erſten Fall läßt er ſeinen Degen in des Wirths Küche, und ſteigt hinten auf die Kutſche. Mit Rosbiff unter einer Decke ſpielen ein Graf Erneſto und deſſen Gemahlin Eugenia, die ſchon den Herzog Flutt in die vornehmen Spielgeſellſchaften einführte, und nun dem Mylord Psctth den nähmlichen Dienſt erweiſt. Zwar anfangs iſt die vornehme Dame ein wenig verlegen; ſie argwöhnt, daß der Herzog Flutt wohl eigentlich kein Herzog geweſen ſeyn möge, und fürchtet jetzt eine ähnliche Täuſchung. „Aber — ruft der Herr Gemahl — wozu die Skrupel? Rosbiff ſagt, er ſey ein Lord, und ſo müſſen wir es glauben.

Gräfin. Freylich; und Herzog Flutt war doch auf jeden Fall eine artige Perſon.

Graf. Und wie hülfreich wird dieß Jahr für uns werden. Denn, um die Wahrheit mit aller möglichen Decenz zu ſagen — dieſe Engländer ſind kluge Leute, ſehr kluge Leute. — Sollte Mylord ſchon einen Miethswagen haben? Wenn er zwey oder drey Monath in Rom bleibt, ſo wird unſere Equipage uns vor der Hand ganz unnütz, wir könnten die Pferde verkaufen. —

Gräfin. Nicht doch, Herr Gemahl, das wünſche ich nicht. Es ſieht ſo herrlich aus, wenn der leere Wagen des Fremden, mit angezündeten Fackeln, dem unſrigen folgt.

Graf. Ei, ich habe den Henker vom Ausſehn. Wir haben keinen Hafer geerndtet, und das Heu iſt ſehr theuer. Mir fällt etwas bey. Könnten wir nicht durch Rosbiff dem Lord unſern Wagen vermiethen, als ſey es ein Fiacre? Wenn man in der Stadt unſere Livree ſieht, wird man glauben, wir leihen ihm unſern Wagen. So hätten wir Ehre davon und ſtrichen auch Geld ein.

Gräfin. Die Idee iſt freylich ökonomiſch, aber ſie mißfällt mir nicht. Doch die Hauptſache — ein verſtecktes Geſchenk, wie wir mit dem Herzog Flutt es machten, haben ſie ſchon daran gedacht?

Graf. O dafür iſt mir nicht bange. Solche Leute kaufen immer irgend etwas, ein Kunſtwerk und dergleichen, das ſie hundertmahl theu-

rer bezahlen müſſen, als es werth iſt. Oben auf dem Boden ſtehen ja noch eine Menge alte Gemählde. —

Gräfin. Könnte man ihm nicht die groſſe zerbrochene Vaſe verkaufen, die ſchon längſt unten im Hofe alle Wagen am Umwenden hindert?

Graf. Lieber noch die beyden kleinen Säulen an unſerer Weinbergspforte, die jetzt blos dazu dienen, um es den Spitzbuben, die unſere Weintrauben mauſen, bequem zu machen. Ich glaube, ſie ſind von gutem Marmor, ſie ſind weiß. — Die Dame iſt alles zufrieden, und empfängt Mylord Schuſters erſten Beſuch, der ſich freylich ſehr ungeſchickt dabey nimmt. — Rosbiff läßt ſich auch willig finden, dem Lord des Grafen Equipage zu vermiethen, wofür der Graf fünf und zwanzig Zechinen monathlich empfangen ſoll. Freylich findet er den Preis zu gering, denn ſein Wagen iſt ganz vergoldet. Dann wird ausgemacht, daß der Graf ein altes zerriſſenes Gemählde in ſeinem Zimmer aufhängen ſoll, um dem Engländer vierhundert Zechini dafür abzuſchwatzen. Gern will er dem ehrlichen Unterhändler fünf und zwanzig Procent abgeben, aber dieſer begnügt ſich nicht unter funfzig. Der Graf iſt das endlich zufrieden, unter der Bedingung, daß Mylord auch noch eine Doſe von Moſaik kaufen müſſe, welche ſeine Frau neulich im Spiel für zehn Zechinen hat annehmen müſſen. Wenn

Mylord ihr fünf und dreyßig dafür giebt, ſo iſt die arme Frau zufrieden. — Unterdeſſen hat der Schuſter bereits einen prächtigen geſchnittenen Stein gekauft, den ihm ſein Lohnbedienter angeſchmiert hat. Rosbiff ärgert ſich darüber, ſagt, der Stein tauge nichts, erzählt hingegen, daß neulich ganz von ungefähr ein Bauer ihm einen auserleſenen Camee gebracht hat; ein außerordentliches Glück, weil man ſie nur ſelten mehr findet. Er will, daß Mylord dieſes Glücks theilhaftig werden ſoll, und fordert nicht mehr als ſeine Auslage, hundert Guineen, weil man unter Freunden nicht eigennützig ſeyn muß. Psettch mag ihn nicht. Als man ihm aber begreiflich macht, daß es zum guten Ton gehöre, einen ganzen und einen zerbrochenen Camee zu beſitzen, und daß ſein Freund Flutt es eben ſo gehalten, nimmt er ihn doch. — Der Graf läßt ſich von Rosbiff vierzehn Zechinen auf den Wagen pränumeriren, welche dieſer für funfzehn zu notiren verſpricht, weil auf den Vorſchuß etwas gewonnen werden müſſe. — Um den Lohnbedienten für ſein unberufenes Einmiſchen zu beſtrafen, überredet Rosbiff den Engländer, der Camee ſey zwar allerdings antik, doch keine alt-römiſche Arbeit, ſondern rühre offenbar von den Franken her, worauf der Schuſter den Stein zwar bezahlt, aber zurückgiebt. — Eine treffende Satyre ſind die Regeln, die Rosbiff nunmehr dem Schu-

ſter einprägt, wie er ſich bey Beurtheilung eines Kunſtwerkes verhalten ſolle. „Die Gemählde betreffend, ſagt er, loben Sie nur immer diejenigen, die am dunkelſten ſind. Von Statüen müſſen Ihnen diejenigen am meiſten gefallen, die am beſtaubteſten und verdorbenſten ſind. Aus eben der Urſache müſſen Sie auch jedes Gebäude bewundern, das in Trümmern liegt, oder eben einſtürzen will. Ueberhaupt, ſo bald ich ſage: das iſt antik; ſo machen Sie ein ernſthaftes Geſicht, betrachten Sie es ſehr aufmerkſam, brechen Sie von Zeit zu Zeit in Exklamationen aus, ſtellen Sie ſich ganz entzückt. Wer das Geſicht in Falten zu legen, einen geheimnißvollen Ton anzunehmen, und in einzelnen Silben zu ſprechen weiß, der gilt für einen Kenner.“ (Ich meine, ſie machen es in Deutſchland auch ſo.)

Als nun Rosbiff mit ſeinem Mündel zu dem Grafen kommt, hängt verabredeter Maßen, das zerriſſene Gemählde da. „O ſehen Sie! ſehen Sie! ruft Rosbiff aus: welch ein bewundernswürdiges Gemählde.“ — Ja, ſagt der Schuſter, es iſt ſchwarz genug. Wo war es denn aber dieſen Morgen?

Rosbiff. Der Graf zeigt es nicht Jedermann. Nur vor Fremden prahlen die Römer gern mit ihren Schätzen. Das Bild müſſen Sie kaufen.

Pfetsch. Immerhin, aber laſſen Sie das Loch vorher zunähen.

Rosbiff. Nicht doch, das giebt eben dem Bilde den Hauptwerth. Sie ſollen wiſſen, daß dieſes Loch von Einem mit der Fauſt hineingeſchlagen worden, weil er ſich in die ſchöne weibliche Figur verliebt hatte, und ſie nicht beſitzen konnte.

Der Engländer erklärt, der Kerl ſey eine Beſtie geweſen, man müſſe nicht gemahlte, ſondern lebendige Weiber lieben. Indeſſen iſt er Willens, das Gemählde für vier hundert Zechinen zu kaufen, und es wird ihm noch als eine beſondere Gnade angerechnet, daß man es ihm überläßt. Die Gräfin muß ſich endlich bey ihrem Gemahl dafür verwenden, der ſich höchſt ungern davon trennt. — In dieſer Scene ſchießt übrigens der gute Schuſter einen groben Bock. Die Gräfin fragt ihn nähmlich, ob er ſchon einige Merkwürdigkeiten von Rom geſehen? Er nennt das Coliſeum. — Wie gefällt es Ihnen? — O herrlich! wenn das erſt fertig ſeyn wird, das wird ein prächtiges Gebäude werden! Beſonders wenn man erſt die Löcher alle zugemacht, und das Ganze verweißt haben wird. — Im dritten Akt iſt der Zuſchauer wiederum Zeuge einer vertrauten Unterredung zwiſchen dem liebenswürdigen hochadelichen Ehepaare. Die Frau Gräfin will ſich dießmahl nicht mit der Hälfte der

Summe begnügen, welche für das Gemählde escroquirt worden. Der Herr Gemahl klagt ihr hingegen, daß Rosbiff bereits die eine Hälfte hinnehme, folglich für ihn gar nichts übrig bleiben würde. Sie habe ja noch andere Reſſourcen mit Mylord; ſie könne ihn Faro ſpielen laſſen, mit ihm moitié pointiren, und zugleich moitié in der Bank ſeyn; verliere der Engländer, ſo werde er ſo höflich ſeyn, allein zu bezahlen, und ſie werde mit dem Bauquier theilen; gewinne er hingegen, ſo nehme ſie den ganzen Gewinnſt. — „Wozu, ruft die Gräfin, mir einen Plan ſo weitläuftig auseinander ſetzen, den ich beſſer kenne als Sie? aber leider ſpielt Mylord nicht, er kennt keine Karte. — Uebrigens werden auch zwey hundert Zechinen für mich nur ein Tropfen Waſſer in einem Fluß ſeyn.“ — „Und für mich — erwiederte der Graf, ein Tropfen in einem Ocean.“ — Sie machen ſich Vorwürfe. Wer ſchafft das Geld herbey? — Ich, ſagt der Eine, ich, die Andere.

Graf. Das Gemählde iſt meine Waare

Gräfin. Das Gemählde iſt ein alter Teppich.

Graf. Was Teppich! es iſt von guter Hand.

Gräfin. Ja, von Scopa (ein Wortſpiel mit Beſen) — So geht der Zank ſehr

erbaulich fort, bis der Friſeur die Dame abruft.

Unterdeſſen hat der geadelte Schuſter ſich eine Rechnung ſeiner Ausgaben von dieſem einzigen Tage durch Rosbiff anfertigen laſſen, die ihm denn doch ein wenig allzuſtark vorkommt. Er zeigt ſie dem Lohnbedienten, der, noch erbittert wegen des alt-fränkiſchen Cameen, um ſich an Rosbiff zu rächen, ihm die Augen öffnet. Mylord lieſt: „Funfzig Zechinen monathlich für den Wagen."

Trialla. Koſtet nicht mehr als dreyßig.

Mylord. Funfzehn Zechinen für deinen Lohn.

Trialla. Davon bekomm ich nur die Hälfte, weil der Herr Antiquar die andere Hälfte für ſich behält.

Mylord. Zwanzig Zechinen für die Wohnung.

Trialla. Die können ſie für zwölf haben, ſo viel hat noch kürzlich ein Holländer dafür bezahlt. Aber freylich muß der arme Wirth acht Zechinen dem Herrn Antiquar abgeben.

Mylord. Drey Zechinen täglich für die Mahlzeit und zwey für den Wein.

Trialla. Dafür kann man ein halbes Faß kaufen.

Mylord. Vier hundert Zechinen für ein Gemählde von Correggio.

Tialla. Aber ſehen Ew. Excellenz denn nicht, daß das Bild von irgend einem Boden aus der Gallerie der Mäuſe genommen worden. Mit vierhundert Zechinen können ſie viertauſend ſolcher Lappen kaufen.

Mylord. Acht Zechinen Trinkgeld an die Bedienten des Grafen.

Hier bringt man ihm einen Brief aus London, er iſt von ſeiner noch immer geliebten Tänzerin, die ſich eines beſſern beſonnen, und ihm ſehr zärtlich ſchreibt, daß ſie künftig mit hundert Guineen monathlich ſich begnügen werde. Er berechnete ſogleich, daß er mit dem, was ihm der Aufenthalt in Rom monathlich koſten werde, ſeine Tänzerin fünf Monath unterhalten könne. Ueberdieß hat er Langeweile in Rom, die magere Gräfin gefällt ihm nicht; die Antiquitäten ſind alle zerbrochen; die beſten Gemählde ſind kohlenſchwarz; Rosbiff iſt zwar ein ehrlicher Mann, aber, ſeit Freund Flatt's Abreiſe, hat er ſich aufs Stehlen gelegt. — Alle dieſe Betrachtungen beſtimmen ihn, auf der Stelle Poſtpferde zu beſtellen, und zu großem Schrecken des vornehmen Raubgeſindels, über Hals und Kopf nach London zurück zu kehren. — Reiſende, die gern mit Rang und Geld prahlen, mögen ſich eine Lehre daraus ziehen, denn ich bin verſichert worden, daß die Geſchichte dieſes engliſchen Schuſters, bis auf einige Uebertreibungen,

eine ſehr alltägliche Geſchichte ſey. — Ein anderes Luſtſpiel von Roſſi: der erſte Opern-Abend, ſchildert die unſinnige Wuth der Römerinnen, an einem ſolchen Abend ja nicht ohne Loge zu bleiben, ſollten ſie auch ihre letzten ſilbernen Löffel deßhalb verſetzen, oder junge reiche Gimpel an ſich ziehen, die für ſie bezahlen müſſen.

53.

Miscellen. Einzelne Bemerkungen.

Wenn der Fremde von Neapel nach Rom zurückkehrt, ſo iſt ihm nichts auffallender als die Oede und Stille in allen Straßen. Wenn er in der Straße Toledo zu Neapel beſtändig mit beyden Armen ſich Platz machen mußte, ſo kann er hier im Tor ſo ganz gemächlich wandeln. Auch das abſcheuliche Geſchrey der Neapolitaner fällt ihm hier nicht mehr beſchwerlich. Das große Rom ſcheint durch eine Peſt entvölkert zu ſeyn. — Man zählt hier hundert und zwanzig Mönchs- und ein und fünfzig Nonnenklöſter! — Anfangs thut die Stille doch recht wohl. Man wird in Neapel allzubetäubt von dem unaufhörlichen Lärm. — Mit noch größerm Vergnügen bemerkt man nunmehr die Reinlichkeit der Stadt. Ja, man lache mich nicht aus, im Vergleich mit Neapel

iſt Rom wirklich eine r e i n e Stadt; und wer nicht bis dorthin vordrang, der weiß noch gar nicht, wie hoch die Liebe zum S c h m u t z getrieben werden kann. — Freylich findet man auch hier an gar vielen Mauern angeſchrieben: Immondezzaio, das heißt, ein Platz, auf dem es Jedermann erlaubt iſt, ſeinen Unrath zu werfen, eine Erlaubniß, die auch häufig genug benutzt wird. Aber es ſind doch immer nur P l ä t z e, und ſie mögen ſo nahe aneinander liegen, als ſie immer wollen, ſo ſind die kurzen Zwiſchenräume wenigſtens rein. In Neapel hingegen ſollte man an das T h o r ſchreiben: Immondezzaio; denn die g a n z e S t a d t iſt ein Kloak.

Die gemeinen Weiber tragen hier im Winter immer ein Henkeltöpfchen mit ſich herum, in welchem glühende Kohlen liegen. Sie wärmen die Hände darüber, ja ſie ſehen oft nicht aus dem Fenſter, ohne dieſes Töpfchen vor ſich heraus zuhalten. Das Sonderbarſte iſt, daß ſie es marito (Ehemann) nennen. Ob das ein Kompliment oder eine Satyre auf die Ehemänner ſeyn ſoll, habe ich nicht erfahren. Vielleicht finden die Römerinnen nur in ihren Kohlentöpfen, was ſie von ihren Männern begehren, — W ä r m e.

Die

Die Augen- und Zeichenſprache iſt überall in Italien, am meiſten in Rom gebräuchlich und zu großer Fertigkeit gebracht worden. Man kann darüber in Kirchen und Geſellſchaften ſehr luſtige Bemerkungen anſtellen. Ein Liebhaber wird ſich ſelten der Geliebten nähern, aber er unterhält ſich aus der Ferne mit ihr, ſie führen die lebhafteſten Geſpräche mit einander, ohne daß ein Uneingeweihter eine Sylbe davon verſteht, oder auch nur einmahl merkt, daß ſie ſich unterhalten. Mit der offenen Hand bis über das Kinn fahren und dann mit ein paar Fingern über den Mund ſtreichen, heißt: du biſt hübſch, ich möchte gern mit dir reden. Wenn die Dame das letzte Zeichen einfach nachmacht, ſo willigt ſie in die Unterredung; hängt ſie aber, nachdem ſie über den Mund geſtrichen, noch eine kleine fächelnde Bewegung der Hand daran, ſo heißt das: geh deiner Wege, ich mag nicht. Oft redet ſie auch auf ſolche Weiſe, indem ſie faſt ganz unmerklich mit der Spitze des Fächers über den Mund fährt, und dann den Fächer ſanft ſinken laßt. Das heißt: ja, ich habe nichts dagegen. Die vornehmſten Damen benehmen ſich noch feiner; ſie beugen ſich blos langſam mit dem halben Leibe vorwärts, werfen dann einen Blick auf den Jüngling, der ihnen gefällt, und ziehen ſich wieder zurück. Ueberhaupt machen ſie alle Zeichen, ohne den Mann ihrer Wahl dabey anzuſehen. Erſt wenn das Zeichen gemacht

iſt, laſſen ſie einen flüchtigen Blick auf ihn fallen, und das iſt genug. — Mit der Hand winken heißt in Deutſchland: komm her, in Italien blos: ich grüße dich. Ein Fremder, der das nicht weiß, geht natürlich oft auf den Winkenden zu, und meint, er wolle ihm etwas ſagen. Dieſe Art zu grüßen kleidet hübſche Damen ganz allerliebſt. Mit der umgekehrten Hand winken, heißt bey uns: geh fort, in Italien: ich werde gleich zu dir kommen. Oft ſieht man auf beyde Arten hintereinander winken, das heißt: ich grüße dich jetzt und werde nachher gleich zu dir kommen. Den Fächer ſanft ausbreiten, ein wenig nachdenkend darauf blicken, und mit dem Finger eine Bewegung drüber hin machen, heißt: ſchreibe mir. Mit der umgekehrten Hand über die Achſel hinüber winken, heißt: geh, ich glaube dir nicht. Den Augenwinkel an der Naſenwurzel mit dem Zeigefinger abwärts ziehen, und dabey ein wenig mit dem Kopfe nicken, heißt: das iſt ein ganzer Kerl, der Haare auf den Zähnen hat. — Es wird hier zuweilen auf dem Theater ein Intermezzo, eine Art von Farce, gegeben, in welches die ganze Zeichenſprache der Römerinnen verwebt iſt, und welches daher, beſonders für Fremde, ſehr intereſſant ſeyn muß. — Ich kann über dieſen Gegenſtand nichts weiter ſagen, und überlaſſe es jüngern Reiſenden als ich bin, dieſe vor-

treffliche Sprache gründlich zu ſtudieren. Nur glaube ich die wichtige Bemerkung dabey gemacht zu haben, daß die weit vorzüglichere Augenſprache dabey verloren geht, oder wenigſtens in der Kindheit bleibt. Die Römerinnen verlaſſen ſich blos auf ihre Zeichen, die deutſchen Schönen auf ihre Augen, und mich dünkt, ſie haben es ſo weit darinnen gebracht, daß ihnen der Mangel einer Zeichenſprache gar nicht fühlbar wird.

Die Volksbetteley iſt in Rom auch weit erträglicher als in Neapel. Man findet zwar Bettler genug, beſonders um die Kirchen, aber ſo nackend, ſo heulend, ſo unverſchämt ſind ſie doch bey weitem nicht. Von verhüllten Damen in ſeidenen Kleidern, bin ich nie, wie dort ſo häufig geſchah, um Allmoſen angeſprochen worden. In der Straſſe Condotti ſitzt gewöhnlich ein dicker Mann, mit einer luſtigen, glücklichen Phyſiognomie, der die Vorübergehenden jovialiſch lächelnd um eine Gabe anredet, und dieſer neuen Art zu betteln wirklich reichliche Gaben verdankt. Giebt man ihm nichts, ſo zuckt er ganz freundlich die Achſeln, und ſagt: pazienza! Speiſt man ihn mit der Ausrede ab, daß man keine kleine Münze bey ſich habe, ſo erwiedert er, abermahls ſehr freundlich, la mia disgrazia, (mein

Unſtern). Man behauptet, er gebe den Bettlern Roms alle Jahr einen Schmaus, und das traue ich dieſem luſtigen Geſichte wohl zu. — Die vornehme Betteley hingegen iſt wo möglich hier noch unverſchämter, als in Neapel. Nicht genug, daß die Bedienten der Großen, in deren Häuſer man etwa eingeführt worden, gleich am andern Morgen ihr Trinkgeld begehren; auch ſogar, wenn ein vornehmer Herr ſeine Schuldigkeit gethan, und dem Fremden eine Gegenviſite gemacht hat, läßt ſich gleich darauf ſeine Familie anmelden, das heißt, ſeine Bedienten, und verlangen Geld für die Ehre, die dem Fremden durch einen ſolchen Beſuch wiederfahren ſeyn ſoll. Alles Dienſtvolk wird hier äußerſt karg beſoldet, und von der Herrſchaft blos auf dieſe Nebeneinkünfte angewieſen, die es ſogar, in manchen Häuſern, der Herrſchaft berechnen und mit ihr theilen muß!!! — Elende Betteley! der Fremde muß die Bedienten der hieſigen Großen beſolden! — In Deutſchland geſchieht hie und da etwas ähnliches, beſonders mit dem Kartengelde. In Hamburg muß man auch das Mittageſſen, zu welchem man eingeladen worden, dreydoppelt bezahlen! — Wann wird man endlich einen ſolchen empörenden Unfug abſchaffen! — Hier in Rom thut ein Fremder überhaupt beſſer, gar keine Geſellſchaften zu beſuchen; er findet da doch nichts als Spiel und Langeweile; höchſtens dann und

wann ein wenig Muſik. Will er die Principeſſa Ceſarini ſehen — die hier, wie Madame Recamier in Paris, im Rufe der höchſten Schönheit ſteht, — ſo kann er das auch auf dem Corſo thun, auf dem die römiſchen Damen ſich täglich zu gewiſſen Stunden von zwey Pferden herumziehen laſſen. Auf dem Platze del popolo halten die Wagen, die begünſtigten jungen Herren nahen ſich, ſpringen auch wohl auf den Wagentritt, und ſchwatzen mit den lächelnden Damen, die man bey dieſer Gelegenheit nach Herzensluſt angaffen mag.

Auf das Lottoſpiel ſind auch die Römer gewaltig erpicht. Im Sommer verſammelt ſich der Pöbel bey fünfzigen und bey hunderten, gegen Mitternacht bey einer Kirche, deren Nahme mir entfallen iſt. Hier plaudern ſie mit einander ſehr lebhaft, bis die Uhr zwölfe ſchlägt. Mit dem erſten Glockenſchlage wird Alles mäuschenſtill, und mit dem letzten ſetzt ſich der ganze Haufe in Bewegung, und zieht betend zum Thore hinaus, nach einer dort gelegenen Kirche, wo er mit gläubigem Herzen die heilige Jungfrau — um Glück im Lottoſpiel anfleht.

Den Diebſtahl halten die Römer für ein Laſter, nicht aber den Mord für ein Verbrechen.

Mit einem Diebe ſchämen ſie ſich umzugehen, einen Mörder nennen ſie poverètto; und helfen ihm gern durch. Das Waffentragen iſt hier zwar auch verboten, aber bey weitem nicht ſo ſtrenge, als in Neapel, daher die Messerſtiche auch noch ziemlich häufig vorfallen. Doch hat man ſeit mehreren Jahren kein Beyſpiel, daß ein Fremder ſey umgebracht worden. — Die Transtevériner (jenſeits der Tiber Wohnenden) zeichnen ſich noch immer durch Wildheit und Verwegenheit aus. Vor nicht langer Zeit ging ein großer Haufe derſelben zu Weine außerhalb den Thoren Roms. Sie zechten brav. Bey ihrer Heimkehr hatten ſie ſich getheilt, der eine Haufe war etwas früher in die Stadt zurück gekommen, und in ein Kaffeehaus getreten, wo er Erfriſchungen zu ſich nahm. Der andere folgte ſpäter, that daſſelbe, verließ aber das Kaffeehaus früher, ohne die erſten zu grüßen. Sogleich fanden ſich dieſe beleidigt, vom Schimpfen kam es zu Schlägen, von Schlägen zu Steinwürfen, von Steinwürfen zu Meſſerzucken, ja, viele holten Flinten aus ihren nahen Wohnungen. Mehrere blieben todt auf dem Platze, viele wurden ſchwer verwundet nach Haus getragen. Die Sbirren wagten nicht ſich darein zu miſchen. Nur erſt, nachdem alles wieder ſtill geworden war, ſuchten ſie die Rädelsführer einzeln zu fangen. Einer, an deſſen Haus ſie bey nächtlicher Weile klopften, fragte aus dem

Fenſter, wer unten ſey? — Die Diener der Gerechtigkeit! war die Antwort. — Verzieht nur einen Augenblick, rief er herab, ich komme gleich. — Er kam auch, mit ein paar Piſtolen bewaffnet, öffnete die Thür, ſchoß auf der Stelle einen Sbirren todt, und verwundete den andern tödtlich, worauf er ſelbſt von einem Streich getroffen, ſterbend zu Boden ſtürzte. — Es hilft nichts, daß ſelbſt kleinere, unbedeutende Händel ſogleich mit der Corde beſtraft werden, welches in der That eine unmenſchliche Marter iſt. Man wippt nähmlich den Verbrecher, indem man ihm die Arme aus den Achſelgelenken windet, ſo daß er ſich derſelben oft in ſeinem ganzen Leben nicht wieder bedienen kann. — Das in Neapel ſo ſehr häufige Spiel, wo man einander die Finger ins Geſicht zu werfen ſcheint, ſah ich hier nie auf den Straßen, weil es der vielen dadurch entſtehenden Händel wegen, beſonders bey Nachtzeit, ſcharf verbothen iſt. Die Römer ſollen Meiſter darin ſeyn. Ein Fremder, den ſie nur ein halbes Dutzendmal die Finger ausſtrecken ſahen, verliert immer gegen ſie, denn ſie merken ihm nicht allein augenblicklich ab, welche Fingerzahl er gewöhnlich auszuſtrecken pflegt, ſondern ſie haben auch einen ſo geübten Blick, daß ſie ſchon an der leiſeſten Bewegung die Handmuskeln ſehen, welche er eben ausſtrecken wird, und dann, mit der ſchnellſten

Beſonnenheit, ſogleich ihre eigene Fingerzahl dar- nach einrichten.

Bis nach Rom wandern in den fröhlichen Weihnachtstagen die Sackpfeifer aus dem König- reich Neapel, und verſcheuchen mit ihrem Gedu- del, wie dort, den Morgenſchlummer jedes Frem- den. Am heiligen Abend gewähren die Straßen einen lachenden Anblick. Außer den Buden mit Kinderſpielzeug (welche denen in Berlin weit nach- ſtehen) ſind beſonders alle Viktualienbuden recht ſeltſam und bunt ausgeputzt. Da auch der ärmſte Italiener in den Feſttagen einen calecut- ſchen Hahn eſſen muß, ſo ſieht man dieſe Vögel bey vielen tauſenden gerupft da hängen, und faſt alle haben Citronen im Schnabel. Das Rind- und Kalbfleiſch iſt mit Gold- und Silberſchaum belegt, auch wohl mit Bändern geſchmückt. — Hunderte von Würſten ſind an einander gereiht, und wie Guirlanden aufgehängt; dazwiſchen iſt in papiernen Duten die weiße ricotta abſtechend geordnet. Sogar auf die Spitze jedes Pinien- Apfels hat man Citronen geſteckt, und die Pi- nien wie kleine Pyramiden vertheilt. Statt der Fichtenbäumchen, welche die nordiſchen Märkte zieren, ſind hier kleine Lorbeerbäumchen, an welche man Orangen und Citronen gebunden hat. Das Ganze ſieht recht fröhlich aus. — In

der Weihnachtsnacht iſt viel Lärm auf den Straſſen. Die Bauern aus der umliegenden Gegend verſammeln ſich ſchon Abends in der Kirche Maria Maggiore, deren ſchöne weiße Säulen zu dieſer Feſtlichkeit durch rothen Damaſt bekleidet werden. Tauſende von Lichtern erhellen die prächtige Kirche. Da aber erſt gleich nach Mitternacht die große Meſſe geleſen wird, ſo werden natürlich die Bauern, die manchmahl weit herkommen, müde und ſchläfrig, fallen und ſinken in den Winkeln und Säulengängen übereinander, lehnen ſich an die Grabmähler, ſchlafen recht herzlich ein, und bilden, bey der zauberiſchen Beleuchtung, herrlich-mahleriſche Gruppen. Auch kenne ich Künſtler, die dieſe Nacht nie verſäumen, in der Kirche zuzubringen, und immer des Morgens, mit neuen Ideen bereichert, ſie verlaſſen. Noch etwas anderes lockt Künſtler und Nichtkünſtler dahin: die ſchönſten Mädchen und Frauen, die vornehmſten wie die geringſten, wallen um Mitternacht hieher, um — durch die täuſchende Beleuchtung noch ſchöner zu ſcheinen. Man kann hier Formen ſtudiren, und Intriguen zu Erſchaffung neuer Formen anknüpfen. — Wenn endlich das Glöcklein läutet, ſo taumeln die Bauern ſchlaftrunken auf, die Schönen nehmen eine andächtige Miene an, das Chriſtuskind iſt geboren, und wird in einer prächtigen ſilbernen Wiege, die in der That ein Kunſtwerk iſt, auf den Hochaltar

geſetzt; wobey die Unſchicklichkeit vorfällt, daß ein paar gemeine Kerls auf den Altar klettern, und ſehr lange mit ihren plumpen Füßen darauf herum trampeln, ehe ſie die Wiege in gehörige Ordnung gebracht haben. Es brennen eine gewaltige Menge Lichter darum, und zu beyden Seiten ſtehen vier Männer von der päbſtlichen Schweizergarde. Außer dieſer ſilbernen Wiege, ſoll die Kirche auch die wirkliche Wiege des Heilands verwahren.

Vom erſten Feyertage an ſind mehrere ſogenannte Präſepien oder Krippen in Rom zu ſchauen, nähmlich die Geburt Chriſti mit Puppen dargeſtellt. Sie ſind meiſtens in Kirchen; ich habe ſie alle geſehen und es iſt Kinderey damit. Vor einer derſelben ergötzte mich ein Knabe, der mit gewaltigem Pathos und großen Geſtikulationen, aber ſo ſchnell, daß man kaum ein Wort verſtehen konnte, die Geſchichte von Mariens Niederkunft dem Volke erzählte. — Eine einzige dieſer Krippen zeichnet ſich alle Jahr außerordentlich aus, und iſt wirklich als ein Kunſtwerk zu betrachten. Sie heißt della Regola, ich glaube von der Straße, in welcher ſie befindlich iſt. Ein frommes Genie verfertigt ſie jährlich, durch fromme Beyträge unterſtützt, und ſtellt ſie auf ſeinem platten Dache ſo ſchön auf, daß der beſte Dekorateur es ihm ſchwerlich gleich thun würde. Das Ganze iſt von einigen Brettern und Kork-

holz und Pappen zuſammen geſetzt. Im Vorgrunde iſt der Stall ſelbſt, mit allem was dahin gehört, der aber, wegen der zu großen Nähe, die geringſte Wirkung thut. Blickt man hingegen über und neben dem Stalle hinaus; ſo ſieht man die ſchönſte belebteſte Landſchaft, ferne Gebirge, deren Rücken Städte und Dörfer tragen, nähere Bauernhäuſer, Viehweiden, Felder, Ströme u. ſ. w. Die Täuſchung iſt ſo groß, daß ich, troz meines trefflichen Geſichts, lange nicht glauben wollte, ſie ſey durch Kunſt hervorgebracht; ich hätte darauf geſchworen, ich ſähe über das Dach hinaus ins freye Feld, und der Mann habe nur die fernen Gebirge ſo klüglich zu benutzen gewußt, daß ſie ſeiner artigen Spielerey zum paſſenden Hintergrunde dienten. Aber der geſchmeichelte Künſtler führte mich ſelbſt hinaus auf das Dach, und da ſah ich erſtaunt, mit welchem geringen Aufwand dieſe Zauberey hervorgebracht war. Der Strom, den ich kurz vorher naß und fließend erblickte, war nichts als ein gemahltes, ſchreg gelegtes Brett; eben ſo die Gebirge, die mir meilenweit entfernt geſchienen hatten, und die nun ein paar Schritte von mir ſich an einen Schornſtein lehnten. — Die Mühe, dieſes kleine Kunſtwerk zu ſchaffen, iſt bloß eine Handlung der Frömmigkeit. Man bezahlt nichts für die Entree. Selbſt die Wache, die uns durch das zuſtrömende Volk Platz machte, und der wir eine

Kleinigkeit in die Hand ſtecken wollten, verbat ſich die freywillige Gabe, erinnerte uns aber ganz höflich, unſere Hüte abzunehmen.

Der Scherbenberg (monte testaccio) ſoll aus allen den Scherben entſtanden ſeyn, welche ſeit Tarquins Zeiten, die hier herum wohnenden Töpfer auf einen Haufen tragen mußten, um nicht den Fluß dadurch zu verunreinigen. In der That begreift man kaum, wie ein ſo gewaltiger Hügel aus lauter Scherben könne entſprungen ſeyn. Das Faktum iſt aber richtig, es ſey nun damit auf die eben erzählte Weiſe zugegangen, oder nicht. Er iſt jetzt zur phyſikaliſchen Merkwürdigkeit geworden, durch die außerordentliche Kühlung, die er im Sommer gewährt, mittelſt der Luft, wie man behauptet, die zwiſchen den Scherben eine ſolche Temperatur annimmt. Es ſind die herrlichſten Weinkeller darinn, folglich ſammeln ſich auch die Menſchen, beſonders im Oktober, um den kühlen Wein zu genießen. Man ſieht dann eine Menge Tiſche unter den Bäumen aufgeſchlagen, um welche fröhliche Zecher ſitzen. Die Tiber entlang wird die Saltarella getanzt. Mit einbrechender Nacht geht, wer ſeine Ruhe liebt, nach Hauſe, denn alsdann pflegt es ein wenig bunt herzugehen, und Meſſerſtiche ſind nichts ſeltenes. Der Kirchhof der Proteſtanten iſt nur durch eine mit Bäumen beſetzte Wieſe von dem Scherbenberg getrennt.

Der Tag vor dem Feſte der heil. drey Könige, wird von dem römiſchen Volke eben ſo fröhlich begangen, als in Oberſachſen der Weihnachtsabend. Alle Obſt- und Zuckerbuden ſind dann herrlich aufgeputzt, und zwar unter dem Vorſitz eines Popanzes, eine Art von Knecht Ruprecht. Bald iſt es eine Puppe mit gräßlicher Larve und feurigen Augen, bald ein lebendiger, vermummter Menſch, der allerley Spaß treibt. Zu den ſeltſamen, aber gewöhnlichen Späßchen, deren Urſprung ich wohl wiſſen möchte, gehören Strümpfe mit Orangen und andern Früchten voll geſtopft. Dieſe ausgeſtopften Strümpfe ſieht man überall hängen, zuweilen ſind auch Briefe mit Stecknadeln daran befeſtigt. Liebhaber beſchenken ihre Geliebten mit ſolchen Strümpfen, die übrigens mir nicht einmahl neu zu ſeyn ſchienen. — In großen Buden wird noch mehr Aufwand gemacht. Da ſtehen und ſitzen Puppen ſo groß als zwölfjährige Kinder, und ſcheinen ſich mit einander zu unterhalten; eine jede hat von Früchten ſtrotzende Strümpfe an ihrer Seite hängen. Die Zuckerbecker wetteifern mit denen in Berlin in künſtlichen Darſtellungen, übertreffen dieſe nicht ſelten, beſonders auch in der Wahl des Gegenſtandes. Denn wenn ich in Berlin nur Szenen aus der Donaunymphe, oder etwas dergleichen erblickte, ſo war es hier der Brand von Troja, der Tod

des Marcus Antonius, die Entdeckung von Amerika; lauter erhabene Süjets, die gewöhnlich einen Raum von zehn bis zwölf Schritt Länge und ein paar Schritt Breite einnahmen; die Bühne nicht ſelten auf das täuſchendſte gemahlt, dekorirt und beleuchtet; die kleinen Figuren ſinnreich gruppirt und in Handlung geſetzt, auch meiſtens richtig gezeichnet, wenigſtens für den Effekt. — Man kann denken, welch' ein Gedränge und fröhliches Gewimmel um dieſe Buden iſt. Dennoch fährt die vornehme Welt, der Bequemlichkeit des Volks nicht achtend, in langen Reihen durch die mit Menſchen eben ſo voll gepfroften Straßen, als die Strümpfe mit Orangen, hält auch wohl ſtill vor den Buden, und verurſacht dadurch in der That ein gefährliches Drängen. Ich ſelbſt habe zwar dieſen Unfug mitgemacht, bekenne aber, daß, wenn ich Gouverneur von Rom wäre, ich es nicht dulden würde. — Einem Nordländer, der an ewigen Zugwind gewöhnt iſt, fallen bey dieſer und mehrern Gelegenheiten die vielen tauſend Lampen auf, die ohne Schirm auf den Straßen brennen, und doch nie vom Winde ausgelöſcht werden.

Der Spaniſche Platz, auf welchem ich gewohnt habe, ſteht, kraft eines ſeltenen Herkommens, unter der Polizey des Spaniſchen Geſandten, deſſ

ſen Pallaſt hier befindlich iſt. Hat man ihn zum Freunde, ſo kann man auf dieſem Platze nach Belieben treiben, was man will; kein Sbirre darf es wagen, Hand an den Verbrecher zu legen, der ruhig da ſteht, und die Diener der Gerechtigkeit höhnt und neckt. Auch ſelbſt dann, wenn der ſpaniſche Geſandte den Verbrecher nicht ſchützen will, gewinnt dieſer wenigſtens durch die ſaubere Einrichtung ſo viel Zeit, daß er ganz bequem auf eine ſichere Retirade denken kann. Denn da müſſen erſt die Untergerichte an die Obergerichte rapportiren, und die Obergerichte müſſen den Gouverneur benachrichtigen, und der Gouverneur muß die Sache zur Kenntniß des Staatsminiſters bringen, und der Staatsminiſter muß eine ſchriftliche Note deshalb an den ſpaniſchen Geſandten machen, und der ſpaniſche Geſandte muß ſchriftlich darauf antworten. — Man begreift leicht, daß unterdeſſen der Mörder ganz gemächlich entwiſcht. Vor einem oder zwey Jahren empfing ein Unglücklicher hier einen Meſſerſtich, ſtarb an der Straßenecke, und ſeine Leiche lag vom Morgen bis zum Abend auf der Straße, ehe die gewöhnlichen Formalitäten verſtatteten, ſie wegzuſchleppen. — Auch die ſchmiegſamen Jungfrauen dürfen auf keinem andern Platze in Rom ihr Weſen treiben, auch ſie ſtehen unter ſpaniſchem Schutze; daher wohnen ſie auch alle in den Häuſern hier herum, und der Platz

wimmelt von ihnen, ſo bald es Abend wird. Es iſt höchſt komiſch, oder auch höchſt unanſtändig, den gravitätiſchen Spanier zu ſehen, und ſich ihn als oberſten Schutzherrn der ſchmiegſamen Jungfrauen denken zu müſſen. — Auch der kaiſerliche Miniſter hatte auf dem Platze, welcher ſeinen venetianiſchen Pallaſt umgiebt, gleiche Rechte, doch ſeine weiſere Regierung entſagte ihnen ſchon längſt. — Iſt es nicht eine ungeheure Albernheit, fremden Mächten zu erlauben, in einer Stadt, wie Rom, eine eigene Gerichtsbarkeit auszuüben? und durch die Unverletzbarkeit ihrer Diſtrikte gleichſam zu Verbrechen aufzumuntern? — Pius VI. hat viele ſogenannte Aſylen in und vor Kirchen aufgehoben, und ſeitdem hat ſich die Anzahl der Mordthaten beträchtlich vermindert. An großen Feſttagen ſieht man auch von früh bis in die Nacht Patrouillen durch die Stadt reiten. Das hinderte aber doch nicht, daß am Neujahrstage bey der Fontaine de Trevi zwey Menſchen erſtochen wurden. — Je beſſer der Wein gerathen iſt, ſagen die Römer ſelbſt, je häufiger ſind die Mordthaten.

Der Römer verſäumt keine Gelegenheit, irgendwo religiöſe Ideen anzubringen; ſo enthält ſogar das Poſtbüchlein Meß- und Reiſegebethe. Sonſt iſt aber alles darinn fehlerhaft; denn faſt

keine

keine einzige Station iſt richtig angegeben, und beſonders auch Nachrichten aus fremden Ländern ſind mit der komiſchſten Unwiſſenheit verſtümmelt. Von den ruſſiſchen Münzſorten heißt es zum Beyſpiel: „Dort wird ein längliches Stück Silber geſchlagen, welches man Copia nennt, deren vier und ſechzig einen deutſchen Reichsthaler ausmachen. Eine andere Münze heißt Denga, und vier derſelben gelten eine Copia; zehn Copien machen eine Geuina.“ — Welcher Ruſſe wird hier ſeine Münzen erkennen? — Ferner heißt es: in Moscau gelten die deutſchen Reichsthaler, welches unwahr iſt. — In Deutſchland giebt es, dieſem Büchlein zufolge, nur eine Goldmünze, nähmlich ungariſche Dukaten, und von Silbermünze nichts als Thaler, Gulden, und Fufenzini (ſollen vermuthlich Funfzehner ſeyn.)

Man hält gewöhnlich Neapel für wohlfeiler als Rom; ich habe es umgekehrt gefunden, obwohl ich in dem theureſten Wirthshauſe gewohnt habe. Ein Quartier, von der nähmlichen Beſchaffenheit wie in Neapel, iſt in Rom um ein ganzes Drittel wohlfeiler. Daſſelbe gilt von der Equipage. Die Tafel hält an beyden Orten ſo ziemlich gleiche Preiſe. Die Lohnlakayen ſind Spitzbuben, hier wie dort. Putzwaaren ſind in

Rom theurer und geſchmackloſer als in Neapel. Guten, trinkbaren Tiſchwein findet man leichter als dort, denn man bezahlt den vortrefflichen Florentiner, der dort gar nicht zu haben iſt, etwa mit acht Groſchen die Bouteille. Das Zugemüſe iſt ſehr ſchmackhaft. Broccoli, Kohl, Kohlrabi und vorzüglich Zwiebeln, habe ich nirgends beſſer gegeſſen. Man kocht die letztern hier ganz zum Rindfleiſch, ſie ſind lieblich ſüß, und thun weder auf das Geſchmaksorgan, noch auf den Magen irgend eine von den unangenehmen Würkungen, die ich ſonſt wohl daran kannte. Das Brod könnte beſſer ſeyn. Die Maccaroni werden aus Neapel verſchrieben; man behauptet, ſie könnten nirgends ſo gemacht werden. Doch ſind auch dort nicht alle Fabriken von gleicher Güte; oft fand ich ſie ſandig. Seefiſche giebt es hier eben ſo häufig wie dort, auch dieſelben Gattungen, nur nicht ſo friſch, da ſie aus den nächſten Häfen herbeigeführt werden müſſen. Von Fleiſchſpeiſen iſt das Geflügel am beliebteſten, nur Gänſe werden auch hier ſehr wenig gegeſſen. Zu den meiſten Suppen wird geriebener Käſe gegeben. Doch der gerühmte römiſche Blumenkäſe (Caseo di fiore) iſt, trotz ſeines ſchönen Nahmens, eine ſehr unſchmackhafte Speiſe. Er gleicht einem zähen, friſchen Ziegenkäſe. Das Alter ſoll ihn verbeſſern. Unſtreitig der beſte Käſe in Italien, und vielleicht in Europa, iſt der

ſogenannte Strachino di Milano. — Kaffee und Zucker ſind gewaltig theuer. Ein Pfund guter Kaffee koſtet über achtzehn gute Groſchen. Für drey Portionen Kaffee, mit einigen Butterſchnitten, habe ich täglich faſt anderthalb Thaler bezahlen müſſen.

Es iſt eine allgemein angenommene Meinung im Norden (und ich ſelbſt habe es lange geglaubt), daß die alten Römer einen ganz beſongern Mörtel zu machen verſtanden hätten, daß bloß deshalb ihre Gebäude ſo dauerhaft geweſen, daß aber dieſe Kunſt verlohren gegangen ſey. Dem iſt nicht alſo. Die Römer verfertigten ihre Mörtel gerade ſo wie wir, aber ihr Sand iſt von einer weit tauglichern Beſchaffenheit dazu, als der unſrige. In Norden muß man die neuen Mauern vor der Näſſe verwahren, wenn man nicht will, daß ſie auseinander fließen ſollen; hier iſt es gerade umgekehrt. Soll eine Mauer die größtmögliche Feſtigkeit erhalten, ſo begießt man ſie fleißig mit Waſſer, dann wird bald ein einziger Stein daraus, und wenn ſie zerſtört wird, ſo fällt ſie nicht in kleinen Brocken, ſondern in großen Maſſen von einander, die wie Felſenſtücke herum liegen. Darum wird auch dieſer Sand jetzt weit und breit als Ballaſt

verführt. — Die alten Römer verſtanden aber allerdings eine Kunſt, die verlohren gegangen iſt, nähmlich mit Quaderſteinen ohne Mörtel ſo zu bauen, daß die Steine auf einander geleimt ſchienen. Kunſtverſtändige glauben würklich, ſie haben die Steine nicht bloß behauen, ſondern auf irgend eine Art gleichſam geſchliffen, und dadurch die Cohäſion zum Erſtaunen vermehrt.

Einer päbſtlichen Wachtparade beizuwohnen, ſollte Niemand verſäumen, denn etwas Drolligeres in dieſer Art bekommt man nie wieder zu ſehn. Etwa dreyhundert Menſchen in braunen Kitteln ſtehen, ſo ziemlich nach Belieben, der Säule Antonins gegenüber; ſie haben Flinten, die ſie gleichfalls nach Belieben halten. Die Feldmuſik probirt ihre Inſtrumente, jeder bläſt ſein eigenes Stückchen. Die Officiers ſpazieren auf dem Platze herum, alle nach Belieben gekleidet. Selbſt von den Dienſtthuenden trug einer Uniform, der Andere einen Oberrock, bey dem einen war der Säbel drüber, bey dem andern darunter geſchnallt. Der eine hatte Stiefeln, der andere Camaſchen, der Adjutant ſogar Pantalons, aus welchen weiße Zwirnſtrümpfe und Schuhe mit ſilbernen Schnallen hervorragten. Endlich wird exerciert, das heißt: die dreyhundert Menſchen werfen ihre Flinten nach Belie-

ben hin und her. Zuletzt wird auch marſchirt, dann hat der Jammer den höchſten Gipfel erreicht. Nicht zwey Füße ſieht man zu gleicher Zeit heben oder niederſetzen, und jedes Glied ſcheint den Beweis führen zu müſſen, daß eine krumme Linie länger iſt als eine gerade. Muſikanten und Soldaten bemühen ſich um die Wette, den Takt zu erwürgen.

Der Bogen Conſtantins iſt nun auch ganz ausgegraben, und, als ich abreiſte, war man ſchon damit beſchäftigt, ihn mit einer eben ſolchen Mauer und Geländer zu umgeben, als bey dem Bogen des Septimius Severus geſchehen iſt. Einige Säulen hat man zum Theil gereinigt, um zu wiſſen, woraus ſie beſtänden; es iſt giallo antico. Die meiſten Stimmen zu Rom ſind darin einig, daß das Ausgraben dieſes Bogens eine ſehr überflüßige Arbeit geweſen.

In dem Pallaſt Spada ſteht dieſelbe coloſſale Statüe des Pompejus, an welcher Julius Cäſar einſt ermordet wurde. Als die Franzoſen in Rom hauſten, geriethen ſie auf den Einfall, den Tod Cäſars von Voltaire auf einem römiſchen Theater zu ſpielen, und, um die Illuſion zu verſtärken, ſchleppten ſie mit großer Mühe jene Bildſäule wirklich auf die Bühne

Man klagt ſehr, daß ſie bey dem Transport gelitten habe.

Die Druckerey der Propaganda zu Rom bildet ſich ein, die Alphabete aller bekannten Sprachen zu beſitzen, und verkauft auch würklich gedruckte Proben davon. Wenn ſie aber alle nicht ſichrer ſind, als das deutſche Alphabet (das doch ſo leicht zu haben war), ſo ſieht es übel damit aus.

Ein däniſcher Gelehrter, der ſich jetzt zu Rom aufhält, hatte neulich große Mühe, etwas coptiſches drucken zu laſſen. Er mußte es wohl zwanzigmahl corrigiren, ehe es nur erträglich gerieth. Es iſt alſo nur unnütze Prahlerey mit dieſem Sprachenreichthum.

54.

Die Kirche Maria in Cosmedin.

Es giebt in Rom eine Kirche, deren ich noch nicht erwähnt habe, ſie heißt St. Maria in Cosmedin, ſoll im Jahre 271 erbauet worden ſeyn, und wird auch bocca della Verità (Mund der Wahrheit) genannt, weil unter ihrer Vorhalle eine große runde Larve mit einem ungeheuren Maule aufgeſtellt iſt, von welcher man behauptet, die Römer hätten vormahls, um Eid-

ſchwüre noch feyerlicher zu bekräftigen, die Hand in dieſes Maul geſteckt, und bey einem falſchen Eide ſey ſie ihnen abgebiſſen worden. Wie die Larve auf dieſen Platz gekommen, weiß man eben ſo wenig, als wo einſt der antike Rednerſtuhl von Marmor geſtanden, der jetzt in der Kirche als Kanzel gebraucht wird. Das Maul beißt heut zu Tage nicht mehr.

55.

Zwiſchen Rom und Bologna.

Daſſelbe Thor, durch welches ich, drey Monate früher, mit beklemmter Bruſt zum erſtenmahl in Rom einfuhr, ſah ich jetzt mit leichtem Herzen und befriedigter Neubegier der Hauptſtadt der Welt den Rücken kehren. Ich fuhr über den pons milvius, jetzt ponte molle, eine Brücke, die in der großen Schlacht Conſtantins gegen den Tyrannen Maxentius zerſtört, und von einem Pabſt wieder hergeſtellt wurde. Ein alter Thurm ſoll noch von Beliſar herrühren, der ihn erbaute, um den Gothen den Uebergang über die Tiber zu verwehren. Hier war es, wo Maxentius ſich in die Fluthen ſtürzte und ſeinem Leben ein Ende machte. Auf der flaminiſchen Straße, vormahls durch eine große Anzahl prächtiger Mauſoleen geufert, gelangt man nach

56.

Citta Caſtellana,

einem elenden Reſte, nur demjenigen intereſſant, der Erinnerungen aus der Vorwelt mit ſich bringt. Hier ſtand einſt Veji, hier hauſten die ſtolzen Vejenter, deren Thaten vielleicht eben ſo berühmt ſeyn würden, als die der Römer, wenn ſie Geſchichtſchreiber gefunden hätten wie dieſe. Dreyhundert Jahre kämpften ſie mit den Römern um ihre Freyheit; unter ihren Mauern fielen die dreyhundert edlen Fabier, die allein aus Rom zogen, um ihr Geſchlecht durch eine Großthat zu verherrlichen. Furius Camillus bezwang endlich das ſtreitbare Volk. Jetzt beſteht es aus muthloſen Bettlern, die ſogar, nach Volkmanns Bericht, in Höhlen wohnen ſollen. Vermuthlich haben ſie, ſeit ſeiner Reiſe, ſich Häuſer erbaut, die freylich elend genug ſind, aber doch keinen Höhlen gleichen.

57.

Narni

hat eine äußerſt romantiſche Lage auf einem hohen Bergrücken. Kurz zuvor, ehe man in die Stadt gelangt, blickt man dicht am Wege in Abgründe hinab, wo die ſchroffen zackigten Felſen,

höchſt mahleriſch auseinander geriſſen, ſo furchtbare, enge und finſtere Schlünde bilden, daß ich mich wundre, daß die Alten nicht den Eingang zu ihrer Hölle hieher verſetzt haben. Ein Orpheus an dieſen Felswänden klimmend, würde in der That in Plutos unterirrdiſches Reich hinab zu ſtürzen ſcheinen. — Die alten Einwohner von Narni waren ein tapferes, entſchloſſenes Volk. Erobern konnten die Römer ihren Berg ſchwerlich, wohl aber aushungern, und als das wirklich geſchah, brachten ſie Weiber und Kinder, zuletzt ſich ſelbſt um, und der ſchaudernde Sieger zog über Leichen in die öde Stadt. Um dieſer That willen beliebte man ſie Nequinum zu nennen, von nequitia hominum, Bosheit der Menſchen. Wäre das in einer römiſchen Stadt geſchehen, wie himmelhoch würden die römiſchen Geſchichtſchreiber die That erheben! — Ich kenne ein modernes Volk, das es gerade ſo macht, und es für die abſcheulichſte Bosheit erklärt, wenn man nicht gleich alles hergiebt, was man hat, alles einräumt, was man beſitzt. — Dicht bey Narni, aber doch jenſeits der Stadt, liegen die Ruinen einer Brücke, welche Kaiſer Auguſt erbaute, um zwey Berge zuſammen zu hängen, und dadurch den Weg nach Perugia zu erleichtern. Man kann den höchſt beſchwerlichen Weg nur zu Fuße machen, ich rathe daher keiner Dame, ſich von ihrer Neubegier dahin lok-

ken zu laſſen; denn man ſieht dort ohnehin nicht viel. Ein einziger groſʒer Bogen ſteht noch ganz am linken Ufer, ein Stück am rechten, und von ein paar eingeſtürzten Bogen ſind noch Trümmer in der Mitte des Stroms zu ſchauen. Die Brücke war aus Quaderſtücken erbaut, und muſʒ prächtig geweſen ſeyn. — Ein angenehmes Thal führt von hier bis Terni. Wenn aber Reiſende behaupten, das Gras werde hier einmahl im Jahr gemäht, ſo glaube ich das nicht, und die Urſache meines Unglaubens iſt: weil es gar kein Gras hier giebt. Kornfelder, mit Maulbeerbäumen und Weinreben bepflanzt, ziehen ſich ſehr einförmig bis nach Terni. Zu Plinius Zeiten mag es freylich anders geweſen ſeyn, denn der iſt der Gewährsmann jener Behauptung.

58.

Terni.

Die Vaterſtadt des Tacitus und der Schauplatz eines herrlichen Naturwunders. Die Caſcadellen von Tivoli ſind lieblich, der Waſſerfall von Terni iſt ernſt und groſʒ. Dort wäre Tacitus vielleicht ein Dichter geworden, hier muſʒte er ein Geſchichtsſchreiber werden, und einfach, ſtark, zackigt, wie dieſe Felſen, muſʒte ſeyn Styl ſich bilden. Hier hätte ich Gelegenheit manche Bemerkung zu verlautbaren, über

den Einfluß, welchen die erſten Umgebungen eines Schriftſtellers auf die Wahl der Gegenſtände haben, denen er für immer ſeine Feder widmet; das würde mich vielleicht zu intereſſanten Grübeleien, aber nicht zum Waſſerfall von Terni führen, oder doch nur auf Umwegen, die ich dem Leſer erſparen will. Kaum aus dem Wagen geſtiegen, forderte ich Poſtpferde; denn der Weg bis zu jenem herrlichen Waſſerſturz beträgt noch eine ſtarke deutſche Meile. Man kann dahin reiten oder auch in einem kleinen zweyrädrigten Cabriolet dahin fahren, in welchem allenfalls zwey Perſonen ſitzen können, wenn ſie ſich anders lieb haben; denn man wird freylich ſo nahe zuſammen gedrückt und ſo oft zuſammen geworfen, daß ein paar feindlich geſinnte Menſchen ſich entweder verſöhnen oder raufen müſſen. Hingegen wünſche ich dem Liebhaber Glück, der Gelegenheit hat mit ſeiner ſpröden Geliebten dieſe Fahrt zu machen; ſie iſt verlohren. — Wir durchſchnitten zuerſt einen ſchönen Olivenwald, deſſen Früchte jetzt eben, gegen die Mitte des Januar, geſammelt wurden, und der folglich durch fleißige Menſchen belebt war. Am Ende des Waldes gelangten wir in ein Dorf, Papinia, über dem ſich ein großer ſteiler Berg erhebt, und nahe am Gipfel dieſes Berges ſahen wir die Straße ſich hinziehen, die von fern nur ein ſchwindelnder Fußſteig ſchien. Doch der Poſtillion ſprach uns

Muth ein: täglich, verſicherte er, klimme er dieſen Weg mit ſeinem leichten Fuhrwerke hinan. Auch fanden wir ihn wirklich breiter und bequemer, als er in der Ferne erſcheint. Freylich iſt der jähe Abgrund nur an wenigen Stellen mit niedrigen Mauern verſehen; aber man hat keine Vorſtellung von der Sicherheit, mit welcher dieſe Pferde auf ſolchen Wegen einherſchreiten. Es ſind uns eine Menge reitender Bauern begegnet, die auf dem ſchmalſten Rande, wo zwiſchen ihnen und einem Abgrund von vielleicht dreyhundert Klaftern kein Strohhalm Breite mehr war, ſo luſtig und ſorglos dahin trabten, als ritten ſie in einem Park ſpazieren. Sie konnten ganz bequem in der Mitte der Straße bleiben, aber ſie gaben ſich nicht einmahl Mühe hinzuſehen oder ihre Gäule zu leiten, und dieſen ſchien gerade der gefährliche Fußpfad am meiſten zu behagen. Mächtige Gewohnheit! Muth iſt nichts weiter als Bekanntſchaft mit der Gefahr. — Endlich iſt der ſteile Berg erklimmt, und man befindet ſich auf einem ſehr beſchränkten Platze, auf dem vor fünf Jahren, zwiſchen den Franzoſen und Neapolitanern, zum Nachtheil der Letztern ein unblutiges Gefecht vorfiel. Die Leute hier herum meinen, es ſey Verrätherey im Spiele geweſen, denn der neapolitaniſche General habe ſich kurz zuvor mit dem franzöſiſchen beſprochen;

ich glaube dieſes nicht. — Vormahls hatten Weinreben dieſen Platz verſchönert, die Franzoſen haben ſie, zum Behuf ihres kleinen Lagers, abgehauen. Von hier aus ſetzten wir unſern Weg zu Fuße fort, durch mannichfaltige Krümmungen, zwiſchen Lorbeerbüſchen, auf ſchlüpfrigem Boden; denn obwohl der Waſſerfall noch wohl eine Viertelſtunde entfernt iſt, ſo ſpritzt er doch ſeinen Staubregen bis hieher. Das Brauſen ſeines Sturzes hatten wir ſchon ſeit einer Stunde vernommen. — Ich rathe jedem Reiſenden, bevor er ſich nähert, mit ſeinem Cicerone abzumachen, daß er ihn ohne Umwege ſogleich zu dem kleinen Häuschen führe, Caſino genannt, welches dem Waſſerfall gegenüber auf einer iſolirten Felſenſpitze erbaut iſt; denn dieſe fatalen Menſchen wollen immer nur recht viel zu zeigen haben, laſſen den Fremden daher bald hier bald dort ein Stückchen Waſſerfall ſehen, und führen ihn nicht allein unnützerweiſe der Kreuz und Queer, ſondern ſchwächen auch vorzüglich dadurch den Totaleffekt. — Der Tag unſrer Wallfahrt war heiter, aber einer der kälteſten in Italien, denn es hatte ſogar ein wenig Eis gefroren, und die Waſſerdünſte, welche der zerſtiebende Strom hier rings umher lagert, waren zu einen Glatteis geronnen, das jeden Schritt an dieſen jähen Schlünden gefährlich machte. Die Gefahr bey Seite, war unſere Wanderung in

der That komiſch, denn unſere beiden Führer mußten auf dem ſpiegelglatten Abhang ihre Mäntel vor uns ausbreiten, um uns einen ſichern Fußtritt zu verſchaffen. Waren wir nun alle glücklich vom erſten Mantel bis auf den zweyten gelangt, ſo wurde wiederum ſo lange Halt gemacht, bis der erſte Mantel weiter vorwärts neben den zweyten gelegt war, und ſo immer abwechſelnd. — Endlich war das Ziel erreicht; wir ſtanden in dem von allen Seiten offnen Häuschen, bis an die Knöchel im Waſſer, und vom Staubregen tüchtig durchnäßt. Aber wer könnte hier in den erſten zehn Minuten an irgend eine Unbequemlichkeit denken! und wer möchte es ſich, auch noch vier und zwanzig Stunden nachher, einfallen laſſen, dieſes Schauſpiel zu beſchreiben! Von einer ſchroffen Höhe von zweihundert Fuß ſtürzt der ganze Velino ſich in den zackigten Felſengrund hinab, und das Weſen, welches er da unten treibt, iſt kein Gegenſtand weder für die Feder noch für den Pinſel. Dein Auge ſtarrt, dein Ohr wird betäubt, der Platz auf dem du ſtehſt zittert unaufhörlich; faſt ergreift dich die Furcht und zwingt dich mit zu zittern. Aber ein liebliches, einziges, entzückendes Schauſpiel feſſelt deinen Blick; du ſiehſt einen Regenbogen — nicht Bogen, einen Regenzirkel — ja wahrlich! du ſiehſt den ganzen bunten Zirkel hoch über den Waſſerfall ausgeſpannt, unten faſt

zuſammenlaufend, höchſtens iſt ein Zwölftheil ſeines Umfangs an der Baſis herausgeſchnitten. Dieſe Erſcheinung gleicht einer Zauberey. Man iſt ſo gewohnt, auch von dem ſchönſten Regenbogen doch höchſtens nur einen Halbzirkel zu ſehen, daß man ſich ſtaunend in dieſen Anblick verliert, und welche Farben! ſo hat ſie Iris nie an das Firmament gemahlt; ſie brennen Alle, es iſt ein Kunſtfeuerwerk mitten im Waſſer, und ſiehe, die Natur ſcheint ſich zu gefallen, deine Sinne immer durch neue Zauber zu überraſchen; denn plötzlich ſpiegelt ſich der Zirkel links und rechts, du ſiehſt vier Bogen zu gleicher Zeit, und ſelbſt die Abſpiegelungen ſind noch ſo lebhaft gefärbt, als ſonſt der ſchönſte gewöhnliche Regenbogen zu ſeyn pflegt. Wahrlich! der Waſſerfall von Terni iſt ſchön, aber der Regenbogen von Terni iſt noch unendlich ſchöner. Mit hoher Wehmuth habe ich ſie verlaſſen; mit wehmüthigem Entzücken werde ich mich des Anblicks erinnern, ſo lange ich lebe! Es iſt der dritte Gegenſtand, der mir Italien unvergeßlich macht: der flammenſpeyende Veſuv, das auferſtandene Pompeji und der Himmelsbogen zu Terni! wer auch nichts weiter von Welſchland ſah, der kehrt gewiß befriedigt zurück. — Einen Regenſchirm mitzunehmen, will ich doch jedem Reiſenden anrathen, der etwa ein halbes Stündchen hier verweilen möchte, denn ſonſt wird

er, troz des heitern Himmels, naß bis auf die Haut. — Auf dem Heimwege giengen wir den ganzen Berg hinab zu Fuße, um die herrlichen Ausſichten zu genieſzen. Doch wurde dieſer Genuß durch Erzählungen unſers Führers verbittert. Er war ein armer Mann aus Papinia, der ſich kümmerlich damit nährte, daß er Oliven für fremde Eigenthümer ſammelte, oder in fremden Weinbergen arbeitete. So arm als er, waren, ſeiner Verſicherung zufolge, alle Einwohner jenes Dörfchens; denn die Franzoſen hatten ſie ausgeplündert. Ihm hatten ſie ſeinen alten Vater, einen ohnmächtigen Greis, muthwillig erſchlagen. Er hatte geſehen, wie ſie den Weibern die Ohrringe aus den Ohren, die Korallen vom Halſe, die Schnallen aus den Schuhen, die Kleider vom Leibe geriſſen hatten. — In Terni ſollen auch noch Ueberreſte eines Sonnentempels gefunden werden, und ich ließ mich dahin führen. Es iſt ein kleines rundes Gebäude, das von außen freylich noch Spuren des Alterthums trägt, doch möchte ich nicht behaupten, daß dieſe kleinen Quaderſteine wirklich aus den Römerzeiten herrühren. Eine offene Kuppel hat das runde Gebäude allerdings gehabt. Inwendig iſt es in eine kleine Kirche verwandelt worden. — Auf dem Markte zu Terni will Volkmann unter einer Uhr eine Innſchrift bemerkt haben, die nicht mehr gefunden wird. Indeſſen ſchreibe ich ſie hin, theils

weil

weil ſie ſchön iſt, theils weil ſie mir einen abermahligen Beweis liefert, daß unſre deutſche Sprache die Kürze der lateiniſchen meiſtens erreichen, zuweilen ſogar übertreffen kann. Hora, dies et vita fugit, manet unica virtus. (Stunde, Tag, Leben flieht, nur Tugend bleibt.)

59.
Spoleto.

Wenn Plinius wahr redet, ſo herbergt dieſe hübſche Stadt das älteſte Volk in ganz Italien. Es war aber auch ein tapferes Volk, denn es ſtieb einſt den Hannibal zurück, der ſich vor ſeine Mauern gelagert hatte, daher das Thor, durch welches der Ausfall geſchah, noch heute porta fugae genannt wird. Die Einwohner ſind auch noch ſtolz darauf, denn als ich nach porta fugae fragte, erzählten gemeine Leute die That ihrer Ahnherren ſogleich mit großer Redſeligkeit. Es ſind auch noch mehr Alterthümer in Spoleto zu ſchauen, die man für Tempel ausgiebt. Ein ſogenannter Dianentempel draußen vor der Stadt hat ein wohl erhaltenes Architrav, auf dem, außer andern Zierrathen en basrelief, auch Weintrauben ſich befinden. Wer nach Rom reiſet, wird ſonder Zweifel hier neugierig er und länger verweilen, als ich, der ich von Rom kam,

und die ſchönſten Ruinen ſchon geſehen hätte. Aus derſelben Urſache lockten mich auch einige Bilder von Guercino und Hannibal Caracci nicht in die Kirche; vielleicht haben die Franzoſen ſie auch ſchon längſt weggenommen. — Volkmann erzählt, es gäbe hier herum ein unverbrennliches Foſſil oder Holz (ich ſchreibe aus dem Gedächtniß). Mehrere Spoletaner habe ich darnach gefragt, doch keiner wollte etwas davon wiſſen. Hingegen iſt es ſehr wahr, daß um Spoleto ein guter Wein wächſt, der zwar ſüßlich, aber doch angenehm ſchmeckt.

Der Weg nach Foligno iſt romantiſch. Man ſieht unter andern einmahl eine Stadt, die gerade ſo um einen Berg gebaut iſt, wie man den babyloniſchen Thurm abzubilden pflegt: eine Straße über die andere, und immer kleinere Kreiſe, bis zur Spitze hinauf. — Gewöhnlich heißt es, der Weg nach Bologna über Ancona ſey gemächlicher, als der über Florenz; ich habe das nicht gefunden. Auch hier giebt es mehreremahle Berge, die man nur mit Ochſenvorſpann erklimmt, ein Hülfsmittel, deſſen man ſich auf jener Straße nie bedient. Dieſe Berge müſſen alſo wohl noch ſteiler ſeyn. Doch iſt das Ochſenvorſpannen vielleicht auch nur Gewohnheit des Landes, denn ich bin alle Berge, hier und dort, zu Fuß hinauf und herab geſtiegen, um von den ſchönen Ausſichten nichts zu verlieren, habe aber

nicht bemerkt, daß ich hier ſteiler hätte klettern müßen als dort. Wenn man in die Nähe einer ſolchen Ochſenpoſt kommt, dann zieht der Poſtillion eine große Muſchel aus der Taſche, und zwingt einen hohlen ſtarken Ton daraus hervor, den man ſehr weit vernimmt, und der, nach den Beſchreibungen der Alten, die größte Aehnlichkeit mit dem Ton der römiſchen Tuba hat. — Demjenigen, der die Apenninen ſobald als möglich los zu werden wünſcht, iſt doch wohl dieſer Weg anzurathen, (obwohl es ein beträchtlicher Umweg iſt) denn man klimmt höchſtens zwey oder drey Tage in denſelben herum, da man dort gewiß noch einmahl ſo viel Zeit braucht. Hingegen gewährt auch das ſchöne Florenz einen köſtlichen Ruhepunkt. Die Straßen ſind beyde gut, wenn man ſich nur erſt daran gewöhnt hat, neben Abgründen herzufahren, die weder Mauern noch Geländer haben. Die Wirthshäuſer ſind meiſt alle ſchlecht, doch weniger die auf dem Wege nach Ancona. Das Schlimmſte bey einer Winterreiſe durch Italien iſt, daß man überall ſo frieren muß. Denn obgleich die ſtärkſte Kälte hier nicht mehr als ein oder zwey Grad beträgt, und ein Nordländer folglich unter freyem Himmel nie davon leidet, ſo ſind doch die Häuſer ſo kühl wie Keller, und die Anſtalten gegen den Froſt erbärmlich. Kamine giebt es zwar überall, aber ſie rauchen gewöhnlich ſo unerträglich, daß

man froh iſt, das Feuer wieder ausgelöſcht zu ſehen. Ferner iſt keine einzige Thür mit einer ordentlichen Klinke verſehen; höchſtens kann man die Thüren mittelſt einer Krampe verſchließen, aber auf und zu machen kann man ſie nicht. Wer folglich bey zugemachten Thüren ſitzen will, der muß ſie verſchließen und einen Bedienten hinſtellen, der ſo oft aufſchließt, als Jemand heraus oder herein will. Selbſt trotz dieſer beſchwerlichen Vorſicht, wird man noch immer durch den abſcheulichſten Zugwind gequält, denn nicht allein die verſchloſſenen Thüren haben überall Spalten und Löcher, durch welche dieſer Feind der Geſundheit dringt, ſondern es gibt auch kein Fenſter, das nicht klaffte und dem Luftſtrohm freyen Durchzug gäbe. Man rechne noch hiezu, die Fußböden von Backſteinen, und endlich die eiskalten Schlafkammern, in welchen kein Kamin befindlich iſt; ſo wird man begreifen, wie es zugeht, daß eine Winterreiſe durch Rußlands ellenhohen Schnee weit behaglicher iſt, als eine durch Italiens grüne Gefilde, wo in dieſem Augenblicke die Oliven eingeerndtet werden. Das Sprichwort trifft auch hier wieder zu: nicht alles iſt Gold was glänzt. Wer mit einiger Gemächlichkeit hier reiſen will, der verſehe ſich mit guten Pelzen und Pelzſchuhen, um beydes, nicht drauſſen, ſondern im Zimmer anzuziehen. Er fülle ſeinen Reiſekeller mit gutem Wein, denn

höchſt ſelten findet er einen erträglichen Trunk. Er nehme Kaffee, Zucker, Taſſen, Wachslichter, Lichtſcheeren, Dinte, Federn u. dergl. mit ſich, denn Alles das fehlt entweder ganz, oder iſt ſehr ſchlecht. Ja, ich rathe ſogar einem jeden, auch einen Blaſebalg bey ſich zu führen, denn nicht einmahl dieſes, für einen Kamin ſo unentbehrliche Möbel iſt hier anzutreffen, und zuweilen iſt es blos die Schuld dieſes Mangels, daß das Feuer ſo ſchlecht brennt. An manchen Orten ſind ſogar Meſſer und Gabeln etwas ſeltenes, beſonders die Letztern. — So große Lobſprüche ich auch ſchon den Reiſen mit Vetturinos gehalten, ſo muß ich ſie doch jetzt bloß auf die Florentiner Vetturinos einſchränken, vor den römiſchen hingegen aus allen Kräften warnen. Ich hatte, vermittelſt meines Wirths, der ein honetter Mann zu ſeyn ſchien, mit einem der berühmteſten Vetturinos von Rom einen Kontrakt gemacht, mich mit vier guten Maulthieren in zehn Tagen nach Bologna zu bringen, dabey, wie gewöhnlich einbedungen, daß er die Abendzeche bezahlen müſſe. Als ich Morgens früh vor Tage mich in den Wagen ſetzte, hörte ich die wohlbekannten Glöckleins der Maulthiere vor denſelben, zweifelte alſo keineswegs an der Exiſtenz der Maulthiere ſelbſt. Als es aber hell wurde, ſah ich, daß ich Pferde und keine Langohren hatte. Die Pferde ſind aber in den Gebürgen weit unzuverläßiger, folg-

lich war das ein grober Betrug. Auch kamen wir gleich am zweyten Tage ein paarmahl in Gefahr den Hals zu brechen, weil die Pferde nicht im Stande waren, bergab den Wagen gehörig zu halten. Da nun vollends eins derſelben krank, und ich durch Schuld des Vetturino im Wirthshauſe ſehr ſchlecht bedient wurde, ſo bezahlte ich ihn für zwey Tage und ſchickte ihn zurück. Da wurde ſein Unmuth geſchwätzig, und er plauderte aus, daß er meinem ſaubern Herrn Wirth zehn Scudi (etwa fünfzehn Thaler) habe abgeben müſſen, die er nun nicht wieder erhalten werde. Der brave Wirth heißt Sarminto, und hält ein gutes aber ſehr theures Haus auf dem ſpaniſchen Platze. Aeußerſt dienſtfertig beſorgt er alles, was der Fremde nöthig hat, doch nicht ohne recht grobes Intereſſe, wie man aus dieſem Pröbchen abnehmen kann. Als ich hierauf noch den Kellner (Cameriere) in Terni fragte, warum er uns ſo ſchlecht bedient habe, da ich doch mit Florentiner Fuhrleuten ſo wohl gefahren ſey, ſo antwortete er mir: die Florentiner ſeyen auch die einzigen, welche ohne Knickerey für ihre Anvertrauten ſorgten, und willig ſechs, ſieben auch acht Paul (etwa einen Thaler) für jeden Kopf bezahlten, da hingegen die Römer kaum drey bis vier geben wollten. Nun war mir das Räthſel gelöſt. Ich nahm Poſtpferde, mußte mich freylich oft herum zanken, gab auch etwas mehr Geld

aus, fuhr aber noch einmahl ſo ſchnell, und wurde überall ſo gut als möglich bedient. Um aber doch ein Beyſpiel von der unverſchämten Prellerey der italieniſchen Gaſtwirthe zu liefern, will ich nur anführen, daß ich gleich am erſten Abend ein ſehr mittelmäßiges Abendeſſen für drey Perſonen und ein elendes Nachtlager mit zehn Scudi (fünfzehn Thaler) bezahlen mußte. Eben ſo gierig ſuchen die Poſthalter den Reiſenden zu ſchröpfen, und ſelten verläßt er eine Station, auf der nicht wenigſtens verſucht worden wäre, ihm ein Pferd mehr aufzudringen. — Nach dieſer kleinen Digreſſion eile ich meinen Weg fortzuſetzen.

Wenn man von Serra Valta nach Ponte la Trave fährt, ſo erblickt man in einer öden, wilden Gebirggegend, neben einer Brücke, ein einſames Kreuz, unter welchem eine ſpaniſche Gräfin begraben liegt, die vor ein paar Jahren an dieſer Stelle ermordet wurde. Die gute Dame hatte ſich merken laſſen, daß ſie viel Gold und Kleinodien mit ſich führe; ihr eigener Courier hatte auf der letzten Poſt, in Valcimara mit dem Poſthalter, der zugleich Gaſtwirth war, eine vertraute Freundſchaft errichtet (Spitzbuben ſympathiſiren ſchnell), ein dritter Helfershelfer fand ſich leicht; man lauerte auf die Unglückliche an dieſem ſchauerlich einſamen Orte; ſie ließ ſich von zwey Dragonern eſcortiren, Einer derſelben

wurde erſchoſſen, der Andere entfloh, die Gräfin ſelbſt wurde aus dem Wagen geriſſen und jämmerlich ermordet. Die rächende Juſtiz war aber ſchnell, die drey Böſewichter wurden ergriffen, lebendig geviertheilt, und ihre zerſtückelten Körper an drey Bäumen, nahe dem Schauplatz ihrer Mordthat, aufgehangen. Da hängen ſie noch jetzt, ein gräulicher Anblick! Natürlich ſpuckt es hier auch gewaltig. Wenn die Mitternacht anbricht, ſtehen drey blutige Geſpenſter unter den drey Bäumen und ſeufzen. Nach einer Weile ſchleichen ſie langſam auf die Brücke, und ſtarren aus hohlen Augen hinab auf das Kreuz. Da ſteigt eine weiße majeſtätiſche Frau hervor und ſchreitet über die Brücke. Die drey blutigen Geſpenſter fallen laut ſeufzend auf ihre Kniee, und ſtrecken die Hände flehend empor. Aber die weiße majeſtätiſche Frau ſchwebt vorüber, ohne ſie anzuſehen, und ſogleich verwandeln ſich die drey Geſpenſter in drey Feuerflammen, die ſo lange brennen und kniſtern, bis mit dem Ablauf der Mitternachtsſtunde ein Knall ſie verliſcht. Die weiße Geſtalt hingegen löſet ſich jenſeits der Brücke in ein roſenrothes Wölkchen auf, das immer höher und höher ſteigt, und, ehe es ganz in die Luft zerfließt, die Gipfel der Berge mit einem ſanften Morgenroth auf einige Augenblicke zu überziehen ſcheint. Mit dem letzten Verſchwinden des roſenrothen Wölkchens fährt plötzlich ein Sturmwind durch das

Thal, die Knochen an den drey Bäumen klappern, und die ganze geſpenſtiſche Erſcheinung iſt vorüber. — Siehe da Stoff zu einer Ballade. Geſchwind etwas Fröhlicheres. —

Man muß lachen, wenn man in einer Entfernung von hundert und zwanzig Meilen von Rom Haufen von hundert und zweyhundert kalekutiſchen Hähnen antrifft, die in traulicher Geſellſchaft auf einer Fußreiſe nach Rom begriffen ſind, und troz dem beſten Fußgänger einherſchreiten. Ein einziger Menſch reicht hin, den wohldiſciplinirten Haufen in Ordnung zu halten. Er bedient ſich dazu eines langen Rohres, das bekanntlich in Italien gewaltig hoch aufſchießt; die Länge ſeines Rohres beträgt vollkommen die Breite der Landſtraße; er faßt es in der Mitte mit beyden Händen, geht auch in der Mitte der Straße, und ſchließt ſo gleichſam den Weg hinter ſeinen Reiſenden zu. Begegnet er in den Apenninen (wo die Straße gewöhnlich an einer Seite Abgrund, an der andern ſchroffe Felſen hat) Fuhrwerken, welchen er ausweichen muß, ſo treibt er ſein Völkchen auf die nähmliche Weiſe gegen den Felſen, wohin es ſich auch gleich ganz ordentlich ſchwenkt, ruhig und gaffend ſo lange ſteht, bis das Fuhrwerk vorüber iſt, auch wohl den Reiſenden einen hundertfachen Gruß zugluchzt. Unbegreiflich iſt es, wie der mäßige Gewinn Aufwand, Beſchwerden und Zeitverluſt einer ſolchen

langwierigen Reiſe belohnen kann; denn wenn gleich die gefiederten Paſſagiere keine ſtarke Tage reiſen machen, ſo kommen ſie doch gewiß nicht fetter in Rom an, als ſie von Hauſe abreiſten, und werden vermuthlich erſt dort wiederum gemäſtet, um würdige Gallinaccio's für die Tafeln der Prälaten und Kardinäle zu werden.

Auf die nähmliche Weiſe treibt man auch große Heerden fetter Schweine nach Rom, die hier zwar auch ſchwarz, wie in Neapel, doch nicht mehr ſo nackend ſind.

60.

Loretto.

Nun habe ich auch eine Wallfahrt zu der heiligen Jungfrau von Loretto vollbracht. Es fällt äußerſt beſchwerlich, den ſteilen Berg auf und nieder zu klimmen. Iſt man einmal oben, ſo gefällt es einem da recht wohl, denn Loretto iſt ein recht artiges Städtchen, welches ſich durch breite, ſchnurgerade Straßen vor allen Städten Italiens, die ich bisher geſehen, unterſcheidet. Wir fanden da auch ein ziemlich gutes Wirthshaus, einen Kamin, der nicht ſehr ſtark rauchte, und — was mir Töne des freudigen Erſtaunens auspreßte — zum erſtenmal wieder eine Klinke an der Thür. Wir ſchliefen recht gut unter dem Schutz der h. Jungfrau, und eilten am an-

dern Morgen ihre Wohnung zu betreten. In allen Straßen, durch welche wir zogen, gab es Millionen Roſenkränze und Kreuze zu verkaufen, die hier von allerley buntem Glas und Steinen fabricirt, dann an die Suppenſchaale Mariens gehalten, und vom Prieſter eingeſegnet werden. — Die Canonici wohnen in einem großen Gebäude, welches durch einen ſchönen, breiten, offenen Bogengang mit der Kirche verbunden iſt. In dieſem Gange wohnen Schaaren von Bettlern. Bey jedem Schritt ſtreckt ſich eine ſchmuzige Knochenhand aus, oder einen fettigen alten Hut ſchiebt man den Reiſenden her. — Dicht vor der Kirche ſteht eine metallene Bildſäule Pabſt Sixtus V. Die Phyſiognomie dieſes klugen Kopfes iſt vortrefflich nachgebildet; ſicher hat er ſo ausgeſehn, als er im Conclave alle Kardinäle durch ſein Huſten betrog. — Ungeachtet es noch früh am Morgen war, fanden wir doch ſchon die Kirche voll knieender und auf den Knieen rutſchender Gläubigen, und die meiſten Altäre waren mit Prieſtern beſetzt. Wir nahten ſogleich der Santa Casa, ein kleines viereckiges Gebäude in der Mitte der Kirche, das von außen auf allen Seiten mit Basreliefs von Marmor überzogen, auf welchen unter andern die Geſchichte von der Transportirung des Hauſes zu ſchauen iſt. Hinauf führen Marmorſtufen, und hinein mehrere Thü-

ren von Erz. Eine der letztern haben die Engel ſelbſt mitgebracht, und ſie wird nie geöffnet. Daran befindet ſich ein Basrelief, die Geißlung Chriſti. Doch Niemand wird erkennen, daß dieſes glatte unförmliche Stücklein Metall jemals einen Chriſtus vorgeſtellt hat, ſo rund und formlos haben es die Lippen der Gläubigen geküßt. Mit gleichem Erſtaunen muß man die Marmorſtufen und den ganzen Marmorboden ringsumher betrachten, denn faſt ſind beyde ſo tief gefurcht, als ein friſchgepflügter Acker. Die Kniee der Gläubigen haben dieſe Furchen gedrückt. — Wir betraten zuerſt die Küche der heiligen Jungfrau, welche jetzt hinter dem Altare liegt. Man wird aber nichts mehr gewahr, was an eine Küche erinnern könnte. Ich verließ dieſelbe, und kam in das Wohnzimmer. Es beſteht aus einem mit nackten Mauern eingefaßten und überwölbten Platze, der jetzt als Kapelle dient, und den wir vollgepfropft mit knieenden Menſchen fanden. Im Hintergrunde iſt ein vergittertes Fenſter. — Im letzten Kriege haben die Franzoſen vieles hier mitgenommen, unter andern ein Gemählde von Raphael. Einige andere gute Bilder ſind noch übrig geblieben, doch nicht Originale (wie Volkmann ſagt) ſondern nur Copien in Moſaik, die freylich ſo ſchön ſeyn würden, als die Originale, wenn ſie nicht aus zwey übel zuſammengefügten Stücken beſtün-

den. — Auch die einſt ſo berühmte Schatzkammer der Madonna habe ich mir zeigen laſſen. Es iſt ein ſchöner großer Saal, deſſen Wände mit prächtigen, ungeheuren Schränken prangen, welche die Franzoſen rein ausgeleert haben. Vormahls enthielten ſie gegen dreyßig Millionen Scudi an Werth. Gold und Silber wurde hier kaum mehr geachtet, denn man hatte Diamanten ſcheffelweis. — Warum die Geiſtlichen zu Loretto nicht eben ſo klug geweſen ſind, als die Mainzer Domherren, die ihren Schatz bei Zeiten in Sicherheit brachten? das begreife ich nicht. — Viele dieſer unklugen Herren ſah ich Beichte ſitzen, jeder hatte ein langes Stäbchen in der Hand, mit welchem er den Beichtenden auf den Kopf ſchlug. Auf Befragen erfuhr ich, daß dieſes Kopftippen ein beſonderes ſehr koſtbares Vorrecht der hieſigen Geiſtlichkeit iſt. — Merkwürdiger vielleicht als alles bisher Beſchriebene iſt eine Sammlung von mehr als dreyhundert Vaſen, zwar nur von Thon aus Faenza, deren geſchmackloſe Formen das Mittelalter verrathen, aber ſämmtlich von Raphael gezeichnet, und viele derſelben (z. B. die zwölf Apoſtel) auch von ihm gemahlt. Er verfertigte dieſes einzige Kunſtwerk in ſeiner Art für ſeinen Landesherrn, den Herzog von Urbino, und dieſer ſchenkte die Vaſen ſämmtlich der Apotheke der heiligen Jungfrau zu

Loretto, wo ſie noch als eine Gallerie aufgeſtellt ſind, und ſonſt nicht gebraucht werden. Ich fragte den Apothekergeſellen, der ſie uns zeigte: wie es zugegangen, daß die Franzoſen ſie nicht auch eingepackt hätten? und er erklärte dieſe Vergeſſenheit ohne Bedenken für ein Wunder. Die Vaſen ſind von verſchiedener Größe, und ſind, im ſeltſamen Gemengſel, bald mit bibliſchen Hiſtorien, bald mit Geſchichten der heidniſchen Götter bunt bemahlt. Unter den letztern befanden ſich ſehr zweydeutige Begebenheiten, wie ſie Raphaels Pinſel meines Wiſſens ſonſt nie geliefert hat.—Nachdem wir uns mit Roſenkränzen verſehen hatten, gelangten wir auf den fürchterlichſten Wegen, die ich ohne Bedenken den Sächſiſchen Landſtraßen an die Seite ſetze, nach

61.

Ancona,

dieſem im letzten Kriege durch Franzoſen, Oeſterreicher, Ruſſen und ſogar Türken berühmt gewordenen Hafen. Seine Lage am adriatiſchen Meere gleicht der von Neapel, und gewährt einen lieblichen Anblick. Ancona iſt eine feine, große Stadt, von Bergen umſchloſſen, auf deren Gipfel Kaſtelle mahleriſch liegen. Wir eilten zu dem Ehrenbogen Trajans, der dem biedern Kaiſer einſt hier errichtet worden, weil er auf eigne Koſten den Hafen wieder herſtellte. Er iſt nicht ſehr groß, aber weit beſſer erhalten, als die des

Conſtantin und Septimius Severus zu Rom. Die Zeit hat ihn nicht geſchwärzt wie jene, der weiße Marmor iſt nur wenig grau geworden; ſeine acht kanelirten korinthiſchen Säulen ſind ganz unbeſchädigt. Daß viele Zierrathen, und zwar Feſtons, von Bronze daran waren, ſieht man noch deutlich, denn die Barbaren haben ſich nicht die Zeit genommen, ſie auszugraben, ſondern nur abzubrechen, daher die Bruchſtücke des Metalls noch hervorragen. Die mittlere Innſchrift iſt gröſtentheils leſerlich, mehr noch die zu beyden Seiten, durch welche man auch die Gemahlin und Schweſter Trajans hat ehren wollen. Es gefällt mir wohl, daß man die gute Handlung eines Monarchen auch in denen belohnt, die ihm am nächſten und liebſten ſind, wenn ſie gleich unmittelbar nichts zu der Wohlthat beytrugen; denn wer mag berechnen, wie viel ſie mittelbar durch ihren ſanften Umgang auf die Beherrſcher wirkten? — Im Hafen ſahen wir unter andern vier engliſche Kauffahrteyſchiffe, von franzöſiſchen Korſaren genommen, die jetzt zum Verkauf da lagen. Da ſich auch eins mit Nelſons Bildniß darunter befand, ſo können ſich die Franzoſen wenigſtens eines Sieges über Nelſon rühmen. — Der Börſenſaal zu Ancona iſt recht artig, und wimmelt von Käufern und Verkäufern. — Das Theater hätte ich gern beſucht, obwohl es im allerſchmutzigſten Winkel lag, und eher ei-

nem Heringsmagazin, als einer Schaubühne glich; allein der Buffo war unglücklicherweiſe eben krank, und folglich nicht aufgelegt, Spaß zu machen. — Ich erkundigte mich nach den Dattelmuſcheln (ballari), deren Volkmann erwähnt, und ihnen die Eigenſchaft zuſchreibt, im Finſtern zu leuchten. Dattelmuſcheln habe ich auch genug bekommen, und eine gute kräftige Suppe iſt mir daraus gekocht worden; aber vom Leuchten wollte Niemand etwas wiſſen, ſelbſt die Fiſcher nicht, die ſie eben gefangen hatten. Ich ſtellte demungeachtet einen Teller voll in mein Zimmer, hatte mir aber vergebens geſchmeichelt, das Nachtlicht ſparen zu können, ich muß ſie alſo mit dem unverbrennbaren Holze von Spoleto in eine Klaſſe ſetzen. — Bey Ancona hören endlich die abſcheulich hohen und ſteilen Berge auf, die man bis hieher auf jeder Station erklettern und herabklimmen mußte. Denn ſtatt den Poſtenwechſel unten am Berge anzulegen, und den Weg bequem um den Berg zu führen (wobey der Reiſende, ſeine Equipage und die Poſtpferde ſelbſt ſehr gewinnen würden), hat man vorgezogen, die Poſthaltereyen auf die höchſten Felſengipfel zu verlegen, die blos mit Ochſen zu erklimmen ſind. Aber freylich läßt ſich bey dieſer Gelegenheit die edle Kunſt der Prellerey beſſer üben, zu welcher ſolch' ein Berg einen rechtlichen Vorwand gibt. Ich möchte wohl

ei-

eine Wette darauf eingehen, daß, wer in Italien auf jeder Poſt unweigerlich diejenigen Pferde annimmt, die ihm der Poſtmeiſter vorſpannen will, am Ende mit zwanzig und mehr Pferden fahren wird, wenn es nur ſo viele im Stalle giebt. In den Apenninen, wo doch die Berge am höchſten ſind, war die Prellerey am erträglichſten; aber je näher dem platten Lande, je unleidlicher wird ſie. Dicht hinter Ancona iſt noch ein einziger Hügel zu überwinden, und man ſpannte mir deshalb acht Pferde vor, da mein Wagen überall ſehr bequem mit vieren gefahren worden. Die ebene Landſtraße zog ſich nun am adriatiſchen Meere hin, durch Sinigaglia (wo die einſt berühmte Meſſe ihren alten Schwung noch nicht wieder erreichen kann) nach Fano, wo ich, während des Umſpannens, ging, die Ueberbleibſel von einem Ehrenbogen Conſtantins zu ſehn. Er beſtand urſprünglich aus drey Bogen, über welchen, mit ächt conſtantiniſchem Geſchmack, ſich ſieben andere Bogen wölbten, die natürlich ſehr klein waren, und folglich ausſehen mußten, wie Fenſter eines abgebrannten Hauſes. Jetzt iſt nur noch der mittelſte große Bogen übrig, auf dem einige Trümmer verworren liegen, das übrige iſt vor etwa viertehalb hundert Jahren im Kriege zerſtört worden. Aber man hat klüglich das ganze Conterfey des Bogens, wie er noch unbeſchädigt ſtand, mit allen ſeinen Inn=

ſchriften in die Mauer einer nahen Kirche eingebauen. Die Inſchrift beſagt: daß der Bogen dem Kaiſer errichtet worden, weil er die Stadt mit einer Mauer umgeben. Man war doch auch zu jenen Zeiten faſt ſo verſchwenderiſch mit Ehrenbogen, als heut zu Tage mit Ordensbändern. — Auf dem Rückwege beſah ich ſehr neugierig das Theater von Fano, weil ich, von außen betrachtet, darauf hätte ſchwören wollen, es ſey eine alte gothiſche Kirche; denn über dem Eingange waren drey Biſchöfe in Stein gehauen, und ein Glockenthurm gab ihm vollends das kirchliche Anſehn. Mein Führer verſicherte indeſſen, es habe nie zu etwas anderm gedient. Ich fand das Inwendige ſehr groß, viel zu groß für Fano, und übrigens eben ſo gothiſch als die Außenſeite. — Als ich zurück kam, fand ich, daß man mir abermahls zwey Pferde mehr vorgeſpannt hatte. Das Recht dazu wollte der Poſtmeiſter aus den gedruckten Geſetzen beweiſen, die er aber ſelbſt nicht leſen konnte. Ich las ſie ihm ehrlich vor; es ſtand da nicht ein Wort, das ſeine Behauptung begründet hätte. Dennoch beſtand er hartnäckig auf ſeinem Willen. Um nun dieſen ewigen ſchaamloſen Prellereyen einmahl ein Ende zu machen, entſchloß ich mich, zum Gouverneur der Stadt zu gehen, und ihm zu erzählen, wie die Reiſenden in Italien behandelt werden. Der Herr Poſtmeiſter ging ſelbſt mit, und auf mein Begehren mußte er auch ſeine Geſetze

mitnehmen. Ich fand an dem Gouverneur einen alten, ſehr rechtlich ausſehenden Mann, der mich höflich anhörte, die Sache unterſuchte, die Geſetze las, dem Poſthalter einen ſcharfen Verweis gab, und mich erſuchte, wenn man mir noch die geringſten Schwierigkeiten mache, nur ſogleich zu ihm zu ſchicken, ſo wolle er ein Exempel ſtatuiren; denn es ſey ihm ſehr kränkend, wenn Reiſende in ſeinem Gouvernement auf irgend eine Weiſe beläſtigt würden. So ſchaffte ich mir die Blutſauger auf eine Zeitlang vom Halſe, und ich habe, zum Ruhme der römiſchen Juſtiz, dieſe Anekdote nicht verſchweigen wollen, da ich ſo wenig Rühmliches von dieſem Lande zu erzählen weiß. Der Poſtmeiſter meinte doch hinterher, es ſey das gewöhnliche Schickſal der kleinen Fiſche, von den großen verſchlungen zu werden; und hätte, durch dieſes nur allzu wahre Sprüchwort, beynahe Gewiſſensbiſſe in mir erregt, wenn der ſchöne ebene Weg von Fano nach Peſaro mich nicht bald überzeugt hätte, daß er ſelbſt in der That unter die Raubfiſche gehörte.

Ich kann dieſe Straße, die ich an einem Sonntage paſſirte, nicht verlaſſen, ohne zu erinnern, daß die Landleute, beſonders die Weiber, zwiſchen Ancona und Fano ſehr hübſch ſind. Ich habe ſo viele ſchöne Weiber hier geſehen, daß ich jedem Fürſten, der etwa eine recht ſchöne Menſchenrace zu haben wünſcht, rathen möchte, Ko-

loniſten aus dieſer Gegend kommen zu laſſen. — Das zweyte, was meine Aufmerkſamkeit anzog, war die unendliche Menge von Jägern, oder eigentlichen Wildſchützen, die an der Landſtraße herum lagerten. Die Jagd iſt in den päbſtlichen Staaten frey, welches wohl eine ſehr unpolitiſche Vergünſtigung iſt; denn außerdem, daß auf dieſe Weiſe das Wild nothwendig ausgerottet werden muß, gewöhnen ſich auch die ohnehin faulen Italiäner zu ſehr an ein Vergnügen, welches wie ich aus eigner Erfahrung weiß, leicht ſeinen Liebhaber über die Gebühr feſſelt. Endlich iſt es auch wohl nicht rathſam, den Italiänern Mordwaffen in die Hände zu geben, die ſie ſo gern mißbrauchen.

62.

Peſaro

iſt ein artiges Städtchen, einſt Piſaurum, eine Kolonie der Römer, wo ich nicht irre, von Marc Antoninus gegründet. Spuren dieſes Alterthums fand man vormahls in dem palazzo publico, wo viele alte Denkmähler und Innſchriften aufbewahrt wurden; aber dieſe alle hat die Revolution zertrümmert und verſchlungen. Jetzt iſt nur noch ein Pallaſt übrig, der dem Alterthumsforſcher wahre Schätze öffnet, und es wäre in der That der Mühe werth, daß ein ſolcher Gelehrter

ſich einige Zeit zu Peſaro aufhielte, um Europa mit dieſen faſt verborgenen Schätzen bekannt zu machen. Ein gewiſſer Olivieri de Abbati nähmlich, aus einem alten piſauriſchen Geſchlecht (eques Pisaurensis hat er ſich ſelbſt genannt) war ein eben ſo gelehrter als reicher Mann, ein großer Liebhaber und Sammler vaterländiſcher Alterthümer. Er hat deren eine Menge zuſammengebracht, ein Muſeum nebſt einer Bibliothek angelegt, beydes in ſeinem Teſtamente für unveräußerlich erklärt, und dem Publikum ſeiner Vaterſtadt zur unentgeldlichen Benutzung hinterlaſſen. Geſegnet ſey ſeine Aſche! Ich habe auch die Ruheſtätte dieſes wackern Mannes in einer Kirche beſucht, ſeine Erben, die [illegible] haben ihm dort ein Grabmahl von Marmor. errichtet, aber welches er Blut weinen würde, wenn er es ſehen könnte; denn es iſt die ſtümperhafteſte Schülerarbeit, ein Quodlibet von Dingen, die alle auf die Kunſtliebhaberey des Verſtorbenen Beziehung haben. Aber ſein Geiſt ſchwebt noch in ſeinem Pallaſt. Gleich die Vorhalle iſt ringsum mit Fragmenten von antiken Basreliefs, Innſchriften, Denkſteinen, Columnen u. ſ. w. beſetzt [illegible]; denn auf dieſe ſchränkte der Patriot ſich ein. Ueber den heidniſchen iſt das Wort Pisaurensia geſchrieben, über die ſpätern Christiana. Die Innſchriften ſind zum Theil auch griechiſch. Auf gleiche Weiſe

ſind auch die Wände der großen Treppe verziert. Das Fragment eines eingemauerten Basreliefs fiel mir beſonders auf; eine ſitzende Figur (der Kopf fehlte), deren Füße auf einem Löwen ruhen, über welchem eine Schlange herabhängt. Das Muſeum ſelbſt ſoll ſehr anſehnlich ſeyn. Ich habe es leider nicht geſehen, da der Vorſteher deſſelben nicht zu Hauſe war. Ich begnüge mich daher, gelehrte Reiſende auf den Schatz aufmerkſam zu machen, der ſo verſteckt liegt, daß Reiſende vorübereilen, ohne ihn zu ahnden. Auch eine Gemähldeſammlung wird in dem Pallaſte gezeigt, ſie bedeutet aber nicht viel. Ein Saal iſt von einem gewiſſen Lazzarino gemahlt, der vor kurzem geſtorben iſt. Er war aus Peſaro gebürtig, und darum ſind ſeine Landsleute wohl ſo ſtolz auf ihn; denn durch die Ehrfurcht, mit welcher man von ihm ſprach, erregte man große Erwartungen in mir, die aber getäuſcht wurden. In mehreren Kirchen ſind Bilder von ihm, die ich, den guten Peſareſern zu gefallen, alle ſehen und loben mußte. Eine Verkündigung Mariä iſt ſein beſtes Gemählde, und zeichnet ſich vor allen andern Verkündigungen dadurch aus, daß der Engel in Gegenwart mehrerer Perſonen erſcheint, die ihn alle ſehen, Furcht und Erſtaunen ausdrücken.

Ich habe auch das Theater zu Peſaro beſucht. Man gab eine Opera Buffa, von der ich

nichts weiter zu ſagen weiß, als daß die Sänger eben ſo ſchlecht waren als die Muſik, das genügſame Publikum aber ſein B r a v o in reichen Gaben ſpendete. Der H a a r b e u t e l des B u f f o war ziemlich komiſch. Auch z w e y Ballets waren angekündigt. Ich habe nun das erſte geſehn; ein türkiſcher Miſchmaſch, eine abgedroſchene Serailgeſchichte, bey welcher Dekorationen, Kleidung und Tanz tief unter dem Mittelmäßigen bleiben. Nur die prima Ballerina zeichnete ſich vortheilhaft aus, und wird vermuthlich einſt eine ſehr gute Tänzerin werden. Das arme Mädchen war aber kaum vierzehn Jahre alt, und ſo ſtark im Wachſen begriffen, daß ihre langen rothen Hände bereits aus den alten Kleidern herausgewachſen waren, welches der flachbuſigen Dirne ein etwas ſpinnenartiges Anſehn gab. Das Haus iſt ziemlich groß, aber für ſeine Größe zu ſchmal. Vier Reihen verſchieden tapezirter Logen faſſen eine buntgeſchmückte Menge. — Weit luſtiger als die komiſche Oper ſelbſt war unſere Fahrt dahin, denn, in Ermangelung einer andern Equipage, geſchah ſie mit E x t r a p o ſ t. Eine Poſtkaleſche, auf ſtraffe Riemen gezogen, erſchien mit zwey Pferden beſpannt, der Poſtillon ritt auf einem derſelben, der Lohnbediente ſetzte ſich mit einem Laternchen auf den Bock; und ſo kutſchten wir in vollem Gallop ins Theater, wobey uns das

fürchterliche Stoßen manche Töne der Angſt aus-preßte.

Peſaro hat mancherley Fabriken, auch viele Erziehungsanſtalten für Seidenwürmer, in welchen allen viel Holz verbraucht wird. Es iſt wohl ein wenig abderitiſch, daß man alle dieſe Fabriken in eine völlig holzarme Gegend ver-legt hat; alles Holz muß aus Dalmatien her-über gebracht werden; man kann ſich daher leicht vorſtellen, wie ſelten und theuer dieſer Artikel hier iſt.

Ich kann dieß Städtchen nicht verlaſſen, oh-ne Lucian Bonaparte's noch einmahl zu ge-denken, der auch hier, wie überall, bewieſen hat, welch' ein zärtlicher Gatte und Vater, folglich welch' ein guter Menſch er iſt. Es war nicht ſeine Abſicht, ſich hier aufzuhalten, aber ſeine Gemahlin ſpürte Vorbothen einer nahen Nieder-kunft. Sogleich miethete er mit großer Aengſt-lichkeit das ganze Wirthshaus auf drey Monat, und ließ über ſechzig junge Weiber vom Lande hereinkommen, um eine recht geſunde Amme aus-zuſuchen. Daß die Sitten auf dem Lande, auch in Italien, noch unverdorben ſind, beweiſen die meiſten dieſer Bäuerinnen; Lucian wollte nähmlich ohne vorhergegangene Unterſuchung durch ſeinen Arzt keine Amme annehmen, und die Bäuerin-nen waren zu ſchamhaft, ſich einer ſolchen Un-terſuchung zu unterwerfen. Eine, die ihm beſon-

dies gefiel, wollte noch überdieß ihren Mann nicht verlaſſen, ungeachtet er ihr zwey Scudi *täglich* (etwa drey Thaler) und monathlich zwey neue Kleider bot. Die Anekdote hat mich gefreut und überraſcht. Glücklicherweiſe bedurfte Lucian nachher ihrer nicht, denn mit ſeiner Gemahlin beſſerte es ſich wieder, und er brachte ſie wohlbehalten bis Mailand. — Von ſchönen Gemählden, die einſt Peſaro ſchmückten, darf man nichts mehr ſuchen. Alle *Raphael's* und *Guido's* haben die Franzoſen zum Auswandern gezwungen, hingegen keinen *Lazzarini* angerührt, unter dem höflichen Vorwand: man wolle keinen noch *lebenden* Mahler auf dieſe Weiſe kränken. Damit wenigſtens tröſten ſich jetzt die Peſarenſer über die Vernachläſſigung ihres Lieblings.

Unweit *Cattolica* gelangt man endlich auf die Gränze des päbſtlichen *Reichs*, denn in der That iſt es noch immer ein *Reich* zu nennen, ſo viel auch ſchon davon abgezwackt worden.

63.

Rimini

war einſt eine berühmte Stadt, und man fährt noch jetzt in ihre Mauern durch einen ziemlich wohl erhaltenen Triumphbogen, der, ich weiß nicht warum, dem Kaiſer Auguſtus daſelbſt errichtet worden. Auf dem Markte ſteht ein Pie-

deſtal, das der Zufall einſt höher ehrte, als hätte es den olympiſchen Jupiter von Phidias Meißel getragen. Denn als Julius Cäſar, dem Senat zum Trotz, über den R u b i c o n gegangen war, da ſtieg er auf dieſen Stein, harangnirte ſeine Soldaten, und führte ſie dann gegen Rom. Daß es wirklich d i e ſ e r Stein geweſen, ſagt eine alte Inſchrift, die ich zwar nicht gegen allen Widerſpruch der Zweifler geſchützt halte, der ich aber gern Glauben beygemeſſen, wenigſtens ſo lange als ich vor dem Steine ſtand, und meine Phantaſie den großen Mann auf demſelben erblickte.

In oder bey der Kirche des heiligen Franziskus ſuchte ich das Grabmahl eines byzantidiſchen Philoſophen, Themiſtius, der ein Ausleger des Ariſtoteles war. P a n d o l f u s M a l a t e ſ t a, venetianiſcher General, Herr v. Rimini, und ein groſſer Verehrer der Wiſſenſchaften, ſoll, nach der Eroberung von Sparta, den Sarg dieſes Mannes aus Griechenland mitgebracht haben. Leider habe ich ihn nicht gefunden, woran vielleicht die Unwiſſenheit des Küſters Schuld ſeyn mochte. Aber das Grabmahl jenes Malateſta habe ich gefunden, und ſeine Ueberreſte wurden mir, zwar nicht durch die Eroberung von Sparta, aber durch die Erfahrung merkwürdig, daß heiße Liebe zu den Wiſſenſchaften nicht immer, wie man zu behaupten pflegt, rauhe Sitten mildert. Gelehrte ſind nur deshalb ſanfter und menſchlicher, weil

ſie gewöhnlich keine Macht in Händen haben. Wäre ihnen Gewalt verliehen, ſie würden oft ſchlimmer ſeyn, als der unwiſſendſte Despot. Dieſer Malateſta zum Exempel ließ zwey ſeiner Weiber durch Gift hinrichten, und die dritte erdroſſeln. Sie ſollen ihm untreu geweſen ſeyn, vermuthlich weil er nicht liebenswürdig war; denn die Kunſt, der Weiber Treue zu feſſeln, beſteht in weiter nichts, als in der Kunſt, ihnen immer liebenswürdig zu erſcheinen. — Einige Basreliefs an Malateſta's Grabmahl ſcheinen Kunſtwerth zu beſitzen. Ueberhaupt aber ſollte man dieſe Kirche die Kirche der Basrelief's nennen, denn mehrere ſah ich nie beyſammen. Sie ruht auf viereckigen Pilaſtern, deren vier Seiten von oben bis unten, dicht damit bekleidet ſind. Habe ich recht bemerkt, ſo befinden ſich auch viele Hiſtorien aus der heidniſchen Fabelwelt darunter. Alle beſtehen aus weiſſem Marmor, welches ſonderbar gegen die Decke abſticht, die nichts als die nackten Sparren des Dachſtuhls zeigt. Ich wünſche in der That, daß ein anderer Reiſender mehr Zeit als ich haben möge, dieſe merkwürdige Kirche zu betrachten.

Zu Rimini liegt eine ſtarke franzöſiſche Garniſon; man giebt ſie auf ſieben tauſend Mann an. Das Kloſter neben der Kirche des heiligen Franziskus dient einem Bataillon zu Kaſernen. Ich ließ mich mit einer Schildwache in ein Geſpräch ein, und fand aufs neue, welch' ein weich-

tiger Unterſchied zwiſchen der Bildung eines fran-zöſiſchen und jedes andern Soldaten in der Welt iſt. Die Geſchliffenheit, mit welcher dieſer gemeine Soldat ſprach, die Art, wie er ſich aus-drückte, ſeine Urtheilskraft, alles war hoch über ſeinen Stand erhaben. Er freute ſich, einen Preußen anzutreffen, denn er war mehrere Monathe in preußiſcher Kriegsgefangenſchaft ge-weſen, und rühmte herzlich das Gute, das er zu Stettin und Magdeburg genoſſen. Jetzo, meinte er, ſtehe er in einem miſerabeln Lande, deſſen Einwohner lauter Bettler und Taugenichtſe wä-ren. Als ich ihn dagegen an das herrliche Kli-ma, den wohlfeilen Wein erinnerte, ſagte er: der Soldat gewöhne ſich an alles, das preußiſche Bier habe ihm recht wohl geſchmeckt, und die Wohlfeilheit des Weins ſey nicht einmahl wün-ſchenswerth; denn ſie verleite nur zu Exceſſen. Gern hätte ich mit dem braven Kriegsmann mich noch länger unterhalten, der ſo achtungsvoll von dem biederſten König, und ſo dankbar von den gaſtfreyen Brandenburgern ſprach; aber die Zeit war mir karg zugeſchnitten. Im Heimgehen be-merkte ich noch die Statüe eines Pabſtes von Metall. Einige Freyheitsbäume ſtanden noch hie und da, ſie waren aber gewaltig zerlumpt, die Fahnen hingen in Fetzen herab, und an den Mützen hatte die Zeit auch kräftig genagt. Den-noch glaube ich, es ſind noch die wohlerhal-

[illegible]

teſten Denkmähler der ciſalpiniſchen Freyheit. — Von Ceſena iſt nichts weiter zu erinnern, als daß es durch die Geburt des vorigen und jetzigen Pabſtes verherrlicht worden. — Ich ſah hier zum erſtenmahl das Volk maskirt in den Straßen herum laufen; es nimmt ſich drollig aus. Alle Masken ſchienen aber nur zum Pöbel zu gehören, ſtellten Bäcker, Gemüßverkäufer, Bärenführer u. dgl. vor. Gegen einen maskirten Mann, zählte ich immer zehn maskirte Frauenzimmer, die gewöhnlich Beſen in der Hand trugen, und luſtig durch den Koth wateten.

Im Ganzen iſt die größere Betriebſamkeit des Volks in der ciſalpiniſchen Republik ſehr auffallend. Die Felder ſind überall wohl kultivirt, und mit arbeitſamen Menſchen bis ſpät gegen Abend bedeckt. Daß man aber dem Norden ſchon wieder um ein Großes näher gerückt iſt, wird auch merklich; die Pomeranzenbäume hören auf, ſobald man Rom verlaſſen hat. Bald verſchwinden auch die Lorbeeren und immer grünenden Eichen. Der Oelbaum wird immer ſparſamer, Pappeln und Maulbeerbäume nehmen ſeine Stelle ein. Die Aloe ſucht man vergebens. Dagegen bemerkt man an den Einwohnern ein mehr deutſches Ausſehen, ſie vermummen ſich nicht mehr ſo viel in die braunen Kittel, mit rothen Lappen verbrämt, und häßlichen ſpitzen Kaputzen verſehen, worin die Römer und Neapolitaner den Samojeden gleichen.

Ehe der Reiſende Bologna erreicht, paſſirt er noch ein paar hübſche groſe Städte, Faenza und Imola; da ich aber bloß durchgefahren bin, ſo weiß ich nichts weiter davon zu ſagen, als daß noch immer Freiheitsbäume darinnen ſtehen, ſo wie eine zweydeutige Jungfrau noch immer das Kränzlein trägt.

64.

Bologna,

iſt eine groſe Stadt, ſo einförmig gebaut, daß man über das ewige Einerley verzweifeln möchte. Faſt alle Straßen nähmlich ſind zu beyden Seiten mit Bogengängen eingefaßt, die auf Säulen und Pilaſtern ruhen. Das iſt freylich für die Fußgänger äußerſt bequem; ſie ſind vor jeder Witterung geſchützt, daher man auch faſt gar keinen Wagen ſieht; aber die untern Stockwerke und Buden müſſen natürlich ſehr finſter ſeyn, und der Fremde, der gern Häuſer ſehen möchte, ſucht dieſe vergebens. Die Neigung zu bedeckten Bogengängen muß den Bologneſern angethan ſeyn; denn es iſt ihnen nicht genug, daß ſie ihre eigenen Häuſer vor lauter Bogen nicht finden können, ſie haben auch vor etwa anderthalbhundert Jahren einen Bogengang aus der Stadt bis zu einer Madonna auf einem Berge geführt; der nicht weniger als zwey ſtarke Meilen lang

iſt, und oft in ſteile Felſen hat müſſen gehauen werden. Man glaube auch nicht, daß etwa die Regierung dieſen Einfall gehabt habe; nein, das Volk ſelbſt, das erzfromme Volk, hat alle die zahlloſen Bogen auf eigene Koſten erbaut. Wer einzeln reich genug war, machte ſich verbindlich einen oder mehrere Bogen hinzuſtellen; Arme hingegen vereinigten ſich unter einander und ſchoſſen zuſammen. Kein Stand, keine Zunft blieb zurück. Denn zu der Frömmigkeit geſellte ſich, wie gewöhnlich, die Eitelkeit; die Nahmen der Wohlthäter wurden unter dem von ihnen errichteten Bogen angeſchrieben, und bekanntlich liebt der Menſch nichts mehr, als ſeinen Nahmen irgendwo an eine Wand geſchrieben zu ſehen. Darum findet man noch jetzt, als Erbauer verewigt, hier die Soldaten von einem Cavallerie-Regiment, dort die Muſikanten aus einer Kirche, hier die Krämer-Innung, dort ſogar die Livree-Bedienten; niemand hat zurück bleiben wollen. Manche haben ihre Bogen noch durch ſchlechte Gemählde verziert, denn Jedem ſtand frey, es damit zu machen, wie mit einer Loge in der Komödie; daher iſt ſelten ein Bogen inwendig ſeinem Nachbar ähnlich, und es laufen ſeltſame Einfälle mit unter. Jeder Bogen iſt etwa anderthalb Klafter lang und faſt eben ſo breit, durchgehends bequem gepflaſtert. Vor einigen Jahren hat man die ganze ſonderbare Straße reſtaurirt

und neu geweiſst. Dieſem Reiz haben die ſtets ſchreibfertigen Menſchen nicht widerſtehen können, und ihre Nahmen tauſendweis u n b e f u g t auf die Wände gekritzelt. Deßhalb iſt auf einer ins Auge fallenden Tafel eine ſcharfe Ermahnung angeheftet worden, durch welche erinnert wird, daß der Gang der heil. Jungfrau gehöre, und daß dieſelbe ſolch Geſchreibſel nicht leiden könne. Bis jetzt hat die Ermahnung wenig geholfen. Das Kritzeln iſt eine Erbſünde, von der die Menſchen nie erlöſet werden. — Trotz der wetteifernden Frömmigkeit der Bologneſer wurden der Bogen doch endlich zu viele, (man kann denken, wie viele Tauſende dazu gehören, eine ſo weite Strecke auszufüllen) daher haben doch Manche, um das Werk nicht unvollendet zu laſſen, aus dem öffentlichen Schatz hinzugefügt werden müſſen, und manche unter dieſen Manchen ſind noch jetzt zu v e r k a u f e n; öfter findet man, ſtatt eines Nahmens, die Worte: da vendere. Man hätte freylich mit dem vielen Gelde ein herrliches Hoſpital ſtiften können, und dieſes wäre allerdings nützlicher geweſen. — Fremde wallfahrteten vormahls hinauf zu einem ſchönen G u i d o R e n i. Die Franzoſen haben ihnen dieſe Mühe für die Zukunft erſpart. — Will man ſich einen ſchönern Genuß verſchaffen, ſo eile man ſchnell in die kunſtreichen Fabriken, wo viele tauſend Spindeln, mit glänzender Seide bezogen, die

gro-

groſſen Räder bekränzen, die in drey Stockwerken mehrere Säle füllen, und doch alle durch eine Handvoll Waſſer, das in der Tiefe auf ein einziges Rad fällt, Tag und Nacht herumgetrieben werden. Dort wird dich der Fleiß von mehr als funfzig armen Kindern ergötzen, die ſtets hin- und herlaufen, etwa abgeriſſene Fäden wieder anzuknüpfen; dort wird dich der einfache Mechanismus in Erſtaunen ſetzen, wenn du ſiehſt, wie durch Berührung mit einem Finger das ganze Rieſenwerk plötzlich aufgehalten, und eben ſo leicht durch den leiſeſten Druck wieder in Bewegung geſetzt wird. Es thut ſehr wohl, Genie und Fleiß ſo innig vereinigt zu ſehen. —

Ob man daſſelbe von der einſt ſo berühmten Univerſität zu Bologna ſagen könne? weiß ich nicht. Es gab eine Zeit, wo zwölf tauſend Studenten zu gleicher Zeit hier waren, auch ſehr viele Deutſche, und wo man kaum für einen Gelehrten galt, wenn man nicht in Bologna ſtudirt hatte. Damahls nannte ſich Bologna: Mutter der Wiſſenſchaften, Lehrerin der Nationen, Amme der Geſetze; und auf ihren alten Münzen las man: Petrus ubique pater, legumque Bononia mater. Mit großem Wohlgefallen wird jetzt noch erzählt, daß ein König von Dännemark im funfzehnten Jahrhundert, ſich nicht auf den für ihn bereiteten Thron habe ſetzen wollen, ſondern erklärt habe: er fin-

de ſich genug geehrt, wenn er mit den Weiſeſten in eine Reihe ſitzen dürfe. Dieſe Zeiten ſind längſt vorbey, aber Gelegenheit etwas zu lernen, giebt es hier noch immer, auch ſah ich ziemlich viele Studenten die Gänge des ungeheuren Univerſitäts = Gebäudes durchkreutzen; ja auch in der Bibliothek, die aus hundertvierzigtauſend Bänden beſtehen ſoll, fand ich, trotz der Kälte des Tages, wohl zwanzig bis dreyßig, die mit verkrummten Fingern Bücher durchblätterten und excerpirten. Es wird hier alles angetroffen, was zur Erleichterung des Unterrichts in den Wiſſenſchaften beytragen kann: ein Naturalien = und Mineralien = Kabinet; eine große Sammlung von phyſikaliſchen Inſtrumenten; von anatomiſchen Präparaten; von antiken Inſchriften und Geräthſchaften. Das Beſte jeder Art haben die Franzoſen freylich mitgenommen, denn ihnen war der Tempel der Minerva eben ſo wenig heilig, als die Kirche der Madonna. Es hat den guten Profeſſoren nichts geholfen, daß ſie in der größten Geſchwindigkeit Bonaparte zum Mitglied ihrer Univerſität proclamirt, und dieſes Ereigniß durch eine pomphafte Inſchrift verewigt haben. — Die Portraits aller lebenden und todten Lehrer hängen auf der Treppe (unter andern auch Galvani). Manche derſelben ſind von berühmten Meiſtern gemahlt. — Das Merkwürdigſte von der ganzen Univerſität war mir jedoch eine Art

den Wundermann, Profeſſor Mezzofanti, der ohne jemahls weiter als bis Verona gekommen zu ſeyn, zwanzig Sprachen geläufig und faſt ohne Anſtoß ſpricht und noch drey andere recht gut verſteht. Vom Deutſchen, Ruſſiſchen, Engliſchen und Franzöſiſchen gab er auf der Stelle Proben, die ſo trefflich ausfielen, daß ſie auch für ſeine übrigen Sprachkenntniſſe Glauben erweckten; zumal da er ein beſcheidener, anſpruchloſer Mann iſt. — Auch eine große ſtarke Dame befindet ſich hier, die griechiſche Vorleſungen zum Beſten giebt. Ihren Nahmen weiß ich nicht. Es iſt auch nichts daran gelegen. —

Die Kathedralkirche iſt ein impoſantes gothiſches Gebäude, das eine Mittagslinie ſchmückt, welche der berühmte Caſſini im Jahre 1653 gezogen hat. Sie iſt hundert und acht und ſiebzig Fuß lang, und galt zu ihrer Zeit auch deshalb für ein Wunder, weil ihr zwey Säulen im Wege zu ſtehen geſchienen, von welchen man geglaubt, geſchrieben und gedruckt hatte, es ſey unmöglich, daß ſie das ganze Werk nicht hindern ſollten. Caſſini ſcheiterte aber nicht an jenen Säulen, und ſeine Linie iſt einigemal ſorgfältig renovirt worden. — Auch wird hier der Kopf des heil. Petronius verwahrt, und zwar unter drey Schlöſſern, deren Schlüſſel der älteſte Senator, der älteſte Canonicus der Kirche, und der älteſte aus dem Hauſe Al-

drovandi beſitzen. In dieſer Kirche wurde Carl V. von Clemens VII. gekrönt. Die Canonici haben allerley Vorrechte, unter andern auch das ſonderbare, einen Lappen von dem Felle des grauen Eichhörnchens über die Schulter zu hängen, und das ſehr bedeutende, jährlich, am Feſte ihres Heiligen, einem zum Tode verdammten Verbrecher das Leben zu ſchenken. —

Ein paar entſetzlich ſchiefe Thürme ſind wohl des Anſehens werth. Ehe man ſich an den Anblick gewöhnt, fürchtet man alle Augenblicke, ſie werden Einem auf den Kopf fallen. Die Fabel erzählt: Zwey Baumeiſter waren in ein Mädchen verliebt, deſſen Vater ſein Töchterlein nur dem Kunſtreichſten von beyden geben wollte; flugs baute der Eine einen ſchiefen Thurm, und der Andere ſetzte einen noch ſchiefern daneben. Die Wahrheit iſt, wie ſich oft zuträgt, noch unvernünftiger als die Fabel; denn daß ein paar Verliebte einen dummen Streich machen, iſt ſehr in der Ordnung; daß aber zwey reiche Edelleute vor ſiebenhundert Jahren ihre Pracht nicht beſſer zu zeigen wußten, als indem ſie die unnützen Kunſtſtücke erbauen ließen, iſt kaum glaublich. Indeſſen haben die albernen Menſchen den Zweck, ihren Nahmen zu verewigen, dennoch erreicht, denn die Thürme heißen noch jetzt nach ihnen Aſinelli und Gariſendi; ja, was noch mehr iſt,

Dante hat ihnen die Ehre erzeigt, einen derſelben in ſeinen Gedichten zu erwähnen.

Alle Kirchen zu Bologna waren reich an Merkwürdigkeiten, ehe die Franzoſen ſie beraubten; jetzt zeichnen ſich nur noch wenige aus; unter dieſen die Kirche des heil. Dominicus. Dort liegt Guido Reni begraben, neben ihm die brave Mahlerin Eliſabeth Sirani. Auch Guido's Grabſtätte haben die Franzoſen nicht verſchont. Die Gemählde, durch welche er ſie verherrlicht hatte, ſind verſchwunden, bis auf ein Frescogemählde, welches ſie nicht mitnehmen konnten. Noch ein merkwürdiges Grabmahl iſt das des Königs Cazlus, Sohn Kaiſer Friedrichs II., der einſt Sardinien und Corſica beherrſchte. Die Bologneſer nahmen ihn im Kriege gefangen, zu einer Zeit als ihre Macht den höchſten Gipfel erreicht hatte, und folglich in Uebermuth ausartete. Troz allen Bitten, und dem reichſten angebotenen Löſegelde, ließen ſie ihn doch nie wieder los. Zwar wurde ihm ein, nach damahliger Art, herrlicher Pallaſt erbaut und eingeräumt, der noch jetzt ſteht und der alte Pallaſt genannt wird; in dieſem wurde er königlich geſpeiſt und getränkt, aber drey und zwanzig Jahre lang gefangen gehalten, bis er endlich ſtarb, und königlich begraben wurde. Alles das erzählt eine ſtolze Inſchrift, worin der Senat den König immer Feind und Gefan-

geuer nennt. Man ſagt, der Uebermuth der Bologneſer ſey ſo weit gegangen, daß ſie, als Löſegeld, eine goldene Kette gefodert, ſo lang, daß man die ganze Stadt Bologna damit umgeben könne. Wären damahls die feinen venetianiſchen Ketten ſchon verfertigt worden, ſo hätte man ſie immer beym Wort halten mögen. — An dem Grabe des heil. Dominicus haben brave Künſtler ihre Kunſt gezeigt. Ein paar Engel, unter andern, die Leuchter tragen, ſind von Michel Angelo Buonarotti. — In der Paulskirche iſt die Enthauptung dieſes Apoſtels koloſſal in Marmor dargeſtellt. Der Künſtler, Algardi, wird mit Recht zu den Beſſern ſeiner Zeit gerechnet. — In der Kirche S. Salvator liegt ein Mann begraben, der Kaiſer Karls V. Freund, und ſchon ſein Spielgeſell als Knabe geweſen, Montmorenci, aus einem Geſchlecht, welches die erſten chriſtlichen Barone geliefert zu haben ſich rühmt. Er kam zu des Kaiſers Krönung mit nach Italien und ſtarb hier. Auch ein Gemählde beſitzt dieſe Kirche, welches mir vortrefflich vorgekommen iſt, obgleich die Franzoſen es nicht mitgenommen haben. Der Nahme des Meiſters gehört freylich nicht unter die berühmten, er heißt Gherini. — Sämmtliche Bologneſer Kirchen haben mehr als vierzig Gemählde nach dem alles verſchlingenden Paris liefern müſſen. — Weit beſſer iſt es den Palläſten ergan-

gen, die, als Privateigenthum, doch mehr reſpek-tirt worden ſind; daher enthalten ſie noch groſſe Kunſtſchätze. Vor allen nenne ich die Gallerie des Pallaſtes Sampini, und aus derſelben Peter und Paul, von Guido Reni. Dieſem Peter hat der Mahler einen herrlichen, tiefdenkenden Kopf gegeben. Eine von del Sarto's lieblichen Madonnen; ein Raub der Proſerpine von Albani, mit allerliebſten tanzenden Kindern; ein Weib mit zwey Kindern auf dem Schooße; von Vandyk; man nennt das Weib Amme, ſie war aber gewiß Mutter. Den tiefſten Eindruck hat ein Gemählde des alten Bellini (Tizians Meiſter) auf mich gemacht: Maria, den todten Sohn in ihren Armen haltend. Ach! dieſe Halbtodte unterſcheidet ſich von dem Todten nur noch durch das gebrochene, verweinte Auge! ganz dicht hält ſie ihren Mund an den ſeinigen, gleichſam um zu verſuchen, ob noch Athem in ihm ſey, oder ihren eigenen letzten Athem ihm einzuhauchen. Es iſt ein göttliches Bild, und wenn der Schüler Tizian ſeinen Meiſter in der Kunſt übertraf, ſo hat er ihn doch ſicher in der Empfindung nie erreicht. — Die drey Carraccio's ſtifteten bekanntlich zu Bologna eine Schule. Auch in dieſem Pallaſt haben ſie ſich durch manche Meiſterwerke, beſonders aber durch die vortrefflichen plafonds al fresco verewigt, welche die Thaten des Herku-

les darſtellen. Um dieſer Plafonds willen muß die Gallerie im untern Stockwerke bleiben, wo ſie leider ſchlechtes Licht hat. — Ein kunſtreiches Crucifix von Elfenbein, von Giovanni di Bologna wird von Kennern ſehr bewundert. — Auch der Pallaſt Zambeccari enthält eine Gallerie von zahlreichen, doch nicht ſo auserleſenen Gemählden. Wenn man eben aus Rom und Neapel kommt, ſo hat man der Meiſterwerke dieſer Art ſo viel geſehen, daß man leider ſchon gleichgültiger dagegen geworden iſt, und nicht mehr davon ſprechen mag. Der Leſer wird mir daher verzeihen, wann ich die Menge der übrigen Palläſte mit Stillſchweigen übergehe. Der Pallaſt Caprara wimmelte vormahls von Merkwürdigkeiten, unter andern fand ſich da eine koſtbare Sammlung türkiſcher Waffen, die ein Marſchall Aeneas Caprara einſt erbeutete; kürzlich iſt aber das Beſte an den Vicekönig Melzi in Mailand verkauft worden. — Der Pallaſt Bentivogli möchte für Deutſche noch dadurch intereſſant ſeyn, daß der Churfürſt von Sachſen in demſelben zur kathol. Kirche übertrat, als er König von Polen wurde. — Gern hätte ich noch die Kirche der heil. Chriſtina beſehen, weil ſich in derſelben zwey Statüen von Guido Reni befinden ſollen, den ich nie als Bildhauer habe nennen hören; ſie war aber grade verſchloſſen, und ich mußte, wegen Kürze der Zeit, meinen Wunſch

anſehen. — Bologna ſcheint ſehr arm an Einwohnern zu ſeyn. In etwas entlegenen Straſſen begegnet man kaum hie und da einem Menſchen. Demungeachtet hat es mehrere große Theater. Die diesjährige Oper war nicht ſchlecht, auch das Ballet konnte ſich eines ſehr vorzüglichen Tänzers rühmen, der, nach meinem Urtheil, an Kunſt den Herrn Benulica in Neapel übertraf, an Süffiſance aber es ihm gleich that, denn überhaupt giebt es wohl keine übermüthigere Kreaturen in der Welt, als die ſogenannten primi Ballerini. Da die Comödianten in den italiäniſchen Städten jährlich wechſeln, und immer hin- und herziehen, ſo läßt ſich über kein italiäniſches Theater ein bleibendes Urtheil fällen. Was heute wahr iſt, gilt in einigen Wochen nicht mehr. In mancher Rückſicht gewinnt das Publikum bey dieſem ewigen Wechſel, aber zuſammen eingeſpielt kann eine Geſellſchaft nie ſeyn.

In Bologna florirt der Buchhandel mehr als irgendwo in Italien. Das will zwar noch nicht viel ſagen, denn er bedeutet in andern Städten ſo gut als gar nichts; hier findet man aber doch nicht allein alles, was in Italien ſparſam genug erſcheint, ſondern auch viele Ueberſetzungen aus fremden Sprachen, und ſelbſt die franzöſiſchen klaſſiſchen Schriftſteller. In einer

einzigen Straße habe ich ſieben oder acht Buchhändler gezählt.

Eine der ſonderbarſten und abgeſchmackteſten Gewohnheiten exiſtirt faſt in ganz Italien (Neapel ausgenommen) und verunſtaltet die Straßen der Städte. Wenn nähmlich ein Menſch von irgend einiger Bedeutung geſtorben iſt, ſo wird ſein Wappen, auf einem großen Bogen Papier, in Holzſchnitt abgedruckt, bunt illuminirt; dann, auf einem gleich großen Bogen, irgend ein Sinnbild des Todes, und in der Mitte, groß gedruckt, die Worte: Bittet für die Seele des N. N. Dieſe beyden Bogen werden nebeneinander auf die Kirchenmauer gekleiſtert, aber nicht einmahl, nein, zehn auch zwanzigmahl, in einer oder in mehreren Reihen, wodurch ſie natürlich einen großen Raum bedecken, an dem man eine ziemliche Weile hergehen oder fahren, hochadeliche Wappen ſich wohl einprägen und immer wieder dabey leſen muß: Bittet für die Seele des N. N. Nun aber ſind der Kirchen überall in Italien eine große Menge; der Tod verſchont die Wappenbeſitzer nicht; die Eitelkeit kann er jedoch nicht bezwingen, die Wappen müſſen angekleiſtert werden; ſie bleiben kleben, ſo lange es der Zeit und dem Regen beliebt; neue kommen täglich hinzu, folglich geht und fährt man faſt beſtändig durch eine Wappengallerie, deren einziger Schildhalter der Tod iſt;

und wollte man der Einladung folgen, ſo hätte man von einem Thor bis zum andern nichts anders zu thun, als für Seelen zu beten. In Bologna habe ich dieſen Unfug zuerſt ſehr häufig bemerkt. — So unangenehm dieſe Tapete iſt, ſo angenehm hingegen iſt die Reinlichkeit, welche in den Straßen dieſer Stadt durch Armuth und Noth erzwungen wird. Es gibt nähmlich Menſchen, die davon leben, daß ſie allen Straßenkoth, auch die ekelhafteſten Dinge, mit ihren Händen in Körbe ſammeln, und zum Düngen der Gärten verkaufen. Wie ſich doch der Menſch an Alles gewöhnen kann! — Ich habe einen armen Teufel mit einer Art von Behaglichkeit und Gierigkeit, groſſe Hände voll Menſchenkoth in ſeinen Korb kneten ſehen, als ob er einen Paſtetenteig vor ſich hätte. Freylich ſah er dabey auch wohl mit Neid und Ingrimm auf das eben vorbey marſchierende franzöſiſche Regiment, (das hundert und ſechſte) welches aus lauter ſchönen, groſſen, wohlgenährten und gekleideten Leuten beſteht, die nicht dafür zu ſorgen haben, ihren Vorrath zu liefern. Hier, wie in ganz Italien, werden die genieſſenden Sieger tödtlich gehaßt, und ich möchte, bey veränderten Umſtänden, nicht für eine ſicilianiſche Veſper ſtehen.

Die angenehme Unterhaltung, die mir in Frankreich ſo oft durch tauſende von Anſchlägen (Affichen) an den Straßenecken gewährt wurde,

wo Jeder dem Publikum ſeine Angelegenheiten und Wünſche ſo vertraulich mittheilt, als ſpräche er mit ſeinem nächſten befreundeten Nachbar, dieſe habe ich in ganz Welſchland vergebens geſucht. Bloß Einladungen zu gottesdienſtlichen Handlungen findet man hier angeheftet; etwa in dieſe oder jene Kirche, zu der erſten Meſſe eines Prieſters u. ſ. w. Das Zettel zu dieſer letztern Feyerlichkeit war ſogar mit einem Sonnette geziert. In der Nähe waren die Kerker der Gefangenen; ſie ſitzen hinter eiſernen Gittern, aber ohne Fenſter; zwiſchen den Stäben laſſen ſie an Stricken kleine Körbe, oder auch ihre Hüte herab, und ſchreyen unaufhörlich die Vorbeygehenden, beſonders die Fremden an, die ſie auf den erſten Blick zu unterſcheiden wiſſen. Giebt man ihnen nichts, ſo werden ſie auch wohl grob und werfen Einem ſchmutzige Späßchen nach. Solche Kerker fand ich überall in Italien, und überall dienten ſie mir zum Beweiſe, daß Liebe nicht durch Verbrechen ausgelöſcht wird, wenn dieſe nur nicht an der Liebe begangen worden; denn faſt den ganzen Tag ſind dieſe Kerker von Weibern und Mädchen belagert, die jeden Augenblick benutzen, um mit ihren eingeſperrten Männern oder Geliebten traulich zu koſen. —

Ich kann Bologna nicht verlaſſen, ohne des muthigen und ſinnreichen Z a m b e c c a r i noch einmahl zu gedenken. Schon bey meinem erſten Auf-

enthalt in dieſer Stadt wünſchte ich, ſeine Bekanntſchaft zu machen: aber damahls feſſelten ihn noch die Folgen ſeiner unglücklichen Luftfahrt an ein ſchmerzhaftes Krankenlager. Jetzt iſt er wieder hergeſtellt und mein Wunſch wurde mir gewährt. Ich fand einen Mann, deſſen Phyſiognomie ganz verſpricht, was er längſt gehalten hat. Seine Augen ſind Gedanken. Er hatte die Güte, mich ſelbſt von allen Details ſeiner ewig merkwürdigen Luftreiſe zu unterrichten. Ich ſah die Lampe von ſeiner Erfindung, durch deren Hülfe er ſich nach Gefallen hinaufheben oder herablaſſen kann. Es iſt wohl unwiderſprechlich, daß, ſobald es dem Luftſchiffer gelungen iſt, ſich in einer gewiſſen Höhe mit der ihn umgebenden Luft ins Gleichgewicht zu ſetzen, nur noch die allerkleinſte Kraft dazu gehört, dem Ball eine horizontale Richtung zu geben. Dieſe Kraft wohnt alsdann in den angebrachten leichten Rudern, und Zambeccari hat, im Anfang ſeines Aufflugs bewieſen, daß ſeine Theorie richtig begründet war. Nicht er allein, ſondern mehrere Augenzeugen haben mich verſichert, daß er zweymahl nach verſchiedenen Richtungen gelegene Thürme angab, zu welchen er hinſchweben und von da zurück kommen wollte. Beydemahl hielt er Wort mit ſehr geringem Aufwand von Kraft. Aeußerſt rührend war es mir, zu erfahren, daß er ein junges Weib und geliebte Kinder hat. Man denke ſich den

Zuſtand dieſer Unglücklichen, als ſein Gefährte Andreoli ihn ſo übereilt verließ, und ſie den Gatten und Vater in einer brennenden Maſchine, ſelbſt brennend, hoch über die Wolken fahren ſahen! — Daß ſolch ein Unglück zum zweytenmahle ihm nicht begegnen könne, dafür hat ſein erfinderiſches Genie bereits geſorgt; ein einfacher Mechanismus bewürkt, daß auch in dem Falle, wenn die Maſchine an Bäume geſchleudert wird, die Lampe doch immer im Gleichgewicht bleibt, und der brennende Spiritus nicht überlaufen kann!

Zwar hatte ich ſchon von ſeiner erſten Luftfahrt manches in den Zeitungen geleſen, aber doch keine lebendige Darſtellung, und ſeine gefällige Erzählung war mir daher ſehr willkommen. „Ich diente einſt in der ruſſiſchen Marine, ſagte er mir, wurde im Jahr 1787 von den Türken gefangen, und ſaß bis 1790 im Bagno zu Conſtantinopel. In dieſem Aufenthalte des Elends und Müſſiggangs, dachte ich über die aeroſtatiſche Kunſt nach und entwarf meine Theorie, die ich drucken ließ, und darauf zu London zum erſtenmahle ausübte. Bey meiner Zurückkunft ins Vaterland unterwarf ich ſie der Prüfung zweyer unſerer geſchickteſten Mathematiker, Saladini und Canterzani, die mich, der ich nicht reich bin, der Unterſtützung der Regierung würdig hielten, worauf ich auch einen Vorſchuß von achttauſend mailändiſchen Liren erhielt, (etwa

tauſend und ſechshundert Thaler). Ich verfertigte eine Maſchine, die mir nach Wunſch gerieth, und beſtimmte meine Auffahrt auf den vierten September. Hinderniſſe und Strapatzen aller Art hatten mich ſehr ermüdet, meine Hoffnung ſchwankte. Dennoch verließ ich mich auf einige Freunde, und ließ am dritten September um Mitternacht die Maſchine an den beſtimmten Platz bringen. Mein Bruder ſollte mich benachrichtigen, ſobald Alles bereit wäre, indeſſen ich mich zu Hauſe noch durch nothwendige Ruhe erquicken wollte. Ich konnte nicht ſchlafen, und da gegen ſechs Uhr Morgens noch immer niemand kam mich abzurufen, ſo trieb mich die Unruhe heraus. Nichts war fertig, Alles nur halb gethan, ein großer Theil der Vitriolſäure umſonſt verſchwendet. Die Feuchtigkeit der Nacht und die darauf folgende Sonnenhitze, hatten dergeſtalt auf den Firniß gewürkt, daß das Netz ſich feſt an den Ball geleimt hatte; es auf der Stelle davon loszumachen, war unmöglich; ich habe nachher drey Tage dazu gebraucht, und trotz aller Vorſicht nicht vermeiden können, daß beym Ablöſen nicht tauſend Riſſe und Löcher entſtanden wären. Wie mir dabey zu Muthe war, mich ſo dem Hohn meiner Feinde und dem Mißfallen einer zahlloſen Menge Zuſchauer ausgeſetzt zu ſehen, davon laſſen Sie mich ſchweigen."

„Ich mußte das Experiment aufſchieben

bis zum fünften Oktober. Aber meine Kaſſe war erſchöpft, ich konnte dieſen Aufwand nicht zum zweytenmahl beſtreiten; kein Freund kam mir zu Hülfe. Das Gouvernement war endlich ſo großmüthig, mir nochmahls tauſend Scudi vorzuſchießen, doch nur gegen einen Wechſel auf meine Einkünfte, der nachher, grade zu der Zeit, als der Chirurgus mir in Venedig die Finger von der linken Hand löſte, mit aller Strenge in Bologna einkaſſirt, und meiner Familie ihr einziger Unterhalt geraubt wurde. — Ich war nun dem Publikum gleichſam verſchuldet, und konnte das verſprochene Schauſpiel nicht länger aufſchieben, als die Reparatur meiner Maſchine Zeit erforderte. Aber am fünften und ſechſten Oktober regnete es ſo anhaltend, daß ein abermahliger Aufſchub unvermeidlich war. Endlich, am ſiebenten, ſchien das Wetter ſich ein wenig aufzuklären; zwar war die Unbeſtändigkeit deſſelben voraus zu ſehen, aber — die Unwiſſenheit, der Fanatismus und — (hier ſtockte er und wollte ſich nicht deutlicher erklären) zwangen mich, den Aufflug zu wagen, gegen alle von mir ſelbſt feſtgeſtellten Grundſätze. Die Zubereitungen erforderten wenigſtens zwölf Stunden; dennoch hatte ich nicht früher als um ein Uhr Nachmittags den Anfang damit machen können, folglich war es dunkel ehe ich zur Hälfte vollendet hatte, und ich ſah mich bereits um die gehofften Früchte meines

Er=

Experiments betrogen. Nur fünf junge Leute halfen mir; acht Andere, die ich gleichfalls unterwieſen, und die ihren Beyſtand verſprochen hatten, waren mir abwendig gemacht worden und blieben aus. Das, und die üble Witterung, waren Schuld, daß die auffſteigende Kraft des Balls nicht in dem Maaße zunahm, als man nach dem Verbrauch der Materialien hätte erwarten ſollen. Jetzt wurde es düſter in meinem Sinn. Achttauſend Scudi gab ich verlohren — und ſie ſind es wirklich! — mir blieb nur die Ehre noch zu verlieren. Mit erſchöpften Kräften, ohne den ganzen Tag einen Biſſen gegeſſen zu haben, Galle auf den Lippen, Verzweiflung im Herzen; ſo ſtieg ich um Mitternacht hinauf über die Wolken, ohne eine andere Hoffnung als die, daß der Ball, der durch das Hin- und Herſchleppen bereits viel gelitten hatte, mich nicht weit tragen würde. Andreoli und Graſſetti waren meine Begleiter. Anfangs wollte ich am Anker herumſchweben bis es Tag würde, als ich aber merkte, daß der Ball eine Neigung zum Niederſteigen verrieth, vermuthete ich, er habe bereits von der brennbaren Luft verloren, da die ſchon erwähnte Beſchädigung durch das Zuſammenleimen des Firniſſes, unmöglich ohne alle bleibende Folgen hatte ausgebeſſert werden können. Um ſo eher ſchmeichelte ich mir, nahe bey Bologna ohne Gefahr wieder herab zu ſteigen. Wir ſchwebten langſam

aufwärts, und blieben lange Zeit über der Stadt. Plötzlich aber erhuben wir uns mit großer Schnelligkeit, und ein Südweſtwind brachte uns den Zuſchauern in einem Augenblick aus dem Geſichte.“

„Die Lampe, welche beſtimmt war, die aufſteigende Kraft zu vermehren, wurde fürs erſte gar nicht gebraucht. Die Bemerkungen am Barometer u. ſ. w. konnten beym ſchwachen Schein einer Laterne nur ſehr unvollkommen angeſtellt werden. Die fürchterliche Kälte in der Höhe, in welcher wir uns befanden, meine Nüchternheit ſeit mehr als vier und zwanzig Stunden, und der Kummer, der meine Seele belaſtete, Alles das zuſammen genommen bewirkte, daß ich ohnmächtig wurde, und in eine Art von Todtenſchlaf auf die Gallerie hinſank. Meinem Gefährten Graſſetti ging es eben ſo. Nur Andreoli blieb munter und friſch, vielleicht weil er gut gegeſſen, und brav Rum dazu getrunken hatte. Zwar litt auch er viel von der ſchrecklichen Kälte, aber er that doch was möglich war, um mich zu erwecken. Auch gelang es ihm endlich mich auf die Beine zu bringen, nur meine Sinne blieben verwirrren, und ich fragte ihn, wie im Traume: was es neues gebe? wohin wir gingen? wie viel die Glocke geſchlagen? woher der Wind wehe? u. dergl.“

„Es war damahls zwey Uhr. Die Magnetnadel berührte den Boden, und war uns folglich ganz unnütz, das Wachslicht in der Laterne konnte in einer ſo ſehr verdünnten Luft nicht brennen, loderte immer ſchwächer und verloſch endlich ganz. Wir ſenkten uns in eine dicke Schicht weißlicher Wolken herab, und als wir hindurch waren, hörte Andreoli ein kaum vernehmbares Geräuſch, welches er bald für das ferne Brechen der Wellen an der Küſte erkannte. Er rief mir dieſe ſchreckliche Neuigkeit ſogleich zu. Ich horchte und überzeugte mich ſelbſt davon. Das Licht mußte ſchnell wieder angezündet werden, um am Barometer zu erkennen in welcher Höhe wir uns befänden, und darnach unſre Maaßregeln zu nehmen. Durch heftiges Schütteln wurde auch Graſſetti ein wenig munter. Andreoli zerbrach fünf phosphoriſche Lichter nacheinander, doch keines wollte brennen. Mit großer Mühe gelang es uns endlich, durch Hülfe des Feuerzeuges, die Laterne wieder anzuzünden. Es war halb drey Uhr. Das Geräuſch der brechenden Wellen näherte ſich immer mehr, und bald erkannte ich ſogar die Oberfläche des heftig bewegten Meeres. Schnell ergriff ich einen Sack mit Ballaſt, um ihn hinab zu ſchleudern, aber in demſelben Augenblicke ſtürzte ſchon die Gallerie ins Meer, und wir ſtanden ſämmtlich im Waſſer. Im erſten Schrecken warfen wir alles von uns, was

die Maſchine erleichtern konnte, unſern Ballaſt, alle Inſtrumente, einen Theil unſrer Kleidung, unſer Geld, auch die Ruder, deren eines ohnehin nicht weit von Bologna zerbrochen war.“

„Da, trotz alle dem, der Ball ſich noch immer nicht wieder erheben wollte, ſo ſchleuderten wir endlich auch die Lampe ins Meer, und ſchnitten und brachen ab, was nur immer entbehrlich ſchien. Auf einmahl riß die Maſchine ſich mit großer Gewalt wieder empor, und — ſo ſehr erleichtert — trug ſie uns im Moment zu einer ſolchen Höhe, daß unſer lauteſtes Sprechen und Rufen ganz ſchwach wie aus weiter Ferne zu kommen ſchien. Mir wurde ſehr übel, ich mußte mich übergeben, und Graſſetti lief das Blut aus der Naſe; uns beyden wurde das Athemholen ſehr beſchwerlich. Da wir ganz durchnäßt in dieſe hohen Regionen geführt wurden, ſo überzog uns da der Froſt ſogleich mit einer Eisrinde. Wie es zuging weiß ich nicht, daß der Mond, der damahls im letzten Viertel war, in einer Parallelinie mit uns ſtand, und uns allen dreyen blutroth ſchien. — Wohl eine halbe Stunde lang durchzogen wir dieſe unermeßliche Höhe, dann fing die Maſchine wiederum an, ſich langſam herabzu zu ſenken; ſie wurde gleichſam auf die Oberfläche des Waſſers ſanft niedergelegt. Alle Zufälle und Phänomene hörten auf, ſo wie wir niederſchwebten. Es war etwas über drey

Uhr. In welcher Entfernung vom feſten Lande der Ball ins Meer fiel, läßt ſich nicht beſtimmen; die Nacht war zu finſter, die See zu ſtürmiſch, und wir ſelbſt nicht im Stande Beobachtungen anzuſtellen. Wir mochten ungefähr in der Mitte des adriatiſchen Meeres ſeyn, und zwar in der Richtung von Rimini. Trotz des ſanften Falles tauchte dennoch die Gallerie unter, wir ſtanden bis an den halben Leib im Waſſer; oft wurden wir auch ganz von den Wellen bedeckt. Da der Ball zur Hälfte erſchlafft war, ſo konnte der Wind ſich daran fangen wie in einem Segel, und ſo wurden wir mehrere Stunden lang durch die ſtürmiſchen Wellen geſchleift. Bey Tagesanbruch befanden wir uns etwa vier Meilen von der Küſte von Peſaro, die wir erkannten. Schon ſchmeichelten wir uns glücklich dort anzulanden, als plötzlich ein ſcharfer Landwind uns zurück aufs hohe Meer warf. Es war nun völlig Tag geworden, und wir ſahen rings um uns her nichts als Waſſer, Himmel, und unvermeidlichen Tod. Zwar wollte unſer Glücksſtern, daß uns mehrere Schiffe begegneten, aber ſobald ſie von ferne den leuchtenden Ball erblickten, geriethen ſie in Furcht und ſteuerten weit von uns ab. Es blieb uns alſo keine andre Hoffnung, als die gegenüberliegenden Küſten von Dalmatien zu erreichen."

„Dieſe Hoffnung war natürlich ſehr gering, und höchſt wahrſcheinlich würden wir endlich von den Wellen verſchlungen worden ſeyn, wenn nicht zu unſerer Rettung ein Schiffer erſchienen wäre, der, unterrichteter als die übrigen Entflohenen, den Ball für das erkannte, was er war, und ſein Boot ſchnell zu Hülfe ſandte. Die Matroſen befeſtigten daſſelbe durch ein ſtarkes Seil an der Gallerie, und mit großer Mühe wurden wir drey Kraftloſen hineingezogen. Sobald die Maſchine ſich ſo erleichtert fühlte, ſtrebte ſie von neuem in die Höhe; vergebens ſtrengten die Matroſen alle Kräfte an, ſie nach ſich zu ziehen. Das Boot wurde ſtark bewegt, ihnen ſelbſt drohte Gefahr, ſie eilten daher das Seil zu kappen, und augenblicklich ſtieg der Ball unglaublich ſchnell in die Wolken, verſchwand aus unſern Blicken. Es war acht Uhr Morgens als wir an Bord des Schiffes kamen. Graſſetti war dem Tode nahe, kaum gab er noch ein Lebenszeichen von ſich. Mir ſelbſt waren die Hände verſtümmelt, Froſt, Hunger, Angſt hatten mich gänzlich erſchöpft. Der wackere Schiffer that was er konnte, um uns zu erquicken. Er führte uns glücklich in den Hafen von Verada, von da wir nach Pola gebracht wurden, wo man uns gaſtfreundlich aufnahm und ein geſchickter Arzt meine Hände operirte.“

Hier endigte Zambeccari ſeine intereſſante Erzählung, und ich' zweifle nicht, daß ſie dem Leſer willkommen ſeyn wird, wie ſie es mir war. Ich fragte ihn, welcher, auf ſeinen beyden unglücklichen Luftreiſen, der ſchrecklichſte Augenblick für ihn geweſen? — Er antwortete mir: derjenige, da er bey der zweyten Reiſe bis an die Bruſt im Waſſer geſtanden, die Wellen ihm oft über dem Kopfe zuſammengeſchlagen, ſo daß er ſchnell die Ohren verſtopfen, Mund und Augen ſchließen müſſen; wie er mit jeder Minute gemerkt, daß die Gondel tiefer einſinke, das Waſſer ihm Zoll für Zoll höher ſteige, der Tod unvermeidlich nahe; wie in dieſer groſſen Noth ein Schifferboot auf ihn zugeſegelt ſey, ihn faſt erreicht — aber plötzlich ſich gewandt habe und mit ausgeſpannten Segeln entflohen ſey. Dieſen letzten Augenblick nennt er als den fürchterlichſten; alſo iſt getäuſchte Hoffnung ſchrecklicher als Tod. Den Tod ſah er ja längſt vor Augen und empfand nicht dabey, was er bey dem Zergehen der letzten Hoffnung fühlte. — Wer würde, durch zwey ſo fürchterliche Begebenheiten, nicht von fernern Verſuchen abgeſchreckt worden ſeyn? Zambeccari, glühend für die Wiſſenſchaften, hat dennoch den Muth eine dritte Reiſe zu unternehmen; ja, er kennt keinen höhern Wunſch, als den, dazu in den Stand geſetzt zu werden. Eigennutz iſt dem ed-

len Manne fremd. Er iſt kein Garnerin, (von dem er redet wie ſichs gebührt), er verlangt bloß die Koſten, und würde gern ſie ſelbſt herſchießen, wenn er reich genug wäre. Von dem Benehmen ſeiner Landsleute ſpricht er mit gerechter Bitterkeit; ſie haben nichts, gar nichts für ihn gethan. Er wiegt ſich mit der Hoffnung, daß der König von Preußen, oder der Kaiſer von Rußland, oder die Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, oder die zu Petersburg, ihn berufen und unterſtützen werden. Auf den erſten Wink iſt er bereit ſich einzufinden, ſeine Theorie, ſeine Maſchine, ſeine Werkzeuge der Direktion des Balls, der ſtrengſten Prüfung zu unterwerfen. Nach meiner Ueberzeugung würde der nach Verhältniß mäßige Aufwand gewiß durch einen glücklichen Erfolg belohnt werden. Er erkundigte ſich eifrig nach Robertſon, von deſſen Kenntniſſen und Handlungsweiſe er viel Gutes gehört hat, und mit dem er ſich zu vergeſellſchaften wünſcht. Möchten ihm ſeine Entwürfe gelingen! möchte der Norden auch bey dieſer Gelegenheit zeigen, daß, wenn der Süden üppigere Pflanzen hervorlockt, er hingegen Genie und Talent zu nähren weiß.

Daß Zambeccari weder Charlatan noch Geldſauger, und ſeine Theorie keine Chimäre iſt, beweiſet der Rapport, der, auf Befehl des Generalkonſeils, von den berühmteſten Profeſſoren der

Phyſik und Mathematik zu Bologna, abgeſtattet, und am 9ten November 1804, Kraft eines Dekrets deſſelben Konſeils, abgedruckt worden. Die Berichterſtatter gehen äußerſt vorſichtig zu Werke, und benehmen ſich wie Männer, die ſowohl die Wichtigkeit des Auftrags fühlen, als das Vertrauen des Gouvernements zu ſchätzen wiſſen. Sie erzählen anfangs hiſtoriſch alles, was ſeit Montgolfier für die Aeronautik geſchehen iſt. Dann ſetzen ſie folgendes phyſikaliſche Geſetz feſt, von dem nothwendig die Direktion der Luftbälle abhängt.

„Wenn ein nicht ganz gefüllter Luftball ſich in irgend einem Orte der Atmosphäre mit derſelben ins Gleichgewicht ſetzt, z. B. nahe der Erdoberfläche, ſo folgt, daß er an jedem Orte der nähmlichen Atmosphäre mit derſelben im Gleichgewicht ſeyn müſſe, ſo lange, bis er ſich mehr füllt oder ausdehnt.“ Sie nennen das ein Equilibrio di reciprocazione, „weil es in der Eigenſchaft beſteht, daß das Volumen eines Luftballs ſich ausdehne im umgekehrten Verhältniß zu der Dichtigkeit der ihn umgebenden Luft, in irgend einer Höhe der Atmosphäre.“ — Dieſes Geſetz, bekennen ſie, iſt durch Zambeccari erfunden und erwieſen. Hierauf ſprechen ſie von ſeiner Lampe; von der unnützen Furcht, die deſſen Freunde bey der Idee geäußert, Feuer und brennbare Luft zuſammen zu bringen; von der Art

und Weiſe, wie Z. ſich mittelſt der Lampe erhebe, herablaſſe, auf einer Stelle bleibe, alles nach Gefallen, ohne den mindeſten Aufwand von brennbarem Gaz, ohne irgend eine Klappe, ohne Herabwerfen von Ballaſt. Dann erwähnen ſie auch der Ruder, deren bewegende Kraft Z. in einer Kirche, in Gegenwart vieler unterrichteter Perſonen dargethan, indem er, in einer daſelbſt aufgehängten Luftgondel, mit ihrer Hülfe ſich hin und her bewegt. Sie beſtätigen, daß Z. bey ſeiner letzten Auffahrt lange über Bologna geſchwebt, ſich nach Belieben auf und ab gelaſſen, und gleichſam einen halben Zirkel um die Stadt von Süden nach Weſten und Norden beſchrieben habe, und zwar bloß durch Hülfe ſeiner Flämmchen, ohne andern Kunſtgriff und ohne Erleichterung durch weggeworfenen Ballaſt, indem hinauf durch Ferngläſer ſehr genau Acht gegeben worden. Sie ſchließen endlich mit dem Ausſpruch: daß ſie die Theorie Zambeccari's für erwieſen und durch den Erfolg für beſtätigt halten, daß aber das zufällige Unglück, welches den kühnen Luftſchiffer zweymahl betroffen, weder ſeinem Ruhme noch dem Werthe ſeiner Erfindung im geringſten ſchaden könne. Unterzeichnet haben dieſen Rapport: Saladini, öffentlicher Profeſſor der höhern Mathematik, Canterzani, öffentlicher Profeſſor der Phyſik, und Avanzini, Profeſſor der Mathematik. Es iſt

alſo hier nicht mehr von einem frivolen Volks-ſchauſpiel die Rede, wobey etwa ein Garnerin das weiße Negligée ſeiner Frau Gemahlin zur Schau ſtellt; ſondern von einer neuen, für die Wiſſenſchaften, und vielleicht einſt für die Welt-geſchichte, ſehr wichtigen, geprüften, erprobten Erfindung.

65.

Modena.

Eine uralte Stadt, die ſchon vierzig Jahre vor Chriſti Geburt eine harte Belagerung von Brutus, dem Mörder Cäſars, ausgehalten hat, und unter deren Mauern, ein Jahr nachher, die große Schlacht vorfiel, in welcher Antonius, die beyden Konſuln Hirtius und Panſa ſchlug. Sie iſt jetzt ſo öde und menſchenleer, daß man faſt glauben ſollte, jene Belagerung und jene Schlacht ſeyen Begebenheiten unſerer Tage, wenn nicht der auszehrende Freyheitsbaum auf dem Markt das Räthſel bald erklärte. Man möchte jammern um die große, wohlgebaute Stadt, in der, außer dem Lorberbaum von Blech, den die hölzerne Göttin der Freyheit in der Hand hält, nichts Blühendes mehr zu ſeyn ſcheint. Vormahls reſidirte hier ein reicher Herzog, in einem herrlichen Pallaſt, der mit Kunſtwerken und Merkwür-

digkeiten aller Art angefüllt war; jetzt iſt der Herzog todt, ſeine Familie iſt todt, die Kunſtwerke ſind verſchwunden, in dem herrlichen Pallaſte reſidirt ein republikaniſcher Präfekt. — Uns war ein gutmüthiges Schaaf von Lohnbedienten zu Theil geworden, der uns gar zu gerne etwas Sehenswerthes gezeigt hätte. Wir ließen ihm ſeinen Willen. Da führte er uns zuerſt in einen Pferdeſtall, den einzigen Ueberreſt von des Herzogs Herrlichkeit, der noch jetzt, ſeiner urſprünglichen Beſtimmung gemäß, gebraucht wird, denn es ſtehen Pferde darinnen, nur nicht mehr hundert und zwey, wie zu herzoglichen Zeiten. Wir lachten und folgten weiter. Einen botaniſchen Garten wollte der ehrliche Tropf uns zeigen. Ich wandte ein, daß im Winter da wenig zu ſehen ſeyn würde, aber er behauptete das Gegentheil, da alles in köſtlichen Treibhäuſern verwahrt werde. Nun muß man aber wiſſen, daß ein Treibhaus überhaupt in Italien eine große Seltenheit iſt, und darum verzieh ich dem Menſchen die unnütze Mühe, die er uns gemacht hatte, denn wir fanden nichts mehr und nichts weniger als ein kleines Treibhäuschen, wie es in Deutſchland jeder wohlhabende Edelmann auf ſeinem Landgute hat, worin einige wenige, und nicht einmahl ſeltene Pflanzen, durchgewintert wurden. — Jetzt verſprach der verlegene Führer uns eine Akademie der Künſte. Hätte er Zeichenſchule

geſagt, ſo wären wir dieſesmahl nicht getäuſcht worden. Ja vormahls, als Modena noch in dem Beſitz von trefflichen Meiſterwerken mit jeder Stadt Italiens ſich meſſen konnte, mochte es auch wohl eine Akademie ſeyn; aber jetzt, da die Franzoſen ſieben und ſiebenzig claſſiſche Gemählde fortgeſchleppt, und alle Kunſtſchätze ausgeräumt haben; jetzt iſt es nur noch eine Schule, in welcher ganz artig, auch nach lebendigen Modellen, gezeichnet wird. Das Lokal iſt groß und ſchön; es giebt herrliche leere Schränke, in welchen einſt ein ſehr berühmtes Münzkabinet aufbewahrt wurde. Man kann die runden Vertiefungen alle noch ſehen, die vormahls mit Münzen angefüllt waren. Es giebt auch noch allerley andere Spielereyen und Kleinigkeiten, welche der Sieger dem Ueberwundenen großmüthig gelaſſen hat. Doch eine intereſſante Seltenheit iſt dieſem Inſtitut wirklich geblieben, nähmlich Correggio's Schädel, den es, wie die Lukasakademie zu Rom den Schädel Raphaels, hinter Glas verwahrt, und die pomphaften Inſchriften auch nicht geſpart hat. Iſt es nicht zu verwundern, da der Schädel eines großen merkwürdigen Mannes gewiß Jedermann ohne Ausnahme ein hohes Intereſſe einflößt, daß ſo wenig dergleichen Schädel aufbewahrt werden! und daß, meines Wiſſens, bis jetzt, außer zwey Mahlerakademien und dem Dr. Gall in Wien, noch Niemand

auf den Einfall gerathen iſt, dieß koſtbare Ueberbleibſel eines ausgezeichneten Menſchen dem finſtern Erdenſchooß zu entziehen? — Warum ſind denn eben nur die Mahler darauf verfallen? und eben nur in Italien? — Warum ſchmückt man nicht Bibliotheken mit den Schädeln großer Schriftſteller und Dichter? warum nicht Zeughäuſer mit Heldenſchädeln? — In einem Saale der Zeichenſchule ſtehen viele Abgüſſe von den beſten Antiken, und unter ihnen auch ein Gerippe, welches einem Rieſen zugehört haben muß, denn noch entfleiſcht übertrift es an Größe ein paar koloſſale Statuen, welche ihm zur Seite ſtehen. Als dieſes Gebein noch Blut und Leben herbergte, ſoll es ein öſterreichiſcher Offizier geweſen ſeyn, der in einer Schlacht gegen Macdonald geblieben. Seinen Nahmen konnte ich nicht erfahren. — In der ſogenannten Gemähldegallerie iſt nur noch ein vortreffliches Bild, ein Chriſtus am Kreuz von Guido Reni. Es war doppelt vorhanden, daher die Franzoſen abermahls Großmuth übten, nur das beſte Exemplar wegnahmen, und das andre zurückließen. Vor dem Saale iſt ein gewaltig großes Bild aufgeſtellt, wo man Bonaparte in rother geſtickter Uniform erblickt, wie er Italien zu einer Republik erhebt. Es hat gar keinen Kunſtwerth, wird alſo vermuthlich bald weggenommen, und in die Rumpelkammer zu der italiäniſchen Freyheit geſtellt

werden. — Taſſoni zu Ehren habe ich mir auch in einer Kirche den geraubten Eimer zeigen laſſen, der einſt zu dem blutigen Kriege zwiſchen Modena und Bologna, und zu Taſſonis unſterblichem Gedicht die Verunlaſſung gab. Er wird im Thurme in einer finſtern Kammer aufbewahrt, zu der man ziemlich beſchwerlich hinaufklettern muß. Das ganze Intereſſe beſteht freylich nur in der mitgebrachten Erinnerung, denn wer jemahls einen mit Eiſen beſchlagenen Eimer in dem erſten beſten Ziehbrunnen geſehen hat, der weiß auch wie dieſer ausſieht. Vormahls gab es in Modena keine Kirche, die nicht irgend ein ſchönes Bild aufzuweiſen hatte; jetzt kann man ſich den Gang erſparen, aus ſchon oft angeführten Urſachen. — Das Theater zu Modena iſt ſeltſam geſtaltet, nie ſah ich ein ähnliches. Die einzige breite Seite nimmt die Bühne ſelbſt ein, die Logen (fünf Reihen übereinander) ziehen ſich in einem völlig irregulären Sechseck darum herum. Mir ſchien es doch, als könne man überall recht gut ſehen. Aber die bunten Verzierungen der Logen, die alle mit Vorhängen, und zwar jede von einer andern Farbe, verſehen ſind, fielen widerlich ins Auge. Die Opera buffa war nicht übel; auch das Ballet (daſſelbe, welches ich ſchon zu Rom geſehen hatte) war wenigſtens beſſer ausgeführt als dort. Schade nur, daß die Prima Ballerina bloß aus Armen und

Beinen beſtand, welchen man die Ueberreſte eines hängenden Buſens beigefügt hatte.

66.

Die Gewäſſer zu Modena.

Es iſt höchſt merkwürdig, daß dieſe ganze Gegend auf unterirdiſchen Strömen ruht, die, in einer Tiefe von acht und ſechszig Fuß, unerſchöpflich reich an Waſſer, ſich fortwälzen. Wer hier eines Brunnens bedarf, der läßt graben, wo, es ihm beliebt. Die erſte Erdſchicht von vierzehn Fuß, beſteht anfangs aus allerley Geſtein, und endlich ſtößt man auf alte gepflaſterte Straßen und Häuſer von römiſcher Bauart, ein Beweis, daß das uralte Modena, einſt eine Colonie der Römer, durch ein Erdbeben hier verſank, vielleicht auch von zwey Bergen bedeckt wurde, die, der Geſchichte zufolge, zuſammenſtürzten. Die zweyte Erdſchicht, abermahls von vierzehn Fuß, beſteht meiſt aus Pflanzenerde, in welcher ſich Zweige, Stämme und ganze Bäume vermodert, doch noch ſehr kenntlich, finden. Kein ſolcher Baum verräth durch irgend eine Spur, daß er jemahls von Eiſen berührt worden, und man vermuthet daher, daß hier zu einer Zeit ein Wald ſtand, als die Menſchen dieſes Metall noch nicht

kann-

kannten, und daß nachher die alte Stadt auf dieſem Grunde erbaut worden. Die dritte Erdſchicht, von eilf Fuß, zeigt ſich plötzlich ganz verändert. Sie beſteht aus dem ſchönſten weißen Thon, mit Muſcheln und allerley andern Seeprodukten vermiſcht. Hier war alſo einſt Meeresgrund, hier wimmelten Fiſche, bis das Meer dem Walde, die Fiſche den wilden Thieren Platz machten, und bis dieſe wiederum von Menſchen vertrieben wurden. Wie viele Jahrtauſende mogten dazu erforderlich ſeyn! Hier verliert ſich der menſchliche Geiſt in den geheimnißvollen Abgründen der ewig ſchaffenden, ewig zerſtörenden Natur! — Der jetzt folgende Boden iſt nur zwey Fuß dick, Sumpferde, mit vermodertem Rohr und andern Sumpfpflanzen vermengt. Hierauf durchgräbt man abermahls eine Schicht von eilf Fuß, gleich der vorletzten, aus weißem Thon und Seeprodukten zuſammengeſetzt, dann wiederum zwey Fuß Sumpferde, ruhend auf ſieben Fuß des beſchriebenen Thons. Die letzte Schicht von Sumpferde, die nun folgt, hat zur Unterlage Kies, groben Sand und Kieſel von allerley Größe, welche, nebſt einem ſtarken unterirdiſchen Rauſchen, die Nachbarſchaft des Waſſers verkünden. Alſobald laſſen ſämmtliche Brunnengräber ſich hinaufziehen; nur ein einziger bleibt, und macht mit einem Erdbohrer ein Loch in die fünf Fuß dicke

Schicht von Sand und Kies. Jetzt muß er aber ſchnell ein Zeichen geben, daß man ihn ſeinen Kameraden nachziehe. Das geſchehe auch ſo ſchnell es wolle, ſo langt er doch immer, vom Kopf bis zu den Füßen reichlich gebadet, oben an; denn das Waſſer, welches augenblicklich um den Bohrer quoll, erhebt ſich jetzt mit Wuth und ſolcher Gewalt, daß es Kieſelſteine von vier Unzen an Gewicht mit ſich hinauf ſchleudert. In demſelben Augenblicke hören alle andere Brunnen in der ganzen Gegend auf zu fließen, bis der neue Brunnen ruhiger geworden. Da iſt die kurze Geſchichte der Gewäſſer von Modena, welche, aus einer Tiefe von acht und ſechszig Fuß, zu jeder Jahreszeit unerſchöpflich, nicht allein Stadt und Land mit Waſſer verſorgen, ſondern ſich auch nachher in einen ſchiffbaren Kanal vereinigen, der in den Po fließt. Es hat Gelehrte gegeben — denn was auf der Welt hat nicht irgend einmahl ein Gelehrter behauptet? — welche den Urſprung und Reichthum dieſer Gewäſſer dem Meere zuſchreiben, das ſich hier in unterirrdiſchen Gängen filtrire. Der Abt Teta in Neapel hingegen, ſucht zu beweiſen, daß der gewaltige unterirdiſche Strom von den Seen ſeinen Zufluß erhalte, welche auf den Alpen und Apenninen angetroffen werden. Er hat eine Broſchüre darüber geſchrieben, die derjenige leſen mag, den die Unterſuchung noch näher intereſ-

ſirt. Rammazini, aus dem Volkmann ſeine Nachrichten nahm, iſt nicht ſo zuverläßig.

67.

Mantua.

Die unfreundliche Lage dieſer Feſtung, die im letzten Kriege eine ſo große Rolle geſpielt hat, iſt bekannt. Durch tauſend Krümmungen, welche durch allerley ſehr entfernte Außenwerke nothwendig gemacht werden, windet man ſich über eine weite Ebene, auf der das Auge nirgends an einen Baum ſtößt, zwiſchen moraſtigen Gewäſſern hindurch. Daher iſt die Stimmung, in welcher man zum Thore hineinfährt, eben nicht die heiterſte. Die Stadt ſelbſt trägt nichts dazu bey, das Gemüth zu entwölken. Vergebens erwartet man dieſe Wirkung von dem Monument, welches vor kurzem dem Virgil (deſſen Geburtſtadt Mantua war) mit großem Pomp errichtet worden. Lieber Gott! welch eine Perſifflage auf den großen Dichter! Seine Büſte ſteht ſo hoch, daß man die Züge derſelben gar nicht einmahl unterſcheiden kann. Vier Schwäne von übergipſtem Eiſenblech tragen eine Säule; der Gips iſt bereits an vielen Stellen abgefallen, und die Schwäne ſehen aus wie gerupft. An einem großen viereckten Piedeſtal lieſt man vier Innſchriften; die eine: dem unſterblichen Virgil

aus Mantua gewidmet, ſcheint offenbar nur hingeſetzt, um die übrigen drey mit guter Manier anbringen zu können. — Die andere lautet: „Im Jahr 9. der (erbärmlichen) Freyheit, als Brune General und Bonaparte Conſul waren." — Die dritte: „Dem General Miollis, dem Mäcen die dankbaren Bürger. — Die vierte endlich iſt zu Ehren der Herren Adminiſtratoren eingegraben. Man ſieht, der gute Virgil hat ſeine Unſterblichkeit ſo viel möglich zerſtückeln müſſen, um Jedem eine kleine Portion abzugeben; ſeiner wird eigentlich nur im Vorbeygehen gedacht. Der Platz iſt groß, aber mit ſehr ſchlechten Häuſern umgeben; kurz, das Ganze iſt nichts weniger als ein Monument Virgils, ſondern bloß ein Denkmahl der franzöſiſchen Eitelkeit, die ſich leider nicht immer mit Schwänen von übergipſtem Eiſenblech begnügt. — Auch eine Buchdruckerey iſt hier, welche den ſtolzen Titel der virgilianiſchen führt, und Komödienzettel liefert.

Die Andreaskirche gehe man doch nicht vorüber, ſie iſt in der That ſchön. Chriſti Blut wird daſelbſt in einer Phiole aufbewahrt, aber nur bey öffentlichen Calamitäten gezeigt. — Auch die Cathedralkirche iſt ſchön, doch bey weitem nicht in dem erhabenen Styl gebaut, der die Andreaskirche auszeichnet. Wo die guten Gemählde geblieben ſind, brauche ich nicht ewig zu wiederhohlen. — Mantua iſt die letzte Stadt, in der man, vor

allen Kirchen, die Streifen von Wachsleinwand hängen sieht, die den Schildern der Krämer auf der Leipziger Messe gleichen, und auf welchen höflich ersucht wird, für die armen Seelen zu beten. — Das alte Schloß der Gonzaga's ist von grossem Umfang und gehört jetzt der neuen Nation. — Die einzige Masken-komödie, die ich in ganz Italien angetroffen habe, war zu Mantua. Ich freute mich darüber, denn ich habe den ehrlichen Harlekin stets geliebt, aber leider taugte er nichts. — Man gab auch la Serva Padrona, die allerliebste Posse, die ich vor mehr als zwanzig Jahren in Petersburg von Madam Doria, (damals jung, reizend, von Diamanten strotzend, allmächtige Gebieterin des allmächtigen Ministers Bysborodko) hatte darstellen sehen — und — welch ein Wechsel des Glücks! — diese nähmliche Doria, jetzt alt, häßlich, arm, spielte die Rolle auch hier! — Fast hätte dieser Anblick, der so manche Erinnerung auffrischte, mir Thränen entlockt. — Wie stark die Beamten der Republik im Lesen sind, davon haben sie mir einen klaren Beweis schriftlich hinterlassen, denn meinen Nahmen, der im Passe sehr leserlich geschrieben war, verwandelten sie in Bomiguno Alessandro, das beweist doch wohl, daß sie keinen Buchstaben kennen. —

Bey meiner ersten Durchreise fand ich hier die Neger in Garnison, die man zusammenge-

pfercht hatte, um ſie nach und nach ruhig ausſterben zu laſſen. Ihre Zahl iſt ſo ſehr geſchmolzen, daß man endlich für gut gefunden hat, das tägliche Spektakel ihres Hinwelkens nach Piemont zu verlegen. Der elende Ueberreſt dieſes oft gerühmten Regiments beſtand kaum noch aus einigen Hunderten.

68.

Verona.

Eine große, wunderliche, von fünf und vierzigtauſend Menſchen bewohnte Stadt, von der Etſch in zwey ungleiche Theile getheilt. Der größte und beſte gehört den Franzoſen, der kleinere wurde an Oeſterreich überlaſſen. Eine Brücke, die über die Etſch führt, iſt mit Schildwachen und Viſitatoren *beyder* Nationen beſetzt; der Fremde wird wie ein Federball, aus einer Hand in die andere geſchlagen, bis er endlich auf den *Boden der Freyheit* niederfällt, wo Niemand muchſen darf, wenn die Franzoſen es nicht zuvor erlaubt haben, oder bis er jenſeits den Tyroler Gebürgen ſich nähert wo allein noch ächte *Menſchen* wohnen. — Kommt man nach Verona, ohne vorher in Rom geweſen zu ſeyn, ſo haben die römiſchen Alterthümer daſelbſt freylich ein weit größeres Intereſſe als im umgekehrten Falle; denn da hat man

ſo viel Großes und Erhabenes geſehen, daß alle Trümmer, die man nachher antrifft, nur noch einen geringen Eindruck machen.

Das Amphitheater zu Verona iſt berühmt und verdient es zu ſeyn, aber mit dem Coloſſeum muß man es ja nicht vergleichen. Es giebt hier ſogenannte Conſervatoren, deren Pflicht es iſt über dieſe ehrwürdigen Reſte zu wachen. Mich deucht, dieſe Herren Erhalter haben zu wenig und zu viel gethan; zu wenig — denn ſie haben verſtattet, daß von außen alle Arkaden mit Werkſtätten von Schmieden, Schloſſern und allerley Gewerben, Holzremiſen und Heumagazinen angefüllt ſind, welches natürlich ſehr verunſtaltend iſt; zu viel — denn ſie haben inwendig das ganze Amphitheater wieder hergeſtellt, folglich kann man das Antike vom Modernen gar nicht mehr unterſcheiden, alles ſieht ſo neu und nett aus, als ob es erſt eben fertig geworden wäre. Wird man in der Mitte des Platzes das kleine Theater von Brettern gewahr, wo auch eine Art von modernem Gaukelſpiel getrieben wird; ſo fühlt auch der feurigſte Verehrer des Alterthums ſeinen Enthuſiasmus plötzlich abgekühlt, es kommt ihm vor, als ſtehe er auf einem berühmten Schlachtfelde, und müſſe zuſehen, wie jetzt die Kinder Ball darauf ſpielen.

Außer dem modernen antiken Amphitheater

giebt es noch mancherley geringe Ueberreſte, Bogen, Mauern, Thore u. ſ. w., die aber alle kaum des Nennens werth ſind. Palläſte und Kirchen enthalten ſo viele Merkwürdigkeiten, als die Franzoſen ihnen zu laſſen beliebt haben, das heißt, ſehr wenige. Das von dem berühmten Maffei geſtiftete Muſeum beſitzt noch viele ſchätzbare Alterthümer und pikante Inſchriften, aber eine der Hauptzierden deſſelben, das in Stein gehauene Teſtament in griechiſcher Sprache (von dem ich in meinen Erinnerungen aus Paris geredet habe) iſt hier geweſen. Eben ſo ein Diomedes. — Ein Kopf des Antonins Pius (Nro. 162) hat auffallende Aehnlichkeit mit dem jetzigen franzöſiſchen Kaiſer. Ich habe das Muſäum mit dem Maffei in der Hand durchwandert, und wohl funfzigmahl Gelegenheit gehabt die Bemerkung zu erneuern, daß die Herren Alterthumsforſcher oft ſehen, was ſie eben ſehen wollen. Mehrere Beyſpiele habe ich mir aufgezeichnet, der Leſer müßte aber die Basreliefs ſelbſt vor ſich haben, wenn eine ſolche Erläuterung ihm Vergnügen gewähren ſollte. — Eine auffallende Inſchrift iſt dieſe: Eros Asini Atriensis. Maffei meint, man ſolle Asinii leſen; unter den Knechten ſeyen die Atrienſer die Geachteteſten geweſen. — Man bringt hier in der That einige Stunden ſehr angenehm zu, denn der intereſſanten Inſchriften ſind nahe an ſechs-

hundert, und es würde ein Aufenthalt von Monaten dazu gehören, um dieſes Vergnügen gänzlich zu erſchöpfen. —

Das Theater zu Verona iſt in jeder Rückſicht eins der beſten, die ich in Italien angetroffen. Zwar bey meiner erſten Durchreiſe war die Opera buffa nur mittelmäßig, und ich wüßte keinen Sänger auszuzeichnen. Man gab due nozze ed un sol marito, mit einer artigen Muſik von Guglielmi, beſonders machten die morceaux d'Ensemble gute Würkung. Der Text war, wie gewöhnlich, ohne Sinn und Verſtand; daher ich hoffe, daß er bald ins Deutſche werde überſetzt werden. Der erſte Tenor, Benedetti, war ein ſehr ſteifer Patron mit einer ſchwachen Stimme, der für nothwendig hielt, (vermuthlich weil er einen Officier vorſtellte), den Hut nie vom Kopfe zu nehmen; ſelbſt als er bey Damen zu Gaſte war, und an einer Tafel zwiſchen ihnen ſaß, trennte er ſich nicht von ſeinem lieben Hute. Die Primadonna, Lodoviſi, ſang nicht übel, konnte ſich aber ſchon der reifern Jahre rühmen. Das Ballet, das ſteinerne Gaſtmahl, hatte der Balletmeiſter Luzzi recht gut ausgeführt, und ſeine Tochter, ein allerliebſtes Mädchen von vierzehn Jahren, wird gewiß bald unter den erſten Ballerinen glänzen. Das Theater iſt groß und ſchön, im Vorhange zählte ich vierzehn oder funfzehn Riſſe. Auf Täuſchung iſt

es auch hier nicht abgeſehen; bey Verwandlungen werden die Dekorationen weggetragen, ehe noch die Scene ausgeſpielt iſt, und der Lichtputzer treibt, während der Vorſtellung, ſein Weſen ganz nach Belieben. Franzöſiſche Grenadiere hielten Wache, und machten auch den gröſsten Theil der Zuſchauer aus. — Bey meinem zweyten Aufenthalt in Verona fand ich Oper und Ballet noch verbeſſert. Man gab la Cappriciosa pentita mit einer vortrefflichen Muſik von Fioravanti. Die Primadonna, Ceccarelli, war freylich auch nicht reizend, und der Tenor Campitelli, ſehr mittelmäßig, aber die beyden Buffo's, Guglielmini und Bartolucci, gehörten unter die beſſern. Der Balletmeiſter war jetzt Angiolini. Das Ballet ſelbſt, Abdul oder der groſsmüthige Türke, enthielt freylich nur eine abgedroſchene Geſchichte, allein es war verſtändlich, und die Ausführung verrieth Kenntniß, Geſchmack und Fleiß. Die erſte Tänzerin, Guglielminetti, kann ich zwar nicht rühmen, dagegen ſind Gaetano und Anna Diani ein allerliebſtes junges Paar, das jetzt ſchon groſses Wohlgefallen erregt, und einſt gewiß entzücken wird. Die Dekorationen waren faſt die beſten, die ich in Italien geſehen habe. Der Künſtler heiſst Pienti.

69.

Beſchluß.

Italien geſehen zu haben, iſt ſehr angenehm: es zu ſehen, weit minder. — Wie, wenn ich eine Parallele zwiſchen Italien und Rußland zöge? und es zum Vortheil des letztern thäte? — Dann wird man mich paradox ſchelten, aber ich habe Gründe, und, wie mich deucht, gute Gründe. — Das Klima in Italien iſt lieblich und mild, aber ſehr veränderlich. Keinen Tag, faſt keine Stunde, kann man ſich auf die Witterung verlaſſen; daraus entſteht groſser Nachtheil für die Geſundheit; gröſſerer noch aus den vielen Sümpfen, die faſt das ganze Jahr hindurch die Luft mit ſchädlichen Dünſten füllen; den Seen und Bächen die man ſchon meilenweit riecht. Die Reichen müſſen im Sommer auf Berge fliehen und ſich gegen die Luft der Ebene verſchanzen; die Armen müſſen bleiben und ſterben. Die jährliche Ueberzahl der Todtenliſten erregt Schaudern. Wo der giftige Aushauch der Sümpfe und Seen nicht hinreicht, da helfen die Menſchen mit ihrem Schmutze nach. Bey dieſem abſcheulichen Hang der Einwohner, in Schmutz zu leben, wie die Miſtkäfer, iſt mir unbegreiflich, daß die Peſt ſo lange nicht in Italien geweſen; ſehr begreiflich hingegen iſt mir, daß das gelbe Fieber

dort ſeinen Thron aufgeſchlagen, ich wundere mich vielmehr, daß es nicht dort ſeinen Urſprung genommen.

Dagegen Rußland — das Klima iſt rauh, doch beſtändig; Sümpfe giebt es da auch, doch die Glut der Sonne kocht nicht Gift daraus. An allen Seen und Flüſſen kann man luſtwandeln, ohne die Naſe zuzuhalten. Keine Jahreszeit droht der Geſundheit; Arme wie Reiche dürfen alt werden, ohne ihren Hütten Monate lang den Rücken zuzuwenden. Die trockene Kälte iſt heilſam; das Reich der Lebendigen empfängt jährlich mehr Bewohner als das Reich der Todten. In Städten und Häuſern herrſcht Reinlichkeit; in einer Finniſchen Bauerhütte wird weniger Schmutz gefunden, als in manchem Pallaſte zu Neapel.

Der Winter iſt in Italien ſehr mild, und dennoch — (Neapel etwa ausgenommen) — beſchwerlicher als in Rußland; denn wie ſoll man mit rauchenden Kaminen, ſteinernen Fußböden, klaffenden Thüren und Fenſtern, auch nur einem Grad Kälte widerſtehen? — In Rußland hingegen ſind oft ſogar die Vorhäuſer ſchon geheizt, die Zimmer erhalten, durch tüchtige Oefen und doppelte Fenſter, eine immer gleiche, angenehme Temperatur; der Rücken friert nicht, wenn der Bauch ſchwitzt, man reibt ſich nicht immer die

Hände, Wolken von Athem ſichtbar von ſich blaſend. Der Sommer iſt in Italien unerträglich heiß; alle Kräfte werden abgeſpannt, man weiß ſich nirgend zu laſſen. In Rußland genießt man den Sommer, und zwar Tag und Nacht, denn die ſchönen hellen Nächte gewähren einen lieblichen Genuß. Frühling und Herbſt ſind in Italien ſchöner, Sommer und Winter in Rußland. — Italien erzeugt Wein und edle Früchte, Rußland bezahlt ſie. Ich habe in Neapel nie eine ſo ſüße Orange gegeſſen als in Petersburg. Die meiſten Weingattungen Welſchlands widerſtehen dem Gaumen des Fremden; Florentiner Wein und Thränen Chriſti ſind die einzigen guten Tiſchweine; ſelten ſind ſie ächt zu haben; mitten unter Millionen Reben ſchmachtet oft der Weindurſtige. In Rußland mangelt es nie an gutem Weine; alle Weinländer laſſen Quellen dahin fließen. Auch die erſten Bedürfniſſe des Lebens, Fleiſch, Brod, Milch, ſind unendlich beſſer und wohlfeiler als in Italien.

Aber die herrlichen Alterthümer und Kunſtwerke, welche Italien beſitzt? — die kann und will ich ihm nicht ſtreitig machen; doch zum Glück des Lebens tragen ſie nichts bey. Man ſieht ſie dreymahl, man ſieht ſie ein dutzendmahl, nun hat man ſie genug geſehen, und am Ende fährt man zu Rom am Coloſſeum eben ſo gleichgültig vorbey, als zu Petersburg am Marmor-Pallaſt.

— Und wenn ich nun von den lebloſen, halb erſchöpften Reitzen Italiens zu den lebendigen Vorzügen Rußlands übergehe: — Himmel, wie ſteht dann das erſtere im Schatten! — Noch wogt Italien, bewegter als die Meere die es umflieſsen; Rußland grünt ſtill. Noch kriechen Haß und Mißtrauen im Finſtern über Welſchlands blumenreichen Boden; in Rußland giebt das Volk Liebe und der Monarch Vertrauen, beyde kennen die Furcht nicht. In Welſchland muß der Fremde jeden Schritt in die ſchöne Natur zuvor einem Bettler abkaufen, und indem er ſteht, eine herrliche Gegend zu betrachten, reckt ihm plötzlich ein Krüppel eine verſtümmelte Hand unter die Augen. Banditen-Phyſiognomien umringen ihn überall und Erzählungen von Mordthaten beklemmen ſeine Bruſt. In Rußland geht er ſicher in finſtrer Nacht durch dichte Wälder, hört, ſtatt der jammervollen Litaney des Bettlers, nur heitern Volksgeſang des fleißigen Arbeiters und brave Geſichter lachen ihm überall entgegen. — Die craſſeſte Ignoranz hat ihren Filzſchleyer über Italien gebreitet; die einzige Wiſſenſchaft vieler Vornehmen iſt Kartenſpiel; ſie leſen — in Farobüchern; ſie ſchreiben — mit Kreide auf den Spieltiſch. In Rußland iſt ein ſchöner Morgen für Kunſt und Wiſſenſchaften angebrochen. — Bis ins Unendliche ließe dieſe Parallele ſich fortſetzen, doch nur noch einen Zug

will ich herausheben. Italien ſeufzt und murrt unter dem Joche einer fremden oft übermüthigen Nation. Rußland athmet frey und leicht unter dem ſanften Scepter des Enkels der großen Catharine. — Genug! — Auf das Lob ſinnreich zu ſeyn, macht meine Parallele keinen Anſpruch; aber daß ſie wahr iſt, dafür bürge ich. — Wird man ſich nun noch wundern, daß ich Italien gern verließ? daß ich nie wieder dahin zurückkehren, und nicht um den Preis von Millionen mein Leben dort zubringen möchte?

Nachſchrift
des Verlegers dieſer Ausgabe.

Man hat dem Publikum hier ſo vollſtändig und genau als möglich gegeben, was in der Kotzebueſchen Reiſe wirklich merkwürdig und intereſſant iſt. Man hat nur das weggelaſſen, was entweder an dieſer Stelle auf keine Art paſſend und unterhaltend war, oder ſolche Dinge, von denen ſich mit Zuverſicht hoffen läßt, daß ſie Hr. v. Kotzebue bey kälterm Blute und ruhigern Anſichten, etwa nach einigen Jahren, ſelbſt weggeſtrichen haben würde.. So ſoll dieſe Auflage, bey der verhältnißmäßig ſehr großen Wohlfeilheit, doch, wie man hofft, nichts am wahren Werthe verloren haben.

In=

Inhalt

des dritten Theils.

Seite.

1. Die Peterskirche 3
2. Der Pallaſt des Vatikans . . . 12
3. Der Garten des Vatikans . . . 14
4. Die Bibliothek des Vatikans . . . 15
5. Das Vatikaniſche Muſeum . . . 21
6. Die Akademie der ſchönen Künſte . . 25
7. Die Villa Panfili 28
8. Der Pallaſt Corſini 30
9. Die Villa Albani 32
10. St. Peter in carcere 38
11. Carluccio 39
12. Tomaſo Diamanti, Büchſenmacher und Mechanikus in Rom 43
13. Einige der vorzüglichſten Kirchen zu Rom 44
14. Die Obelisken 64
15. Fahrt nach Tivoli 66
16. Die Gemähldegallerie Doria . . 82
17. Die Villa Medicis 92
18. Die Villa Ludoviſi 95
19. Monte Cavallo 99
20. Der Todten-Garten 101
21. Der Pallaſt Barberini 105

Seite.

22. Die Wohnung des Pabſtes . . . 108
23. Der Pallaſt der Cäſaren . . . 111
24. Das Theater des Marcellus . . . 113
25. Porticus der Octavia 114
26. Das Mauſoleum des Auguſtus . . —
27. Der Tempel des weiblichen Glücks . 121
28. Die Pyramide des Ceſtius . . . 122
29. Der Tempel der Veſta 125
30. Der Tempel des männlichen Glücks . —
31. Haus des Pilatus . . . . . —
32. Die Engelsburg 126
33. Die Bäder des Caracalla . . . 127
34. Einige andere Ruinen in dieſer Gegend 134
35. Der Pallaſt Giuſtiniani 138
36. Eine Wallfahrt 141
37. Einige Ruinen, die bloß durch mitgebrachte Erinnerungen intereſſant werden . 144
38. Das Kapitolium 153
39. Die Triumphſäulen 164
40. Springbrunnen 165
41. Die Bäder des Diocletian . . . 168
42. Die Villa Borgheſe 169
43. Der Pallaſt Farneſe 173
44. Der Pallaſt Colonna . . . . —
45. Der Pallaſt Borgheſe 174
46. Das Pantheon 176
47. Janus Quadrifrons 178
48. Der kleine Triumphbogen des Septimius Severus 179
49. Groſse Cloaken . . . . . —
50. Der Pallaſt Lucian Bonaparte's . . 181
51. Die Theater in Rom 184
52. Beytrag zu einer Schilderung der Sitten in Rom 197